



B  
1044

Ampl. 00 1/2

vegl. h. 3225  $\frac{2}{50}$

Sal



N. P. 7.

Dobry Kal.

D<sup>80</sup> 39

SP

Ne

ee



Kleine  
Kinderbibliothek

herausgegeben

von

Joachim Heinrich Campe.



Fünfter Theil.

Neue, stark verminderte, und dadurch  
verbesserte Auflage.



Frankfurt und Leipzig, 1801.





# I n h a l t.

1.	Der Frühling	S. 1
2.	Die Reise durchs Leben	2
3.	Lied	12
4.	Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit	14
5.	Der junge Perser	15
6.	Einige Nachricht von den Neger- slaven in Guinea, und von ihrem Zustande in den Americanischen Kolonien der Europäer	19
7.	Lorenz und Leonore. Eine lehrreiche Geschichte, besonders für junge Mädchen, welche das Lesen lieben	34 61
8.	An Phöbe. Auf ihren vierzehnten Geburtstag	71
9.	Jüdische Dichtungen und Fabeln	75
10.	Die vier Stufen des weiblichen Alters	75
11.	Die große Höhle bei Castleton in dem hohen Peak von Derbshire	97
12.	An unsere theure Mutter	106
13.	Leonore und Charlotte	107
14.	Fragment, nach einem nächtlichen Gewitter	113
15.	Der sterbende Greis. Eine Erzählung	114
16.	Das Weibchen	119
17.	Geschichte einer merkwürdigen Begebenheit, welche sich auf Cooks letzter Reise um die Welt ereignete	121
18.	Nachrichten von dem unglücklichen Ende des berühmten Länder-Entdeckers Cook	139
19.	Irin und Amin	158
20.	Grndtelied, den 2ten August 1782	161
21.	Diogenes und Bachides	162
22.	Die untergehende Sonne, an Elisen	168
23.	Der Affe und der Bär	170
24.	Die Laster und die Strafe	171
25.	Der Wandersmann und die Sonnenuhr	172
26.	Zuruf an die Jugend	172
27.	Sadi, eine Geschichte für junge Prinzen	173
28.	Diogen	176
29.	Morgenlied	177
30.	Fragment eines Gesprächs über die Frage: Was ist ein Edelmann. Allen jungen Edelknechten gewidmet	178 181
31.	Das Bauernlied	181
32.	Ein Beispiel von einem ungerechten Argwohn und von der Ehrlichkeit eines Juden	185
33.	Verurtheile einen Menschen nicht auf seine Ge- sichtsbildung	186
34.	Der Hund des Armen	190

35. Kartoffel-Lied	S. 191
36. Ein Hofmarschall, wie es ihrer wenige gibt	192
37. Ein Lied hinterm Ofen zu singen	193
38. Anekdote von einer pädagogischen Kage	194
39. Der Abend	198
40. Die Obsthandlerin zu Paris	199
41. Der Wandersmann und der Kolibri	201
42. Der Löwe und der Wolf	202
43. Ein Kriegslied und ein Friedenslied, künftigen Regenten gewidmet	203
44. Auf den Tod der Kaiserinn	206
45. Aus dem Rosengarten des Persischen Dichters Sadi	206
46. An die kleine Gräfinn Aline von A <sup>o</sup> , als sie drei Monat alt war	209
47. Der edelmüthige Landmann. Eine wahre Ge- schichte	211
48. Die Tabakspfeife	216
49. Zwölf brave Söhne	218
50. Eine seltene Begebenheit am 1ten November 1783	220
51. Anekdote vom Schutheiß Wengi	223
52. Der Ruf an Jünglinge	224
53. An eine empfindsame Romanenleserin	226
54. Willich, oder der gute Haushälter	228
55. Epistel an meinen Eleven Adrian von A <sup>o</sup> an sein m dreizehnten Geburtstage	241
56. Baharam	247
57. Das Chamäleon	250
58. Salomo. Eine Fabel	254
59. Lied eines alten Juden	255
60. Der Frühling Mit Veränderungen, Abkürzun- gen und erklärenden Anmerkungen	257
61. Am Neujahrsabend. An Julchen	277
62. Der Mann einzig in seiner Art	278
63. Tobias Witt	283
64. Auguste, eine wahre Geschichte. Jungen Frauenzimmern zur Warnung erzählt	289
65. Du Bols und Gançon	305
66. Lied der Schwestern an ihres Bruders Geburts- tage	310
67. Der Maulwurf. Eine Fantasie	312
68. Aeolus und Tobus	315
69. Der wilde Apfelbaum	316

## Der Frühling.

**E**rwacht zum neuen Leben  
Steht vor mir die Natur:  
Und sanfte Luste weben  
Durch die verjüngte Flur!  
Empor aus seiner Hülle  
Drängt sich der junge Halm;  
Der Wälder öde Stille  
Belebt der Vögel Psalm.

O Vater, deine Misbe  
Fühlt Berg und Thal und Au.  
Es grünen die Gefilde,  
Bepflert von Morgenthau;  
Der Blumenweid' entgegen  
Blücht' schon die Heerd' im Thal;  
Und in dem Staube regen  
Sich Würmer ohne Zahl.

Glänzt von der blauen Weste  
Die Sonn' auf unsre Flur,  
So weicht zum Schöpfungsfeste  
Sich jede Kreatur:  
Und alle Blüten bringen  
Aus ihrem Keim hervor:  
Und alle Vögel schwingen  
Sich aus dem Schlaf empör.

Die Flur im Blumenkleide  
Ist, Schöpfer, dein Altar:  
Und Opfer reiner Freude  
Weiht dir das junge Jahr.

Es bringt die ersten Düste  
Der blauen Vellchen dir:  
Und schwebend durch die Lüfte  
Lobsingt die Lerche dir.

Ich schau ihr nach und schwinde  
Voll Dank mich auf zu dir.  
O Schöpfer aller Dinge,  
Gesegnet seyst du mir!  
Weit über sie erhoben,  
Kann ich der Fluren Pracht  
Empfinden; kann dich loben,  
Der du den Lenz gemacht.

Lobsing ihm meine Seele,  
Dem Gott, der Freuden schafft!  
Lobsing ihm und erzähle  
Die Werke seiner Kraft!  
Hier, von dem Blütenhügel  
Bis zu der Sterne Bahn,  
Steig auf der Andacht Flügel,  
Dein Loblied himmelan.

Sturm.

---

### Die Reise durchs Leben.

**E**in Wandrer wollte nach einer schönen Stadt  
reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und  
wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte.

Als er noch nicht weit gegangen war, kam  
er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmal so  
viele Wege vor sich sah, daß er selbst nicht  
wußte, welchen er wählen sollte.

Wie er nun so unentschlossen da stand, trat ein  
freundlicher Greis zu ihm, und fragte: wo er

hin wollte? Der Wandrer nannte ihm den Ort, und der Greis erbot sich sein Führer zu seyn, wenn er ihm folgen wollte.

Aus seinen Augen leuchtete etwas Majestätisches und Liebevolltes hervor, welches dem Wandrer sogleich ein solches Zutrauen gegen ihn einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich seiner Führung gänzlich zu überlassen. Sie giengen also mit einander fort.

Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien so schön am Himmel; die Vogel sangen in der Luft; in der Ferne rauschten sanfte Bäche, und die Wiese glänzte von Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase durch Blumenfelder hin. Rund umher erblickte man nichts als eine reizende Ebne, außer wenn man gerade vor sich hin sah, so war es, als ob ganz in der Ferne ein kleiner Hügel dämmerte, den man aber wegen seiner weiten Entfernung, kaum bemerken konnte.

„Ach wie schön, rief der Wandrer voll Entzücken aus, wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm ist der Weg, den wir wandeln!“

„Stehst du in der Ferne jenen Hügel?“ antwortete der Greis; „der liegt auf unserm Wege, und wir müssen ihn nun bald übersteigen.“

„O der ist ja noch weit entfernt, sagte der Wandrer, und wenn wir ihn auch übersteigen müssen, so wird das wol so gar mühsam nicht seyn, weil es nur ein kleiner unbedeutender Hügel ist.“

Als sie noch so sprachen, fieng der Weg an etwas unebner und rauher zu werden, wie er im Anfange war. Anstatt, daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jetzt oft über spitzige Steine und zwischen stehenden Dornen hin, verlor sich zuweilen im tiefen Sande, und

kam auf einem bürren steinichten Erdbreiche wieder zum Vorscheine.

Die Sonne stieg höher herauf, und fieng schon an, ihre brennenden Strahlen senkrecht herab zu schießen. Indes näherten sie sich auch dem Hügel.

Dieser schien sich bei jedem Schritte zu vergrößern, und stellte sich ihnen zuletzt, als einen hohen steilen Berg dar, dessen Anblick den Wanderer schon mit Schrecken erfüllte.

Dieser fieng nun an, kleinmüthig zu werden, und fragte seinen Führer, ob sie nicht unten um diesen Berg herumgehen könnten, weil es doch bei dieser brennenden Sommerhitze wol unmöglich wäre, ihn zu übersteigen?

„Hier geht gleich ein Weg ab,“ sagte der Greis, „der schlängelt sich unten um den Berg herum. Schon mancher hat mich hier verlassen, und diesen Weg erwählet, ist aber nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin du auch gedenkest. Willst auch du mich hier verlassen, so steht es dir frei; glaubst du aber, daß ich es gut mit dir meine, so folge mir!“

Der Wanderer traute seinem Führer und folgte ihm.

Wie sie an den Berg hinan kamen, war er wirklich nicht so schrecklich steil, wie es ihnen vor kurzen noch geschienen hatte. Dem ungeachtet wollte sich der Wanderer alle Augenblicke ein wenig ausruhen; sein Führer aber sprach ihm Muth ein, und sagte:

„Sey nur getrost, wir kommen nun bald auf den Gipfel; herqunter wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmüthiges Thal, wo das reinste Wasser aus dem Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten

Früchten prangen. Da wollen wir uns wieder erquicken, wenn wir diesen Berg erst werden erstiegen haben!"

Wenn nun der Wandrer träge und müde wurde, so dacht er nun an das anmüthige Thal, und wurde auf einmal wieder fröhlich und munter. Auf diese Art erreichten sie bald den Gipfel des Berges.

Hier konnten sie nun den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten, auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herum zog, immer weiter von der rechten Straße abgient, und zuletzt auf einen tiefen Ubarund zuführte den man nur oben von diesem Berge, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerken konnte.

Nun dankte der Wandrer seinem Führer herzlich, daß er ihn von diesem Wege abgerathen hatte.

Vor sich sahn sie nun das anmüthige Thal, das immer näher zu kommen schien, in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehr Berge zeigten, wovon einer immer höher, als der andre war.

„Laß dich nicht durch dieß anmüthige Thal zu sehr anlocken,“ sagte der Greis, „und danke, daß wir uns nur darian erquicken wollen, das mit wir über jene Berge unsern Stab weiter setzen können: denn wir reisen ja nicht, um uns zu erquicken, sondern wir erquicken uns nur, um weiter zu reisen.“

Sie kamen unter angenehmen Gesprächen und süßen Hoffnungen ins Thal hinab, setzten sich unter einen Baum und labten sich an der kühlen Quelle und an den schönen reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten.

So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit, sagte der Greis, aber die Arbeit nach dem Genuß

ist nicht weniger angenehm; darum laß uns aufstehen, und unsere Reise fortsetzen; denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel erreichen!

Nun gieng ihre Reise gut von Statten, auf jeden steilen Berg, den sie mühsam ersteigen mußten, folgte immer ein kleines anmüthiges Thal, wo sie sich wieder erquicken konnten; am Abend kehrten sie in die Herberge ein, und am Morgen, so bald die Sonne aufgieng, waren sie schon wieder reisefertig, und machten sich auf den Weg.

So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück, und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie der Stadt, wohin ihre Wünsche giengen, nun immer näher kämen.

Oft schien sich ihr Weg in unabsehblichen Krümmungen zu verlieren; allein, ehe man es sich versah, lief er wieder schön und gerade vor ihnen über die Ebne hin.

Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einen steilen Berg zu kommen, den sie vor sich sahn, allein ihr Pfad lief unvermerkt an der Seite des Berges durch tausend Krümmungen im Gebüsch hinauf, so daß sie ihn, wider alles Vermuthen, ganz bequem ersteigen konnten.

Einmal aber giengen sie in einem tiefen Grunde, und an beiden Seiten über ihnen hingen große Felsenstücke herab, welche alle Augenblick herab zu stürzen drohten.

Der Wandrer fieng an zu zagen, allein sein Führer sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch: die Felsen stürzten nicht über sich zusammen, und die drohende Gefahr verschwand.

Nun setzte der Wandrer ein recht volles Vertrauen auf seinen Führer, und hätte ihn nicht

verlassen, wenn er auch durchs Feuer hätte mit ihm gehen sollen.

Eines Tages war es so heiter Wetter, und alles so still um sie her; sie hatten einen rauhen Weg zurück gelegt, und giengen nun auf einer grünen Ebne, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirn abtrocknete.

Da blickte der Greis den Wandrer freundlich an, und sagte: „sey getrost! unsre Reise geht nun bald zu Ende, und ehe du es dich verstehst, sind wir in unserer geliebten Stadt, wo deine Freunde, die du dort antreffen wirst, sich schon auf deine Ankunft freuen, und bereit sind, dich mit offenen Armen zu empfangen.“

„Aber zittere nicht, wir müssen erst noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden, und der Boden unter unsern Füßen weichen wird; dann halte dich nur fest an mir, und fürchte nichts, denn ich werde dich glücklich hindurch führen, und bis an den Ort deiner Bestimmung bringen!“

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und fürchtbar vor ihnen eröffnete. Allein der Wandrer stieg an der Hand seines Führers müthig hinab.

Und als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor seinen Blicken verschwanden, da konnt' er seinen Führer fast nicht mehr sehen, er hielt sich aber fest an ihm; und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebt' er nicht, sondern hielt sich immer fester an seinem Führer, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal hindurch.

Plötzlich gieng eine schöne Sonne auf, am Himmel glänzte ein hellerer Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in ihrer unbeschreiblichen Schönheit.

\* \* \*

Diese Geschichte, Kinder! ist ein Bild des menschlichen Lebens. Sucht sie also auf euch anzuwenden.

Ihr habt nun auch eure Wanderschaft durch dies Leben angetreten. Bis jetzt ist euer Weg noch immer so ziemlich eben und gebahnt gewesen. Ihr habt noch wenig Ungemacht erlitten.

Nun seyd ihr in einem Alter, wo ihr von den Wegen, die vor euch liegen, einen wählen, und euch entschließen müßt, ob ihr gute Menschen werden wollt, oder nicht.

Fühlt ihr nicht alle tief in eurer Seele den Wunsch, recht vergnügt und recht glücklich zu seyn? Glückseligkeit ist also wol das Ziel, wornach ihr alle strebt; dies ist die Stadt, welche ihr sucht, und der einzige Endzweck eurer Reise.

Wenn ihr also dies Ziel verfehlen solltet, was würde euch denn wol noch übrig bleiben, als Reue und Verzweiflung?

Der einzige Weg aber zu einer wahren Glückseligkeit zu gelangen, ist, daß ihr euch der Führung Gottes gänzlich überlaßt. Ihr wißt aber vielleicht nicht, was ihr euch unter dieser Führung Gottes gedenken sollt?

Gott führt euch nicht unmittelbar, wie der Greis den Wandrer, er hat euch aber eure gesunde Vernunft und seine heiligen Gebote gegeben; durch diese will er euch den rechten Weg zur Glückseligkeit leiten.

9

Wenn ihr also vernünftig handelst und die Gebote Gottes aufs genaueste beobachtet, so überlaßt ihr euch eben dadurch der Führung Gottes.

Dann müßt ihr aber nicht verlangen, daß euch Gott zur Belohnung, dafür, daß ihr seine Gebote haltet, beständig soll auf Rosen gehen lassen. Ihr müßt vielmehr den Weg so nehmen, wie er nun einmal ist.

Denn ein Wanderer kann ja unmöglich verlangen, daß ihm zu gefallen, und damit er etwas bequemer gehen könne, Berge und Hügel vor ihm weggeräumt werden. Eben so wenig könnt auch ihr begehren, daß die ganze Einrichtung der Welt verändert werden soll, damit ihr gar keine Widerwärtigkeit und nichts Unangenehmes im Leben zu ertragen hättet.

Wenn ihr also jetzt gleich noch wenig Ungemach erlitten habt, so stellt euch doch ja nicht vor, daß ihr in eurem künftigen Leben gänzlich davon befreiet seyn werdet. Macht euch vielmehr schon früh auf die Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten des Lebens gefaßt, damit ihr das Vertrauen auf Gott nicht fahren laßt, wenn sie unvermuthet über euch kommen.

Wenn ihr oft glaubt, daß euch nichts fehle, und daß ihr vollkommen glücklich seyd; wenn die ganze Natur um euch lächelt, und alles Freude athmet; so stellt euch dies Leben nicht zu reizend vor, sondern denkt an den kleinen Hügel, den der Wanderer in der Ferne erblickte, und welcher nach und nach, so wie sie ihm näher kamen, zu einem hohen Berge wurde.

Murret also nicht wider Gott, wenn euer Weg durch dies Leben zuweilen etwas rauh und aneben werden sollte. Wenn ihr krank

seyd, oder Schmerzen empfindet, so ertragt es standhaft, und denkt, der Weg ist nun einmal nicht anders.

Und wenn ihr euch dann bewußt seyd, daß ihr Gottes Gebote beobachtet, so seyd ihr auch gewiß, daß Gott es ist, der euch führt, und daß er den Weg zur Glückseligkeit besser weiß, als wir ihn wissen.

Wenn ihr also nur fromm und fleißig seyd, so müßt ihr das Uebrige, was eure künftigen Schicksale anbetrifft, völlig Gott überlassen, und euch darüber weiter keine Gedanken machen.

Auch wenn ihr etwas lernen sollt, wodurch ihr euch künftig einmal eure Nahrung erwerbt, so stellt euch das ja nicht zu leicht und unbedeutend vor, und denkt an den kleinen Hügel, der immer größer wurde, je näher der Wanderer heran kam.

Stellt es euch aber auch nicht gar zu mühsam und schwer vor, und denkt, daß der Berg, als sie ihn wirklich erstiegen, lange so steil nicht war, wie er ihnen noch vor kurzem geschiienen hatte.

Laßt also den Muth nicht sinken, denn so bald man eine Sache nur mit Freudigkeit anfängt, geht sie einem oft besser von statten, als man es vermuthet hatte.

Laßt es euch aber auch gar nicht einfallen, euch von irgend einer nothwendigen Arbeit wegzuschleichen, und denkt an die Warnung des Greises — als er zu dem Wanderer sagte: mancher ist schon um diesen Berg gegangen; allein er hat nie das Ziel seiner Wünsche erreicht, und ist nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte.

Eben so wenig kann man auch anders zur wahren Glückseligkeit kommen, als wenn man erst die Mühseligkeiten des Lebens überstanden

hat, und eben so wenig kann man auch jemals recht vergnügt seyn, als bis man erst seinen Pflichten ein Genüge geleistet hat.

Auch müßt ihr euch, wenn ihr ein nothwendiges Geschäft vorhabt, nicht allzu oft ausruhen wollen, weil sonst vielleicht über dem Ausruhen die ganze Arbeit liegen bleiben möchte; sondern denkt immer, wie süß die Ruhe nach gethauer Arbeit ist.

Macht nur, daß ihr mit einer Arbeit erst über die Hälfte fertig werdet; dann gehts schon wieder Bergunter, und dann wirds euch schon leichter werden.

Wenn ihr nun so muthig den Berg hinan steigt, und fleißig und arbeitsam seyd in eurer Jugend, dann denkt auch an das anmuthige Thal mit den schönen Früchten, wo ihr selbst noch auf der Wanderschaft für eure Mühe schon belohnt werden sollt.

Wenn ihr jetzt in eurer Jugend fleißig seyd, so wird man euch in eurem reifern Alter, wegen eurer Geschicklichkeit lieben und hochschätzen, und ihr werdet dann die Früchte eures Fleißes reichlich einercnten.

Scheuet also ja keine Mühe, wenn ihr in der Welt glücklich werden wollt.

Mühe und Freude, die von jeher Gefährten gewesen sind, geriethen einmal in einen Streit, und wollten sich von einander trennen.

Die Mühe sagte: wozu soll mir die Freude dienen? Sie stöhrt mich nur in meinem eifrigsten Fleiße. Und die Freude sagte wieder: was habe ich mit der Mühe zu schaffen? Sie unterbricht nur meinen süßesten Genuß.

Sie fiengen alle beide an für sich zu leben. Es währte aber nicht lange, so rief die Mühe der Freude zu: ach, stöhre mich doch nur eine kleine Weile in meinem Fleiße, damit ich nicht unter meiner Arbeit darnieder sink! Das will ich wohl thun, sagte die Freude, wenn auch du zur Dankbarkeit wieder meinen süßesten Genuß unterbrechen willst, damit ich seiner nicht überdrüssig werde; denn ich sehe doch wohl, daß wir eine ohne die andere nicht leben können.

Da versöhnten sie sich wieder mit einander; und seit der Zeit sind sie immer die vertrauesten Freunde gewesen, und wer sie aufnehmen will, muß die beide aufnehmen, oder auf beide Verzicht thun, weil sie immer unzertrennlich sind.

Morig.

---

L i e d.

Melodie: Befehl du deine Wege ic.

Die Morgensterne priesen  
Im hohen Jubelton  
Den Schöpfer grüner Wiesen  
Viel tausend Jahre schon:  
Es glänzten Berg und Fläche,  
Die Sonne kam und wich,  
Der Mond beschien die Bäche!  
Noch aber nicht für mich.

Es weckte mich kein Morgen,  
Es schien für mich kein Tag  
Ins Dunkle, wo verborgen  
Der Ungehörne lag;

Noch sang der Vögel keiner  
Mir seinen Liebes-Ruf;  
Doch er gedachte meiner,  
Der Sonn' und Mond erschuf.

Er winkte mich ins Leben,  
Er weihete mich zur Lust,  
Zum ersten Wonnes-Leben  
An meiner Mutter Brust;  
Ich lag an ihrem Herzen;  
Sie trug mit süßen Schmerzen  
Mich eine kurze Nacht.

Da grüßte ich sie mit Weinen,  
Und schwieg in ihrem Schooß,  
Sah Mond und Sonne scheinen,  
Und Treue zog mich groß.  
Mit Gottes Segen krönte  
Sich Ager, Busch und Feld;  
Mein Lobgesang ertönte  
Zum Vater dieser Welt.

Der Tag kann nun vergehen,  
Der Morgen wieder graun;  
Wo Gottes Lüfte wehen,  
Da will ich sicher traun;  
Und wenn ich schlafen werde  
Die zweite kurze Nacht,  
Dann wird in seiner Erde  
Mein Bettlein mir gemacht.

Dann opfert manche Blüthe  
Mein Grab, o Vater, dir;  
Es preisen deine Güte  
Die Vögel über mir;  
So wie am Mutterherzen  
Ein Sohn der Freude liegt,  
So leg' ich sonder Schmerzen  
Von Hoffnung eingewiegt.

Im Sterben Hoffnung geben  
 Mag Weisheits-Dümel nicht;  
 Jedoch bei dir ist Leben,  
 Ist Liebes-Kraft und Licht.  
 Du siehst der Schöpfung Enden;  
 Und was dich Vater heist,  
 Das ruht in deinen Händen:  
 Empfange meinen Geist!

Jacobi.

### Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

**K**apitain Douglas, ein tapferer Schottischer Offizier, spielte in einem Kaffeehause zu Paris Trikot mit einem seiner vertrauten Freunde. Viele Französische Offiziere stunden, als Zuschauer, dabel.

Er erhob sich ein Streit über einen Wurf, und Douglas sagte lustiger Weise, ohne daran zu denken, was er sagte: O lauter Schnick schnack!

Auf einmal entstand ein Gemümel unter den Zuschauern; sein Gegner hielt sich für beschimpft, weil man diesen Worten die Bedeutung geben konnte, daß er ein Lügner sey; er ergriff also im Zorn den Becher und schlug Douglas auf den Kopf.

Kaum hatte er dies gethan, als er seine Uebereilung fühlte, und die schrecklichen Folgen davon für sich und seinen Freund ihm außs Herz fielen. Von Schaam und Reue betäubt, saß er, sah auf die Erde, und schien zu erwarten, wozu seines Freundes Empfindlichkeit ihn bewegen würde.

Douglas schwieg einige Augenblicke, indes aller Augen erwartungsvoll auf ihn geheftet waren. Dann wandte er sich zu den Zuschauern, und sagte:

„Sie erwarten vermuthlich, daß ich nun diesem unglücklichen Manne den Hals brechen werde; allein ich weiß, daß er von einem grausamern Schmerz gefoltert wird, als ihm mein Degen verursachen könnte. — Umarme mich, Freund! und sey mit dir selbst ausgesöhnt! aber der solls mir mit dem Leben büßen, der unter ihnen, meine Herren! eine Silbe gegen meine Ehre sich verlauten läßt!“

Bravo! Bravo! rief ein alter Ritter vom Ludwigsorden, der dicht hinter ihm stand. Das Gefühl der wahren Ehre bekam über die Sitten der Franzosen die Oberhand, und im ganzen Zimmer ertönten lauter Bravo! Bravo!

Alle fühlten Douglas Großmuth; und kein Mann von ächten Grundsätzen der Ehre wird diese Anekdote ungerührt lesen oder läugnen, daß unendlich weniger Herz dazu gehört, sich zu duelliren, — oder einen Duel auszuschlagen.

Aus öffentlichen Nachrichten.

### Der junge Perser.

Dem vielgeliebten Prinzen E\*\*\* in B\*\*  
von dem Herausgeber gewidmet.

Cyrus, Artaxer, Höflinge.

Cyrus.

Schäme dich, Prinz! — wer wird den Verlust einer solchen Kleinigkeit länger, als eine

Stunde betrauren! — Es giebt der Wettrennen mehr. Im heutigen warst du der zweite vom Ziel; im nächsten wirst du der erste seyn.

Artaxēs.

Nie! so lange der Jüngling mitkämpft, der heute siegte; und kämpfte er nicht, was für Ruhm bleibt mir dann zu erkeuten übrig? — Ach! wie pfeilschnell sein Roß dahin flog! Mit welcher unnachahmlichen Leichtigkeit er es lenkte! — Ich sehe nur ihn, wohin ich blicke; sehe den Edelmuth in der bescheidenen Miene, und die stille Größe, mit der er den Lorbeer hinnahm, und mich zum zweitenmal besiegte.

Cyrus.

Recht so! du bist Cambysens \*) Vetter! (er umarmt ihn) Ueberwinder, du bist mir werther, als ein Feldherr, der mir seinen Sieg zu melden kommt. — Schon der thut viel, der unpartheisch die äußerlichen Vorzüge seines Gegners lobt; doch der, der selbst die Seele an ihm zu rühmen vermag, muß einer der wenigen Edlen in der Menschheit seyn. — Ich möchte ihn wohl kennen, den Mann, der über dich gesiegt.

Ein Höfling.

Das kannst du, Monarch, so bald du willst. Ich hab ihn nur noch eben jetzt vor deinem Gezelt gesehn.

Cyrus.

Nun wohl! so ruf ihn.

(Höfling ab.)

(Artaxēs tritt hinter Cyrus' Stuhl.)

\*) Cyrus Vater.

Cyrus.

Cyrus.

Wo willst du hin, Better?

Artaxer.

Mich hinter dir verbergen, damit er die  
Schamröthe auf meiner Wange nicht sehe.

(Höfling tritt mit dem jungen Soldaten herein.)

Höfling.

Hier ist er, Unüberwindlicher! Ich fand ihn  
unter einem Haufen Kameraden, unter die er  
die tausend Goldstücke austheilte, die der Preis  
des Wettrennens waren.

Cyrus.

Das thatest du? Und warum? Ich selbst hatte  
sie ausgelegt: verschmähst du mein Geschenk?

Soldat.

Wer könnte das? Es war unendlich mehr,  
als ich verdiente; aber ich hielt den Besitz von  
diesem da (indem er den Lorbeerkranz empor zeigt)  
schon für ein so wichtiges Gut, daß ich Bes-  
denken trug, von dem so wankelbaren Glück  
zwei solche Geschenke an einem Tage anzuneh-  
men. Zudem — — — (er hält inne.)

Cyrus.

Warum gestockt? Rede frei heraus?

Soldat.

Ich hatte um Ruhm gekämpft, und der ward  
mir. Sollt ich meinen Mitbrüdern nicht das  
gönnen, was mir ward, ohne daß ich es suchte?

Cyrus.

Brav gesprochen! Ich bin der Beherrscher des  
edelsten Volkes unter der Sonne, wenn es viele  
Kinderbibliothek. 3 Th. B

in Persien lebt, die so reden und so denken. Aber wenn dir dieser Kranz so werth ist, würdest du wohl das Roß, das ihn dir erwerben half, für irgend einen Preis hingeben?

Soldat.

Für keinen.

Cyrus. (halb lächelnd.)

Auch für keine Herrschaft?

Soldat.

Auch für ein Königreich nicht. Aber mit Freuden würd' ich es für einen Freund hingeben, wenn ich einen finden könnte, der dieser Verbindung würdig wäre.

Artaxes.

Hervorsürzend, und mit offenen Armen auf ihn zuellend.

Edler Jüngling! laß mich der seyn! — Umarme mich, du Einziger, umarme mich!

Soldat.

Wie gerne, wenn du nicht Artaxes wärest! Aber so darf ich nicht; du bist —

Artaxes.

Und was? Prinz vielleicht? Zu hoch für dich? — Ha! Nimm die Hälfte meiner Provinz! Ich verkaufe sie mit Wucher, wenn du mein Freund, und mir gleich wirst — Umarme mich!

Soldat (immer noch zurücktretend.)

Ich darf nicht. Du bliebest Wohlthäter; immer noch unendlich über mich erhaben. Ueberdies — verzeih! — ich mag auch nicht Prinz seyn. Noch bin ich nur selten Herr über mich; wie sollt' ichs über Andre?

Cyrus (steigt vom Thron.)

Ich Armer! Hab ich in allen meinen Schätzen wohl eine Kostbarkeit, die eine Denkungart; wie diese, belohnte? Die ich einem Jüngling; wie dem, anbieten dürfte? — Krieger, du sechst künftig neben mir in den Schlachten; und bald als Feldherr, auch ohne mich; das bittet Cyrus. Und mich und Artaxen zu umarmen, befiehlt dein König.

(Er thuts.)

Soldat (zu Cyrus.)

Mein Dank hat keine Worte: (zu Artaxen.) Nimm meine Hochachtung an, bis ich deiner Freundschaft werth werde. Sieh hier die Probe: (Er theilt den Lorbeerkranz.) Er sey zur Hälfte dein! Du warst der nächste nach mir am Ziele.

Metzner.

### Einige Nachrichten von den Neger-Sklaven in Guinea,

und von ihrem Zustande in den amerikanischen  
Kolonten der Europäer.

**W**ann wird doch die Zeit kommen, daß die Menschen alle menschlich werden, und wieder anknüpfen die heiligen Bande der Bruderliebe, welche Egoismus und Habsucht zerrissen haben?

Das weißt nur du, allweiser und allgütiger Weltregierer! der du allen Dingen, in deinem unerforschlichen Rathe, ein Ziel gesetzt hast, und das Böse zulässest, damit Gutes daraus entspringe. Uns geziemt es, zu harren und — zu schweigen.

Mit diesem Seuffzer sah ich oft gen Himmel, da ich einige neuere Nachrichten von dem noch immer fortdauernden unmenschlichen Verfahren einiger Europäer gegen unsere schwarzen Brüder las, welche ihrer grausamen Herrschaft unterworfen sind. Es ist schrecklich, und übersteigt beinahe allen Glauben, was uns die Reisebeschreiber in ihren Tagebüchern noch immer einmüthig davon berichten.

Ich will euch, liebe junge Leser! etwas davon erzählen, woraus ihr mit Schauern sehen werdet, daß das von Natur so milde und gutmüthige Geschöpf, Mensch genannt, nach und nach dem grausamsten wilden Thiere ähnlich werden kann, wenn es nicht von Jugend auf sorgfältig bewahrt wird, daß keine unfreundliche, harte und lieblose Gesinnungen sich in sein Herz schleichen.

Hier ist ein Auszug aus den neuesten Nachrichten von dem schändlichen Sklavenhandel auf der Küste von Guinea, und von dem Zustande der armen schwarzen Sklaven in den amerikanischen Kolonien der Europäer,

Das Eigenthumsrecht einiger Menschen über andere ist in Guinea allgemein eingeführt; doch mit der Einschränkung, daß keiner seine Leibetigen verkaufen darf, wenn sie nicht entweder als Kriegsgefangene in seine Gewalt gekommen, oder ihm zur Vergütung irgend eines erlittenen Unrechts von einem andern Eigener geschenkt worden sind.

Dies Gesetz, welches zum Besten des gebornen Sklaven gemacht zu seyn scheint, damit er in seiner Familie und in seinem Vaterlande bleiben könne, wird auf mannigfaltige Weise durch List vereitelt. Diejenigen Eigener, welche Lust haben, ihre Sklaven an Europäer zu verkaufen, bereden sich, erdichten irgend eine zwischen ih-

nen entstandene Streitigkeit, führen zum Schein einen kleinen Krieg miteinander, worin der eine seine Sklaven von dem andern zu Kriegsgefangenen machen läßt, oder auf den man einen Frieden schließt, worin der Eine dem Andern zur Verzeihung für das erdichtete Unrecht eine gewisse Anzahl Sklaven abtritt. Mit diesen kann dann jeder machen, was er will.

Die kleinen Könige in Guinea führen aus eben dieser abscheulichen Ursache fast beständig Krieg mit einander; und so viel Leute ein jeder darin fängt, so viel verkauft er in die Sklaverei. In einer gewissen Entfernung von den Küsten befinden sich Herren, die um die Dörfer herum alles, was man daselbst antrifft, aufsangen und entführen lassen.

Man wirft die Kinder in Säcke, den Männern und Weibern legt man einen Knebel an, um ihr Geschrei zu ersticken. Werden die Käufer selbst von andern aufgefangen, und wird dann derjenige, der sie ausgesandt hat, zur Rechenschaft gezogen: so läugnet er, daß es auf seinen Befehl geschehen, und zum Beweise, daß dem wirklich so sey, läßt er diejenigen, die er zum Menschenraube ausgesandt hatte, selbst an die Schiffe führen und daselbst verkaufen.

Von den Küsten, wo dieser abscheuliche Gebrauch, mit Menschen zu handeln, zuerst entstand, hat er sich nach und nach auf einige hundert Meilen weit in das Innere von Afrika verbreitet. Der Transport von da bis zu den Schiffen, auf denen diese Unglücklichen fortgeführt werden, geschieht auf folgende Art:

Die Sklavenhändler thun sich in Gesellschaften zusammen, um eine einzige große Karavane anzumachen. Jeder Sklave ist mit so vielem

Wasser und Lebensmitteln beladen, als er in den dürrn Sandwüsten, welche man durchreißt, zu seinem Unterhalte nöthig hat. Um aber dem Entlaufen vorzubeugen, hat man folgendes sinnreich grausame Mittel erdacht:

Man steckt den Hals eines jeden Sklaven in eine hölzerne Gabel, acht bis neun Schuh lang. Diese Gabel wird mit einem ungeschlagenen eisernen Nagel hinterwärts zugemacht, so daß der Kopf nicht durch kann. Der Stiel der Gabel, welcher von sehr schwerem Holz ist, hängt vorn herunter, und hindert den, der daran befestiget ist, dergestalt, daß er weder gehen, noch die Gabel aufheben kann.

Will man sich nun aber mit ihnen in Marsch setzen, so werden die Sklaven alle hinter einander in eine lange Reihe gestellt. Dann befestiget man den Stiel jeder Gabel auf des Vormanns Schulter, und so von einem zum andern bis an den ersten, dessen Gabelstiel von einem der Führer getragen wird. Auf diese Weise wird es jedem unmöglich gemacht, sich durch die Flucht in Freiheit zu setzen.

Und nun vernehmt, ihr mitleidigen jungen Herzen, wie groß die Anzahl derer sey, welche auf diese Weise jährlich in die grausamste Sklaverei gerathen. Im Jahr 1768 sind aus Afrika überhaupt über 100,000 Sklaven gegangen. Davon kauften

Die Engländer für ihre Inseln	—	53100
Ihre Kolonisten im nördlichen Amerika	—	6300
Die Franzosen	— — —	23500
Die Holländer	— — —	11300
Die Portugiesen	— — —	8700
Die Dänen	— — —	1200

Das macht zusammen — 104100

Ein guter Theil dieser Unglücklichen stirbt gemeiniglich schon während der Ueberfahrt nach Amerika, weil sie auf den Schiffen, in engen Räumen, wie das Vieh, das man zu Markte führt, zusammen gepackt werden. Alle Jahre werden freilich nicht völlig so viel ausgeführt; aber im Durchschnitt kann man doch die Zahl derselben jährlich wenigstens auf 60000 rechnen. Für jeden Sklaven bezahlt man jetzt in Guinea 79 Rthlr. Afrika empfängt also jährlich für verkaufte Menschen 4.840,000 Rthlr.

Nichts ist abscheulicher, als die Lebensart, wozu diese armen Schwarzen in Amerika verdammt sind. Ihre Wohnungen bestehen in engen, unbequemen und ungesunden Hütten. Ihr Bett ist eine Hürde, die eher ihren Leib zerbrechen, als ihm zur Ruhestätte dienen kann. Einige irdene Töpfe, einige hölzerne Schüsseln machen ihren ganzen Hausrath aus. Einige Kappen von grober Leinwand, die einen Theil ihrer Blöße decken, schützen sie weder vor der unersäglich trüglichen Sonnenhitze, noch vor der gefährlichen Kühle der Nacht. Sie bekommen mit den unreinsten Thieren einerlei Speisen, und auch hiervon kaum genug, um ihr elendes Leben kümmerlich hinzuhalten.

Bei diesem Mangel an allem wird der unglückliche Neger in einem brennenden Klima unter der Peitsche unempfindlicher Treiber zu beständiger Arbeit verdammt. Nach Sonnenuntergang ruhen alle Thiere von ihrer Arbeit aus; nur der unglückliche Mensch darf dieses nicht hoffen; die seinigen werden nur verändert. Bei einbrechender Nacht muß er kleinere Arbeiten verrichten, worunter seine Geduld gänzlich ermüdet, nachdem des Tages Last bereits alle seine Kräfte erschöpft hat.

Diejenigen Kolonisten, die viel Land haben, geben ihnen gemeiniglich etwas Acker, worauf

sie ihren Lebensunterhalt selbst zu gewinnen sich bestreben müssen. Aber zur Bearbeitung desselben verwilliget man ihnen in vielen Gegenden nur einen Theil vom Sonntage, und die wenigsten Augenblicke, die sie an andern Tagen von ihrer Essenszeit abbrechen können. In andern Gegenden verwilliget man ihnen einen andern Tag, um entweder durch Arbeiten, oder durch Plündern in den benachbarten Wohnplätzen so viel zu gewinnen, als sie die Woche hindurch zu ihrem Unterhalte nöthig haben.

Zur Rechtfertigung dieser unerhörten Grausamkeit haben die Weißen das Vorurtheil verbreitet, die Schwarzen wären nicht wie andere Menschen; durch vernünftige Vorstellungen ließe sich nichts mit ihnen ausrichten; sie hätten weder Zuneigung noch Gefühl; man müsse sie also wie das Vieh behandeln. Wie unwahr dieses aber sey, das beweisen diejenigen unter ihnen, welche so glücklich sind, vernünftige Herren zu haben, welche menschlich mit ihnen umgehen. Diese geben häufig die bewunderungswürdigsten Proben ihrer Treue und Liebe. Ich will einige davon anführen:

Wie edel hanbelte nicht jene Negerin, als ihres Herrn Haus durch ein Erdbeben einstürzte! Diejenigen, welche darin waren, bemerkten die Gefahr frühzeitig genug, um noch vor dem gänzlichen Einsturz hinauspringen zu können. Auch die Negerin hätte sich auf diese Weise retten können; aber dann hätte sie ein kleines Kind ihres Herrn, bei dem sie Amme war, zurückerlassen müssen. Dies zu thun, war ihr unmöglich. Großmüthig wollte sie lieber ihr eigenes Leben aufopfern, als das Leben des Säuglings in Gefahr lassen. Sie bedeckte ihn also mit ihrem Körper, und fing mit unglaublichem Muthe die herabfallenden Trümmern des Hauses auf. Das Kind wurde erhalten; sie selbst

aber ward ein Opfer ihres edelmüthigen Herzens.

Wie standhaft lebte nicht jener junge Neger seinen Herrn! Er sah ihn, auf Befehl des Gouverneurs, als Gefangenen, einschiffen. Allen Bedienten desselben war verboten ihn zu begleiten. Was that hierauf der treue junge Sklav? Er ließ sich in eine Matratze einnähen, und betrog die Aufmerksamkeit der Wache, indem er sich so, als ein Paket, an Bord des Schiffes bringen ließ.

Ein englisches Fahrzeug, das im Jahr 1752 nach Guinea handelte, ward genöthiget, seinen Wundarzt da zu lassen, weil er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes die See nicht vertragen konnte. Murray war der Name desselben. Während des Aufenthalts dieses Mannes am Lande kam ein holländisches Schiff an eben dieselbe Küste. Dieses erlaubte sich die Ungerechtigkeit, einige Schwarze, welche an Bord desselben gegangen waren, in Fesseln zu legen, und machte sich darauf mit dieser Beute schleunigst davon.

Voller Erbitterung über diese grausame Ungerechtigkeit liefen die Freunde und Verwandte der Geraubten zu dem Wirth des Murray, um Grausamkeit mit Grausamkeit zu vergelten. „Was wollt ihr?“ fragte der Wirth, indem er sie auf der Schwelle seines Hauses zurückhielt. „Den Weißen, der bei dir ist,“ schrien sie: „er muß todtgeschlagen werden, denn, seine Brüder haben unsere Brüder entführt!“ Aber der edelmüthige Wirth antwortete?

„Die Europäer, die unsere Mitbürger fortgeschleppt haben, sind Barbaren; tödtest sie, wenn ihr sie findet. Aber derjenige, der bei mir wohnt, ist ein guter Mensch; er ist mein Freund; mein Haus ist sein Kasten; ich bin kein Soldat,

aber ich will ihn vertheidigen. Ehe ihr an ihn kommt, müßt ihr über meinen sterbenden Körper schreiten. O meine Freundel welcher rechtschaffene Mann würde wohl bei mir einkehren wollen, wenn ich litte, daß meine Wohnung mit dem Blute eines Unschuldigen besetzt würde?"

Diese Worte besänftigten den Zorn der Schwarzen; sie gingen, beschämt über die Absicht, mit der sie gekommen waren, zurück, und einige Tage nachher bezeugten sie dem Murray selbst, wie lieb es ihnen wäre, daß sie an der Vollbringung eines Verbrechens wären gehindert worden, welches ihnen immervährende Gewissensbisse verursacht haben würde.

Nun nur noch ein Beispiel dieser Art, und zwar unter allen das bewundernswürdigste. Ein portugiesischer Sklav, der sich selbst aus der Sklaverei befreiet hatte, und in die Wälder geflüchtet war, erfuhr, daß sein alter Herr wegen eines ihm schuldgegebenen Mordes in Verhaft genommen sey, und am Leben bestraft werden sollte. Plötzlich wachten in ihm Empfindungen der großmüthigsten Liebe auf, welche sein Herz mit ungewöhnlichen Heldenmuth entflammten. Er lief zurück nach dem Orte, wo sein Herr gefangen saß; hier erschien er vor Gericht und klagte sich selbst des Verbrechens an, um dessentwillen sein Herr in Fesseln gelegt war. Seine sündreiche Großmuth wußte die Sache so wahrscheinlich zu machen, daß man ihm glaubte, seinen Herrn los ließ, und ihn selbst zum Tode führte.

Wenn's unter uns Europäern und Christen einmal einem nicht recht nach Wunsche geht, mit welchen Klagen und Vorwürfen muß da nicht oft der Himmel sich bestürmen lassen! Der unglückliche und bescheidene Regier hingegen läßt der göttlichen Regierung mehr Gerechtigkeit wie

verfahren, und mißt sich selbst die Schuld von seinem Leiden bei. Er glaubt in seiner Einfalt, Gott habe Anfangs Schwarze und Weiße mit gleichen Vorzügen erschaffen, und wenn er ja die eine von beiden Gattungen besser, als die andere, begabt hätte, so wären es die Schwarzen gewesen, Gott habe ihnen darauf zwei verschiedene Arten von Glückseligkeit gezeigt — Gold auf der einen, Künste und Wissenschaften auf der andern Seite. Die Schwarzen hätten das Gold gewählt; und zur Strafe ihres Geizes wären sie darauf verdammt worden, auf ewig Sklaven der Weißen zu seyn.

Dennoch erliegen sie häufig unter der Bürde ihres Elends. Aus Sehnsucht nach ihrem Vaterlande und aus Verzweiflung über ihren beschamernswürdigen Zustand fallen sie oft in eine tiefe und stumme Schwermuth. Alsdann erheben sie sich entweder, oder fressen Erde, Kalk, Asche und andere Unreinigkeiten, und sterben endlich an einer unheilbaren Wassersucht. Das bei hegen sie die zuversichtliche Hoffnung, nach ihrem Tode in ihr Vaterland, zu ihren Eltern, Freunden und Verwandten zurückzukehren. Ist es so weit erst mit ihnen gekommen, dann sind weder gültige Begegnung, noch Drohungen und Strafen im Stande, sie von dem Vorsatze, zu sterben, abzubringen. Der Wahn, ihre Freunde wieder zu sehen, überwiegt bei ihnen alle gewöhnliche Gegenmittel.

Ein englischer Major Crisp, auf der Insel St. Christoph, fiel auf eine sonderbare Heilart dieser Heimsucht, die dem Uebel nicht angemessener seyn konnte. Fast alle Sklaven waren damit befallen; täglich erhenkten sich einige, in der Hoffnung, in ihrem Vaterlande wieder aufzuleben; und zuletzt fasten sie alle den einmüthigen Entschluß, in einer gewissen Nacht in die Wälder zu fliehen, und sich da in

Gesellschaft zu erheben, um zugleich zu ihren Vätern und Verwandten wieder versammelt zu werden.

Der Major erfuhr es; ließ gleich eine Menge Kessel und andere Geräthe, die in eine Zuckersiederei geho:ren, auf Wagen und Karren packen und eilte an den Platz hin, wo seine Neger sich eben zur Reise in die andere Welt fertig machten. Er näherte sich ihnen mit einem Stricke in der Hand, bat sie ganz ruhig, sich nicht stören zu lassen; sagte ihnen, er sey entschlossen, sie zu begleiten, weil er in ihrem Vaterlande eine Zuckerplantage gekauft habe, wo er sie ungleich besser, als ihre Landsleute, brauchen könnte, die zu diesen Arbeiten noch nicht gewöhnt wären. Wären sie dann einmal da angelangt, wo gar keine Hoffnung zu entfliehen mehr übrig sey, so würde er sie Tag und Nacht arbeiten lassen, ohne ihnen einen einzigen Ruhetag zu geben. Ueberdem würde er sich dort, wegen ihrer jetzigen strafaren Absicht, ihn zu verlassen, durch größere Beschwerlichkeiten und Drangsale, an ihnen zu rächen wissen. Sein Aufseher, den er voraus geschickt, habe sich schon aller derer, die entflohen wären, bemächtigt und lasse sie bis auf seine Ankunft mit Fesseln an den Füßen arbeiten.

Die Miene voll Zuversicht, womit der Major redete, die ankommenden Wagen mit Kesseln und Geschirr, ließen den Negern nicht den geringsten Zweifel übrig. Sie fingen erst an, leise mit einander zu reden, warfen sich endlich zu des Majors Füßen und versprachen heiligst, nie wieder an die Rückkehr in ihr Vaterland zu denken.

Er machte Anfangs Schwierigkeiten, ließ sich aber doch endlich durch seine weißen Bedienten bereeden, sie wiederum zu Gnaden anzunehmen; doch unter der Bedingung, daß, wenn ein

einzigler sich erheben würde, er alle übrigen durch denselben Weg ihm nachschicken wolle, um sie in seiner Zuckerpflanzung in ihrem Vaterlande durch stärkere Arbeiten zu strafen. Nach diesem Vorfall fiel es keinem wieder ein, durch Selbstmord zu seinen ehemaligen Freunden gelangen zu wollen.

Ein anderer Einwohner eben derselben Insel brauchte einen ähnlichen Kunstgriff, der eben so gute Wirkung that. Er ließ nämlich allen denen, die sich erheben hatten, Kopf und Hände abhauen, und in einen eisernen Käfig, den übrigen Negern zur Schau, an einem Baume, nahe an seinem Hause, aufhängen. Erheben, sagte er zu ihnen, möchten sie sich, so oft und viel sie wollten; aber dann wollte er sie auch ohne Kopf und Hände in ihrem Vaterlande ewig herumirren lassen.

Die Negern zweifelten indeß nicht, daß die Verstorbenen Kopf und Hände abholen würden; weil sie glaubten, daß die abgeschiedenen Seelen ihre beerdigten Körper aus der Gruft heraus und mit in ihr Vaterland nähmen. Sie wunderten sich aber nicht wenig, da sie sahn, daß die abgehauenen Köpfe und Hände immer an demselben Orte blieben; und hörten auf, sich selbst zu erheben, aus Furcht, verstümmelt bei den Ihrigen anzulangen.

Bedarf es mehr, als die klägliche Geschichte von den Drangfalen dieser unglücklichen Afrikaner zu lesen, um überzeugt zu werden, daß ein anderes Leben bevorstehe, in welchem die ewige Gerechtigkeit Gottes die Thränen der Unschuld in Freude verwandelt, und den Unterdrückten zur wohlverdienten Strafe ziehen wird?

O ihr jungen Freunde, denkt ja, so oft ihr Zucker genießt, an den beweinenwürdigen Zustand derer, durch deren Hände er zuerst gegans.

gen ist! Das wird euren Seelen besser thun, als der Zucker euren Magen.

Aber damit ich euch nicht mit den traurigen Vorstellungen, welche die Lesung dieses Aufsatzes in euch verursacht hat, von mir gehen lasse: so vernehmet nun am Ende desselben noch etwas recht Erfreuliches.

Gottlob! die Zeit scheint da zu seyn, daß unsere unglücklichen schwarzen Brüder, wo nicht ganz aus der Sklaverei befreit, doch wenigstens einer Erleichterung ihres Zustandes theilhaftig werden sollen. Schon ist ein glücklicher Anfang hierzu gemacht worden: und was läßt sich von der mildern Denkungsart unserer Zeiten nicht erwarten, so bald nur erst die guten Könige und Regenten, welche über das Schicksal dieser Unglücklichen zu gebieten haben, die bejammernswürdige Lage derselben einmal recht beherzigen werden! Hört, was bereits geschehen ist, und hofft mit mir, im kurzen noch größere und rührendere Schauspiele zu erleben, welche der Menschheit zur Ehre gereichen werden.

In Nordamerika gibt es, wie ihr wißt, ein Land, welches Pensylvanien heißt. Dieses Land ist, unter der Anführung eines gewissen Pen, von einer Gesellschaft von Christen angebauet worden, welche sich vornehmlich dadurch von andern auszeichnen, daß sie als leibliche Brüder mit einander leben, alle Pracht und Ueppigkeit zu vermeiden suchen und sich eher recht großen Frömmigkeit befeßigen. Man hat diese Leute Quaker, das heißt, Zitterer, genannt, und zwar aus folgender Ursache:

Sie haben unter sich keine eigentliche Geistesliche, oder Prediger: sondern jeder von ihnen, es sey Mann oder Weib, hat das Recht, in ihren Versammlungen aufzutreten und über das

jenige zu reden, was ihm für seine Brüder wichtig zu seyn scheint. Sie haben dabei den Glauben, daß Gott selbst ihnen dasjenige jedesmal einbeude, was sie vortragen sollen. Dieser Glaube und der Eifer für's Gute, der sie belebt, erwärmt ihre Herzen dabei so sehr, daß sie unter dem Reden oft an allen Gliedern zittern. Seht da die Ursache, die ihnen den Namen Zitterer zugezogen hat.

Vor einigen Jahren nun stand in der Versammlung dieser Quaker ein Mann auf, und fing an, als wenn er wirklich begeistert wäre, folgendermaßen zu reden:

„Wie lange, meine Brüder! werden wir zwei Gewissen, zwei Maaße, zwei Wagen haben, die eine zu unserm Vortheile, die andere zum Elende unsers Nächsten, und die beide gleich falsch sind? Kömmt es uns — spricht meine Brüder! kömmt es uns in diesem Augenblicke wol zu, uns zu beklagen, daß das Englische Parlament uns unterjochen, und die Fesseln der Unterthänigkeit anlegen will, indeß wir selbst seit länger als einem Jahrhunderte, die Werke der Tyrannet ruhig dadurch ausüben, daß wir in den Fesseln der härtesten Sklaverei Menschen halten, die unsers Gleichen, unsere Brüder sind?“

„Was haben uns diese Unglücklichen gethan, die die Natur durch so fruchtbare Schwelldewände — durch ein unermessliches Weltmeer — von uns getrennt hatte, und die unser Geiz bis in ihre brennende Sandwüsten oder in ihren Wäldern unter den Tigern aufgesucht und hergeholt hat? Welches war ihr Verbrechen, daß sie aus einem Lande weggerissen werden mußten, das sie ohne Arbeit nährte, um hernach durch uns auf einen Boden verpflanzt zu werden, wo sie unter den schweren Arbeiten der Knechtschaft sterben müssen?“

„Welche Familie hast du denn erschaffen, himmlischer Vater, wo die Aeltesten erst die Güter ihrer jüngern Brüder geraubt haben, und sie hernach noch mit der Ruthe in der Hand zwingen wollen, dasselbe Erbtheil, das man ihnen abgenommen hat, mit dem Blute ihrer Adern, mit dem Schweiß ihres Angesichts zu düngen?“

„Beweinenswürdiges Geschlecht, das wir zum Vieh herabsesen, um es zu tyrannisiren! in welchem wir alle Fähigkeiten der Seele ersticken, um seinen Rücken und seine Arme mit Lasten zu erdrücken; in welchem wir das Bild der Gottheit und den Stempel der Menschheit unkenntlich machen! Ein in den Fähigkeiten seiner Seele und seines Leibes, in seinem ganzen Wesen versümmeltes Geschlecht!“

„Und wir sind Christen? Und wir sind Engländer? Volk, das vom Himmel begünstiget und zur See gefürchtet wird! Wie willst du frei und Titan zugleich seyn?“

„Nein, meine Brüder! es ist Zeit, daß wir unter uns selbst einig seyn. Laßt uns diese uns glücklichen Schlachtopfer unsers Stolzes und unserer Habsucht frei sprechen; laßt uns den Negern die Freiheit schenken, die der Mensch dem Menschen nie rauben sollte.“

„Möchten doch alle christliche Gesellschaften, nach unserm Beispiel, ein durch zweihundertjährige Räubereien und Verbrechen fest eingewurzelttes Unrecht wieder gut machen! Möcht endlich diese so lange in der Erniedrigung gehaltene Menschen ihre von Fesseln freie Hände und mit Thränen der Dankbarkeit erfüllte Augen zum Himmel erheben! Ach, diese Unglücklichen haben bis dahin nur die Thränen der Verzweiflung gekannt!“,

So

So sprach der wackere Quacker: und welches war der Erfolg? Das Gewissen seiner Brüder wurde rege, und durch ganz Pensilvanien wurden alle Sklaven für frei erklärt. Heil dem Menschenfreunde, dessen Stimme das Gewissen seiner Brüder rege machte, und Heil der frommen Brüderschaft, welche an ihre Pflicht nur erinnert zu werden nöthig hatte, um sie sogleich in Erfüllung zu bringen!

Kein gutes Beispiel geht verloren. Es ist ein Saamenkorn, welches ausgestreut wird, und welches, wo nicht gleich, doch über kurz oder lang, tausendfältige Früchte trägt.

Schon jetzt hat die menschenfreundliche That der Quacker eine heilsame Folge gehabt. Die Königin von Portugal hat, wie ich so eben in den Zeitungen lese, verordnet, daß in allen ihren auswärtigen Besitzungen die Kinder der Sklaven, welche bis jetzt auch Sklaven waren, für frei erklärt werden sollen \*).

Also schon wieder eine Ungerechtigkeit weniger in der Welt! Freuet euch, meine jungen Leser, daß ihr vielleicht die Zeit erleben könnt, da in mehreren Ländern alle Unterdrückungen aufhören werden; und wenn ihr selbst erst groß und Männer von Einfluß seyd, o so helft doch ja, wo und wie ihr können werdet, den Anbruch dieser glücklichen Tage beschleunigen!

E.

\*) Jetzt, im Jahre 1793, da diese neue Auflage veranstaltet wird, hat auch Dänneemark dem übrigen Europa das große Beispiel gegeben, daß es die schwarzen Sklaven in seinen Kolonten, nach Verlauf einiger Jahre, für frei erklärt hat.

## Lorenz und Leonore,

eine

lehrreiche Geschichte, besonders für junge  
Mädchen, welche das Lesen lieben.

**Z**u B., einer kleinen Stadt unweit H., lebte ein guter ehrlicher Bürger, Namens Lorenz, der von seinem Gewerbe, welches eine Wirthschaft war, und mit seiner lieben Anna glücklich, wie kein König, lebte. Ueberall, im Städtchen und auf der Nachbarschaft, war sein Name bekannt; und wer von den durchreisenden Meßleuten nicht bei Lorenzen einkehrte, der glaubte, kein Glück auf der Reise zu haben. Denn von allen Wirthen auf der Nachbarschaft war keiner so fleißig und so freundlich wie er, und dabei so ehrlich!

Wegen der ersten Eigenschaft pflegt er sich durch ein altes Sprichwort zu rechtfertigen, welches er in seiner Jugend gelernt hatte, nämlich: Daß des Herrn Auge die Pferde fett mache, und Fleiß nie Hunger leide. Das Freundlichseyn aber, sagte er, koste nichts, und ehrlich wahrte am längsten.

So sah man ihn also immer am frühesten auf im Hause, im kurzen Kamisöfchen und oft bei warmen Wetter im kahlen Kopfe. Entweder sah er im Stalle nach den Pferden, oder er war im Garten und half selbst mit graben, wobei man ihn denn oft mit der Lerche in die Wette sein fröhliches Morgenlied empor zu dem Geber alles Guten singen hörte.

Dann aber riefen ihn schon zuweilen drei Stimmen zugleich hervor zu den ankommenden Fremden, die er alsdann in seinem Futterhemde und kahlen Kopfe mit nicht weniger Anstand

empfieng, als ob er in einem Frack mit Tressen und mit gepuderten Haarlocken vor ihnen da stünde.

Nicht nur die gewöhnlichen Dinge, die man bei einem Wirthe zu fodern oder zu fragen hat, mußte er zu geben, oder zu beantworten; sondern man konnte sich sehr darauf verlassen, wenn er in Ansehung einer etwas zweifelhaften Reiseroute befragt ward, daß er immer die beste rieth, und die beste Art, mit den Leuten jedes Orts durchzukommen; denn er selbst war in seiner Jugend viel auf Märkte gereist, wohin sein Vater, ein Flanderscher Tuchmacher, ihn mit groben Tüchern geschickt hatte.

Und wenn nun kam, daß Leute zu Nacht bei ihm blieben, oder Nachbarn, an einem müßigen Abende, wo kein Verkehr war, bei ihm einsprachen: so mußte er sie mit Erzählungen aus seiner Heimath und dem letzten Flanderschen Kriege, und den verschiednen Begegnissen, die überall im menschlichen Leben zu nutzen sind, so zu unterhalten, daß keiner unbesriedigt oder unlustig und die meisten mit dem festen Vorsatze zu Hause giengen, Vater Lorenz bald einmal wieder zu besuchen.

Seine liebe Anna, eine etwas stille aber reinliche Holländerinn, kam denn auch zuweilen mit ihrem Spinnrade und Strickstrumpfe dazu. Zwar lächelte sie nur selten zu den lustigen Gesprächen und Einfällen ihres Mannes, wobei alles umher oft aus vollem Halse lachte: aber doch liebte sie ihn von ganzem Herzen. Sie pflegte seiner, wenn er von Arbeit ermattet war, und besänftigte seinen Unwillen, wenn er Verdruß mit schlechten Leuten gehabt hatte.

Auch that sie selbst alles, was eine ordentliche Wirthin thun muß; legte selbst Hand an,

und litte nicht, daß eins ihrer Mägde müßig da stand, oder daß in ihrem Hause durch Nachlässigkeit etwas zu trümmern gieng. Und kein Abend gieng vorbei, daß beide nicht, noch ehe sie ihr Tagebuch mit ihrem himmlischen Versorger abschlossen, auch das tägliche Haushaltungsbuch ihres irdischen Segens gemeinschaftlich richtig machten.

So boten diese beiden rechtschaffnen Eheleute sich in allem die Hand, und hatten nur Einen Willen, bis auf den einzigen Punkt, die Erziehung ihrer Tochter: denn hierin gieng Mutter Anna mit Vater Lorenz nicht einen Weg.

Dieser hielt es für eine Art von Dankbarkeit, die er dem Himmel für den ihm bei seinem Gewerbe verliehenen Segen schuldig wäre, daß er sein einziges Kind einmal eben derselben Lebensart widmete, bei der er sein Brod und seine Zufriedenheit gefunden hatte. Er wünschte daher, daß Mutter Anna sie frühe schon zu den kleinen häuslichen Arbeiten gewöhnen möchte, die sie dazu geschickt machten, und hatte alsdann sein Auge auf einen geschickten jungen Mann aus der Nachbarschaft geworfen, der ihn als seinen Vater liebte, und sich auch so in Fleiß und Anweisung zum Fortkommen von ihm führen ließ.

„Sieh, sprach er dann zu Mutter Annen, sieh, das wäre denn doch so hübsch, wenn wir beiden Alten denn so einmal müde von der Arbeit und Hitze des Tages uns in irgend einer schattigten Ecke hinsetzen könnten, und zuschauen, wie's die jungen Leutchen trieben, und allenfalls denn einmal, wenn was schief gehen wollte, sagen: seht, Kinder, so müßt ihr's machen; so geht's besser; und sie wären denn auch so vergnügt bei ihrem Fleiße und ihrer Arbeit, als wir beide unter Gottes Segen waren!“

Das sagte er oft; aber Mutter *Anna* schleg meistens stille dazu, oder sagte, das Mädchen ist so zärtlich, sie würd' es nicht aushalten; sie kann ja auch auf eine andere Art in der Welt fortkommen.

Nun antwortete er zwar oft: Arbeit macht stark, du solltest das Mädchen nicht in eine Schule schicken, wo sie statt Spinnen und Strumpffstricken, Filet macht, solltest sie zwischen her, statt sie die *Pamela* lesen zu lassen, hübsch in die Küche nehmen, damit sie auch so einen schönen Eierkuchen backen lernte, als ihre Mutter. Aber es sey nun, daß Mutter *Anna* das ganze Geheimniß kluger Weiber zur Mitgabe bekommen hatte, die mit Stillschweigen und scheinendem Nachgeben sicherer zu ihrem Zwecke kommen, als die ärgsten Widersprecherinnen, oder daß das Mädchen wirklich zu schwach zu der Lebensart einer Wirthinn war: genug, *Leouore*, so hieß die Tochter, blieb bei ihrem Filet und bei ihrem Lesen, und ward dadurch bald auf einer andern Seite im ganzen Städtchen so bekannt, als ihr Vater war.

Den ersten Grund dazu hatte der Hofmeister auf dem Amte gelegt; ein junger Mann, der das Leere seiner Kenntniße und seiner Thätigkeit mit lauter Empfinden auszufüllen sucht.

Ueberall empfand er, wo er handeln sollte, und sein Beispiel sowol, als auch seine Lehren, zweckten darauf ab, die ihm anvertrauten jungen Leute nicht zu wackern thätigen Männern, sondern zu faselnden Schwärmern zu bilden, die sich eine Hütte in einer Wüste zum Aufenthalt, statt der bewohnten Welt wünschten, und Klagelieder über das Cleid und die Ungerechtigkeiten in der Welt sangen, da doch ihres Vaters Haus ein Sammelplatz von Guts Herzigkeit und Vergnügen war, und so mancher Bauer, der ihm durch Geschenke für seinen

Rechtspruch danken wollte, zurückgewiesen wurde, weil er rechtmäßig erworbene Güter genug hatte.

Dieser junge Mann, der seine überspannten Begriffe einer damals herrschenden und so viel Unheil stiftenden Sekte von Empfindsamen verdankte, kam zum Unglück zuweilen in Lorenzens Haus, und fand bald, daß, so wenig das fröhliche heitere Temperament des guten Vater Lorenzen mit dem seinigen übereinkam, es ihm doch leicht fallen würde, aus der sanften Lorenore bald eine eifrige Proselitinn zu machen.

Er gab ihr zu dem Ende zuerst eine Uebersetzung von Youngs Nachtgedanken, und ohne daß sie im Stande war abzusondern, was die Lage des bedauernswürdigen Greises Schwarzes und Uebertriebenes in seine Bilder gemischt hatte, sah sie von nun an die ganze Welt als ein Todtengrab oder als einen Aufenthalt von Lorenzo's an, davor man zurück beben, sich in seine einsame Zelle einschließen, oder mit wenigen elastimmigen edlen Seelen darüber klagen mußte.

Sie that dieses auch oft in Briefen an diesen Herrn Seufzer, dies war der Name des empfindsamen Mannes; und nichts war komischer oder vielmehr trauriger, als zu sehen, wie diese beiden Leute vor dem vielen wahren Guten, welches überall in Gottes Welt verbreitet liegt, die Augen verschlossen; nichts dazu beitrugen, die wahren Uebel, worunter die Menschheit leidet, zu verringern, und sich dagegen lauter schimärische Uebel erdachten, die in der Natur nicht sind, und lauter schimärische Pflichten, deren Erfüllung auf nichts Gemeinnütziges abzweckte.

So war zum Beispiel dies eine Probe davon, daß Lorenzo alles Töbten des Ferkelviehes,

der Schafe und Schweine und dergleichen, welches ihre Wirthschaft erfoderte, nie ohne Schaubern, als ein Opfer unsers Luxus und unferer Unmenschlichkeit ansehen könnte, auch keine Spinne oder Fliege um alles in der Welt willen getödtet hätte. Dahingegen konnte sie es gleichgültig und ohne Empfindung ansehen, daß ihre Mutter es sich den ganzen Tag sauer werden ließ; und es fiel ihr gar nicht ein, wie es sich doch für eine brave Tochter geschickt hätte, ihr zu einiger Erleichterung ihrer Arbeiten die Hand zu bieten.

Eben so fühllos war sie gegen die zunehmenden Erinnerungen ihres Vaters, der nun oft und mit Recht auf ihre Bücher und auf ihre Schreiberei ernstlich zu schelten anfieng. Herr Seufzer ermangelte dann, so oft er zugegen war, niemals, die Parthei der Tochter gegen den Vater zu nehmen; er rühmte die verfeinerten Empfindungen derselben, und bedauerte, daß ihr Vater selbst kein Gefühl dafür hätte.

Aber Vater Lorenz antwortete: „er gäbe nicht einen Deut um die feinen Empfindungen, die den Menschen für die menschliche Gesellschaft unthätig machten, und eine Magd mit dem Besen in der Hand, die den Kuhstall auskehrte, wäre ihm ehrwürdiger, als eine Hausfrau, die das ganze Hauswesen in Unordnung gerathen ließe, und unterdeß lange Briefe voll Tugendlehren schriebe.“

Der arme Lorenz! so sehr er Recht hatte, so war doch das Uebel bei seiner Tochter nun schon unheilbar geworden. Sie tröstete sich mit ihren verfeinerten Empfindungen gegen alles, was ihr Herz noch von den Vorwürfen ihres Vaters zu fühlen im Stande war, und ward unmenschlich, gerade aus überspannter und falsch verstandener Menschlichkeit.

Eines Tages, als der gute Vater, um dem Dinge wo möglich Einhalt zu thun, sie in Abwesenheit der Mutter vornahm, und ihr auf das dringendste vorstellte, daß sie das Glück seiner letzten Tage machen würde, wenn sie dem jungen Philippen, so hieß der Mann, den er lieb hatte, weil er fleißig war, und dem er die Wirthschaft zu übergeben dachte, die Hand gäbe: antwortete sie ihm in den tragischen Ausdrücken, die ihr durch das Lesen empfindsamer Bücher so geläufig geworden waren:

„Daß sie lieber hinwelken wollte, als ein Blümchen in der Mittagssonne, lieber in der dürren Sandwüste in einer Hütte, als bei so einem Manne leben wollte, der besser mit Pferden und Fuhrleuten, als mit einer Frau von seinen Empfindungen umzugehen wüßte.“

Und als der Vater sie darauf fragte: wo ihr denn in der dürren Sandwüste ihre feinen Empfindungen Brod schaffen würden? antwortete sie weinend; daß es ja noch wol irgendwo menschliche Seelen geben würde, die sich einer armen unschuldig Verlassenen erbarmten, wann ihr Vater hart genug seyn könnte, sie zu verstoßen.

Sie hatte dieses letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als die Mutter zum Glück oder Unglück dazu kam, und die Unterredung dadurch aufhob, daß sie ihre weinende Tochter hinauf auf ihre Stube schickte, dem guten Lorenz aber Gäste ansagte, die ein Abendessen verlangten, und dann weiter reisen wollten.

Sein Beruf ward ihm also oft das Mittel gegen Verdruß und Kummer; dahingegen Leonardo es in der Feder suchte, und die rührendsten Briefe an den Seufzer schrieb, der dann nicht

unterließ, sie von seiner Seite auf das zärtlichste und empfindsamste zu trösten.

Er besetzte mit ihr in den rührendsten Ausdrücken die Ungerechtigkeit des Schicksals, welches sie verdammt habe, die Tochter eines Gastwirths zu seyn, da sie doch mit einem Herzen geboren wäre, welches mit nichts sympathisiren könnte, als was schön und edel wäre; mit einem Herzen, welches von den reinsten Engelgefühlen befeelt, nach dem Umgange und der Vereinigung mit höhern Wesen sich sehnte, und dem also jede niedrige Beschäftigung (so nannte der Narr die Berufspflichten einer Hausmutter!) nothwendig Widerwillen und Eckel verursachen mußte.

Lorenz hatte indeß, vermuthlich durch jene Unterredung veranlaßt, dem Herrn Seufzer die Besuche bei seiner Tochter verboten, und das hätte leicht eine noch gefährlichere Folge haben können. Denn obgleich Leonorens Geistigkeit sich eigentlich noch nichts von Liebe zu der Person des Herrn S. träumen ließ: so schwebte doch der Wunsch, mit so einem sanften gefühlvollen Manne in irgend einem Winkel der Erde ihr Leben hinzuleben, schon in dem Hintergrunde ihrer Seele, gleich einzelnen Punkten, zu einer noch unvollendeten Skizze.

Zum Glück oder Unglück löschte das Schicksal selbst diese Punkte, sobald sie entstanden waren, wieder aus; denn Herr S. ward in seiner Heimath zu einer Predigerstelle berufen, und so sehr er auch angefangen hatte, vermöge der selbstgeschaffenen Leiden, an Leonoren zu hängen, so hielt ihn doch eine schon früher eingegangene Verbindung mit der Französin des Hauses, worin er als Hofmeister gedient hatte, ab, dem geheimen Wunsche seines Herzens, Leonoren zu besitzen, nachzugehen.

Er folgte also seinem Beruf, und nahm nur in einigen trostlosen — oft durch — Empfindungsstürche — unterbrochenen — und — durch Thränen — halb wieder — ausgelöschten — Zeilen — Abschied von Leonoren. Er beschwor sie, sich nicht der Verzweiflung zu überlassen; versprach, einen ewigen Briefwechsel mit ihr zu unterhalten, und empfahl ihr, zur sichern Führung desselben, den Schreiber auf dem Amte, einen Mann von nicht völlig so schwärmerischen Gefühlen, aber der doch immer noch empfindsam genug war, um mit den Grillensängereien dieser Leute zu sympathisiren, und ihnen zur Fortsetzung derselben seine Hand zu leihen.

Nach und nach wurde sein Umgang mit Leonoren vertrauter und enger; beide fanden endlich, daß sie für einander geschaffen wären; und da er zu eben der Zeit eine kleine Stadtbefehdung erhielt, deren Einkünfte aber freilich nicht hinreichten, ohne Mitarbeit der Frau, sie beide zu ernähren: so bewarb er sich um ihre Hand, und erhielt sie. Ob mit oder wider Willen des guten Lorenz, das ist eine Frage, die auf immer unbeantwortet bleibt; denn ehe noch die Verbindung vollzogen ward, starb dieser brave Mann, wie ers sich immer von Gott erbeten hatte, an einem Schlagflusse, da er noch eben, von seinen guten Nachbarn umringt, ihnen die kurzgefaßte Geschichte einer sehr vergnügten Begebenheit seines Lebens mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit und mit Dank gegen den Himmel zu erzählen beschäftigt war. Der ganze Ort beweinte ihn und folgte seiner Leiche; und jeder vorbeireisende Fremde zeigt nach seinem Grabhügel mit den Worten: Da liegt unser Vater Lorenz!

Der junge Philippsen übernahm nun bald die ganze Wirthschaft, da Mutter Anna nicht

mehr Lust dazu hatte; heirathete eines bortigen Brauers Tochter, ein flinkes, lustiges, zur Arbeit gewöhntes Mädchen, die mit ihrem Manne in die Wette arbeitete, und sammt ihm dem Städtchen und den Reisenden bald das wurde, was Lorenz und seine Anna thuen vorher gewesen waren.

Leonore beweinte ihren Vater gleichfalls mit der ganzen Empfindsamkeit, die ihr eigen war. Ihr Liebhaber suchte sie zu trösten, und es gelang ihm. Von nun an beschäftigte sich ihre ganze Seele nur mit der Ausbildung überspannter Ideale von der ätherischen Glückseligkeit, die sie im Ehestande zu finden hoffte, wobei sie weder die Pflichten noch die Sorgen und Lasten einer Hausmutter in Rechnung brachte. Sie hoffte vielmehr, das volle Maas einer chimärischen Glückseligkeit, welche ihre Romane ihr vorgezeichnet hatten, ununterbrochen zu genießen; und mit diesen unseligen übertriebenen Erwartungen trat sie in einen Stand, welcher zwar der reichste an wahrer Glückseligkeit, aber auch an Sorgen und mannigfachen Mühseligkeiten für den Mann und für das Weib unter allen der schwerste ist.

\* \* \*

Nachdem Mutter Anna ihre Wirthschaft dem jungen Philippen übertragen, und ihre Sachen in klingende Münze verwandelt hatte, zog sie zu ihrer Tochter ins Haus, die das erste halbe Jahr hindurch sich ganz den Freuden einer empfindsamen Liebe überließ.

Artig eingerichtet, wohl gekleidet, mit einer niedlichen empfindsamen kleinen Bibliothek versehen, that sie den ganzen Tag nichts, als lesen oder schreiben, und überließ einer Magd ihre ganze Wirthschaft. Diese gerieth dann auch

natürlicher Weise gar bald in eine solche Verfassung, daß man sogleich beim ersten Anblick wissen konnte, daß die Vorsteherin derselben keine Wirthin wäre. Alles lag unter und über einander in Schmutz und Staub; und Sachen, welche ein ganzes Leben hindurch zum Gebrauch und zur Zierde dienen konnten, wurden in kurzer Zeit verwahrloset.

Eben diese Nachlässigkeit erstreckte sich auch über den Einkauf der Nahrungsmittel und aller übrigen Bedürfnisse; ein Geschäft, welches ihr auch viel zu niedrig vorkam, und welches sie daher gleichfalls dem Gesinde überließ. Und da braucht ich nun wohl nicht erst zu sagen, wie oft sie dabei hintergangen oder übervortheilt wurde: weil es eine bekannte Erfahrung ist, daß auch treue Diensthoten durch die Nachlässigkeit ihrer Herrschaft nicht selten zur Untreue verleitet werden.

Bei dieser Vernachlässigung ihres Hauswesens suchte Leonore nun auch noch ihren Gatten zu einer ähnlichen Unthätigkeit in seinen Berufsgeschäften zu bewegen, damit er, wie sie sagte, desto öfter mit ihr zugleich den Vergnügungen und Beredlungen des Geistes durch Lektüre obliegen möchte. Alle andere Sorgen, sagte sie, betrafen doch nur körperliche Dinge, und alles, was dadurch erspart würde, wäre nicht eines Augenblicks werth, den man sich dadurch von den edlern Beschäftigungen des Geistes entzöge.

Sie erlangte also von ihrem lieben Erdmann (das war der Name ihres Gatten) daß er nicht mehr den ganzen Tag selbst seinen Posten verwalten, sondern zu denjenigen Geschäften, welche zu Hause geschehen könnten, einen Bedienten halten möchte. Erdmann that dies auch wirklich, theils aus empfindsamer Liebe gegen seine Leonore, theils aus Liebe für körperliche Bequemlichkeit und Ruhe, denn diese liebte er vorzüglich.

Dagegen mußte er dann aber auch, da er sich nicht den ganzen langen Tag ununterbrochen mit Lesen oder Küssen beschäftigen konnte, dann und wann diese oder jene Gesellschaft zu sich bitten, um eine Flasche Wein oder eine Vole Punsch mit ihm auszuleeren. Wobei dann Leonore irgend ein schönes Gedicht aus dem neuesten Musenalmanach, oder die interessantesten Stellen aus dem neuesten Roman vorlas.

Dieses herrliche Leben dauerte ununterbrochen ein halbes Jahr durch, und fast sieng Leonore an zu glauben, daß diese Welt doch wohl so böse nicht wäre, als sie sonst gedacht hatte, wenn nicht der unangenehmste Vorfall sie auf einmal wieder in Youngs nächtliche Scenen zurück gerufen hätte. Der Bursche nämlich, den Erdmann zum Schreiber genommen hatte, war ein Schurke, und machte sich mit einer für Erdmanns Vermögen schon beträchtlichen Summe aus dem Staube.

Hier giengen die alten Klagen von schlechten Menschen und verfolgendem Schicksal wieder von vorn an, und sie würden noch ärger geworden seyn, wenn nicht Mutter Anna noch gerade so viel harte Thaler stehen gehabt hätte, als zur Ersetzung des erlittenen Verlustes nöthig waren. Kurz darauf ward Leonore von einer Tochter entbunden, und nun war die große Frage: nach welcher von den unzählbaren Romanen, und Komödien-Heldinnen unserer Zeit sie genannt werden sollte? Glücklicher Weise hatte Leonore kurz vor ihrer Entbindung das Singspiel Ariadne auf Naxos aufführen sehen. Dieser Umstand entschied; und das Kind mußte, was auch Mutter Anna dazu sagte, und so sehr auch der Geistliche, der die Taufe verrichtete, den Kopf darüber schüttelte, Ariadne genannt werden.

Nun wollte sie zwar anfangs selbst stillen, denn sie war gesund und hatte Milch genug, aber ach! der Gedanke, dem süßen Liebling einst mit Gewalt oder List die Brust entziehen zu müssen, gieng ihr durch Mark und Bein. Das schien ihr eine Grausamkeit zu seyn, die der des Theseus gleichen, wo nicht gar sie übertreffen würde; und kurz, sie nahm eine Amme, und zwar eine recht kostbare. Denn sie sagte, daß sie durchaus keine von den plumpen Erdensfloßen (so nannte sie die gesunden Bauerfrauen) haben wollte, die den kleinen Geschöpfen mit ihrer Milch so viel grobe Sinnlichkeit einzustößten.

Ein feines Mensch also von Gliedmaßen und Gestalt ward Ariadnes Amme, und von Seele — o die war so ausgebildet, so verfeinert, daß von der lieben reinen Natur auch nicht ein Körnchen übrig geblieben war. Ja sie konnte sogar, statt der Handarbeit, davon sie nun freilich nichts zu verstehen vorgab, Leonore dann und wann aus einem Buche vorlesen.

Das war nun ein glücklicher Zufall, der Leonoren abermals ein wenig mit der Welt auszuföhnen anfieng, wenn nur nicht andere Nebenumstände sie von neuem dagegen aufgebracht hätten. Denn bald nach ihren Wochen ward Erdmann, einer ziemlichlichen Schuldforderung halber, vor Gericht gefodert; und seine Gläubiger, gewöhnliche unerträglich fühllose Menschen, die alle Jahr richtig Buch hielten, wollten einem Manne, der das nicht that, nicht länger nachsehen.

Der Richter also, ein viel zu gerechter Mann, als daß er irgend jemand aus persönlicher Bekanntschaft zum Schaden eines Andern hätte nachsehen sollen, sah sich gezwungen, ihm Arrest anzukündigen.

Was war nun in dieser äußersten Noth zu thun? Klagen und Seufzer über die Ungerechtigkeits des Schicksals, das, Leonorens Meinung nach, immer die besten Menschen verfolgt, wollten hier nichts helfen. Briefe, die rührendsten, die man lesen konnte, wurden auch vergeblich geschrieben, da niemand einen Grundbruch mit einer Handvoll Sand auszufüllen hoffen durfte. Mutter Annens Vermögen bestand nur noch in wenigen Handschriften, die beim Amte belegt waren, und nicht sogleich zu Gelde gemacht werden konnten. Was blieb also übrig?

Nichts, als dieses, daß Leonore sich selbst überwinden, und zu dem jungen Philippen gehen mußte; ein Gang, der ihr um so schwerer ward, da er der erste war, den sie nach ihres Vaters Tode nach diesem Hause machte, weil, wie sie sagte, gewisse Gefühle, wovon gewöhnliche Menschen freilich nichts wußten, sie immer davon abgehalten hätten.

Aber die Noth überwand auch diesmal alle andere Vorstellungen — und was noch besser war, sie überwand bei dem braven Philippen alle Einwendungen wegen ehemaliger Verschmähung und verdienter Vergeltung. Er gab ohne viel Worte auf die viel zu schön eingekleideten Bitten der Leonore die Hälfte der nöthigen Summe gleich hin, und brachte über die andere Hälfte die Gläubiger durch seinen Kredit fürderste zum Schweigen.

Gewissen edlen Gemüthern ist es in solchem Fall nicht möglich, zu der That auch noch die Worte hinzuzufügen, ich meine, daß er Leonoren hiebei für die Zukunft einen guten Rath gegeben, oder ihr wegen des Vorigen Vorwürfe gemacht hätte. Bescheidenheit hielt seine Zunge gebunden, und wenn er vorher aus edlem Stolz sich nicht um Leonorens Haushaltung bekümmerte,

mert und sie nicht besucht hatte: so that erst jetzt nicht aus dem edlern Bewegsgrunde, damit seine Gegenwart nicht das Ansehen einer Ernüchterung an das vorgestreckte Geld haben sollte.

Schade wars indeß immer; denn vielleicht wäre Leonore durch den Umgang mit diesem guten Manne, so widrig er ihr sonst auch geschienen, nun doch vielleicht allmählig dahin gekommen, einen Vergleich zwischen ihrem traurigen und seinem behaglichen Zustande anzustellen, und dadurch Geschmack an Fleiß und Wirtschaftlichkeit zu gewinnen.

Denn Philipps Frau hatte nunmehr auch schon einen kleinen niedlichen Jungen auf dem Schooße; aber sie hielt keine Amme, sondern stillte ihn selbst. Oft wenn sie vor dem Feuerherde stand und einen Eierkuchen oder sonst etwas machte, davon sie nicht gehen durfte, nahm sie die Wiege mit in die Küche, setzte sich, wenn der Kleine die Brust verlangte, auf einen kleinen Stuhl, befriedigte das Verlangen des Kindes, legte ihn darauf so lange wieder hin, bis sie fertig war, und nahm ihn dann gleich wieder auf den Arm, weil die Mägde unterdeß ihre eignen Geschäfte hatten, und sie sich immer freute, wenn sie ihrem Manne auf diese Art eine Bedienten mehr im Hause ersparen konnte.

Nichts desto weniger war sie doch immer reinlich gekleidet, und konnte so gut als die Postmeisterin des Städtchens den obersten Platz am Tisch einnehmen, weil sie freundlicher als diese, und immer heiter ihre Geiste mit etwas angenehmem, als mit stummen Grimassen, zu uns erhalten wußte.

Bei Leonoren war also nunmehr die erste dringende Noth gestopft; aber derjenige irrt sich,  
der

der da glaubt, daß durch so einen Selbstbeifand bei Leuten, die ohne Wirth rechnen, etwas Gutes auf die Zukunft gewirkt werde. Es ist vielmehr im Gegentheil der behagliche Zustand, der auf so eine Rettung folgt, nur zu oft eine Versuchung zu neuen Unvorsichtigkeiten.

Erbmann war ein Beispiel davon. Denn kaum sah er sich von seinen Gläubigern befreit, so dachte er nicht mehr daran, daß die nämliche Noth wieder kommen mußte, wenn er keinen Plan machte, nur gerade so viel zu verzehren, als sein kleiner Dienst ihm eintrüge. Nein, er mußte nach wie vor seine Flasche Wein jeden Tag haben, und wenn ihm Leonorens Gesellschaft kein Genüge that, welches sich nun immer öfter ereignete, so trank er seinen Wein auch wol mit einem Freunde außerm Hause, und spielte dabel in Karten, oder ließ sich zu andern Spielen verleiten, die ihn von Tage zu Tage in noch tiefere Gefahr stürzten.

Leonore ihrer Seits, da sie sich nie um die Einnahme- und Ausgaberechnungen in dem väterlichen Hause bekümmert hatte, auch in ihrem Young, ihrem Stegwart ihrer Stella, nichts fand, wornach sie den Werth der zum menschlichen Leben nothwendigen Dinge schätzen und bestimmen konnte, saß nach wie vor unbekümmert um das Einkommen ihres Mannes, und die Möglichkeit, damit auszureichen, an ihrem Schreibtische, und ließ sich die kleine Ariadne nicht anders, als etwan einmal zum Kusse herbringen, wenn eine ruhrende Stelle in einem ihrer Autoren, oder der Strom eigener Empfindelet, sie an dies kleine Geschöpf erinnerte.

Ihr Briefwechsel hatte sich auch wirklich so gehäuft, daß sie fast keine einzige Stunde des

Kinderbibliothek. 5 Th.

D

Tages zu andern Geschäften übrig behielt; und man muß gesehen, daß sie es in der Kunst, empfindsame Briefe zu schreiben, wirklich so weit gebracht hatte, daß ihre Aufsätze den besten gedruckten Briefen dieser Art an die Seite gesetzt zu werden verdienten. Nur Schade, daß alle die übertriebenen hohen Gefühle, welche darin herrschten, das wahre Elend, was sie dadurch unvermerkt vergrößerte, nur desto tiefer fühlen machten.

Nie fiel es ihr ein, daß sie zur Verminderung ihrer selbstgeschaffenen Leiden etwas anders thun könnte, als klagen. Täglich schüttete sie ihre Seufzer in den Busen einiger mitfühlenden Freunde aus, die weder Vermögen, noch Kraft hatten, ihr wahre Hülfe zu leisten.

Am meisten ergoß sie sich gegen den Pastor Seuffer, ihren ehmaligen so völlig sympathisirenden Freund, der nicht nur noch jetzt das Echo ihrer Klage war, sondern auch von den seinen so viel drein mischte, daß sie zuweilen ihren Zustand gegen den seinigen erträglich fand.

Er hatte nämlich in seiner theuren Mariana, (so hieß seine Frau) nichts als eine gemeine französische Kokette geheirathet. Da diese erst Frau Pastorin war, fing sie bald an, alle die gewöhnlichen Eigenschaften dieser Gattung von Weibern in ihrer vollen Wirksamkeit zu äußern. Sie bekümmerte sich um nichts, als was ihre eigene theure Person betraf; schlief bis Mittertag; puhte sich, steckte Hauben auf, machte Toilet, und statt in Küche und Keller zu gehen, besuchte sie die herumliegenden Pfarrhäuser und Edelleute, erregte überall Neid oder Intrigen, und steckte, wie mit einer Pest, alle Weibskente mit ihren Thorheiten und verderbten Sitten an.

Der arme empfindsame Pastor fand unterdes in seiner Bibliothek keinen Trost oder Rath, we-

der für umgefallenes Vieh, noch verborbne Käse und Butter, und da er für bares Geld mit unnützem Gefinde zehren mußte, so sah er sich endlich gezwungen, von seinen Pfarrkindern zu borgen und zu betteln.

Es versteht sich, daß indeß alle diese Unfälle ebenfalls der armen Vorsehung zur Last gelegt wurden, der es nicht beliebt hatte, einem Manne von so feiner edler Denkart aus den Steinen Brod zu schaffen.

Alle diese Klagen nun stießen in Briefen an Leonoren und von Leonoren zusammen und thürmten sich zu einer fürchterlichen Höhe auf. Beiden wurde dadurch vollends alle Kraft genommen, sich nach der wahren Quelle ihres Unglücks umzusehn. Beide fanden vielmehr in diesen wechselseitigen Klagen ihren einzigen Trost, ihr einziges Labfal; so sehr ist Schwärmererei gewohnt, nichts für etwas zu halten!

Mutter Anna verging endlich über all dem Anschauen empfindsamer und wirklicher Leiden; bei denen weder ihr stiller Fleiß, noch ihr bis dahin zurückgelegtes Vermögen die geringste Aenderung mehr schaffen konnten. Der heimliche Gram tödtete sie durch eine geschwinde Auszehrung. Mit ihrer Beerdigung ging beinahe der Rest ihres Nachlasses hin, und das übrige ward zur Tilgung der dringendsten Schulforderungen bis auf den letzten Heller verthan.

Dennoch fiel es Leonoren noch nicht ein, daß sie jetzt zu etwas greifen mußte, um sich für kommende Noth zu sichern. Alles blieb in ihrem Hause wie es gewesen war, und jeder Vorschlag, ihre Umstände zu verbessern, der aus Menschensliebe gegeben ward, blieb ungenutzt, oder ward

als hart verworfen; so sehr hatte die leidtge Empfindsamkeit, samt dem daraus entstandenen Unglücke, jede Nerve ihres Geistes erschlaft.

Endlich ging die Sache so weit, daß kein Gläubiger sich mehr hinhalten lassen wollte. Das Aeußerste, was Leonoren gänzlich darnieder schlagen mußte, kam. Sie sollte es sehn, daß ihre Sachen den Gläubigern Preis gegeben, verkauft, und sie mit ihrem Kinde auf dem Arm und einem Kleide und Bette versehen, aus dem Hause gewiesen würde. Dies alles ging jetzt wirklich in Erfüllung; und die ganze durch sich selbst elend gewordene Familie hätte unter freiem Himmel bleiben müssen, wofern nicht ein Bekannter ihr aus Mitleid ein kleines Dachstübchen verschafft hätte.

In diesem entseztlichen, trostlosen Zustande saß Leonore den folgenden Abend, nachdem sie und die kleine Ariadne vergeblich auf Erdmanns Zuhausekunft und auf ein dürftiges Mittagsbrod, welches er anzuschaffen versprochen, gewartet hatten. Es war ihm unmöglich geworden, sein Versprechen zu erfüllen, und da suchte er nun seinen Gram in einem bekannten Weinhaufe zu vertrinken, wo der Wirth ihm noch ein Glas aus Mitleid borgte.

Es war schon Dämmerung. Ariadne war vor Weinen und Müdigkeit neben Leonoren eingeschlummert. Die Amme hatte sie verlassen, ohne Zweifel, weil sie ihr Elend nicht anzusehn vermochte.

Alles um sie her war still, wie das Grab, und sie saß einsam und verlassen da, die rothgezweinten Augen verzweiflungsvoll auf einen Punkt geheftet. Endlich warf sie sich auf die Erde nieder, schlug ihre Hände über ihrem Haupte zusammen, und rief voll bitterer Erinnerung ihrer Jugend und der väterlichen Warnungen aus:

„O mein Vater, mein Vater! wenn du dein Kind sehen solltest, den Stolz deines Herzens, für die allein du dir so sauer werden ließest, die du glücklich zu sehn so oft mit Thränen wünschtest!“ —

„Vergib, vergib, wenn ich strafbar bin, und laß nicht die Rache des Himmels über unwillkürliche Widerspenstigkeit, unwillkürlich die verursachten Kummer mich ohne Ende verfolgen! — Steh hier lieg ich im Staube — sey noch einmal mein Rathgeber, mein Führer, mein Vater, und sage deinem reuigen Kinde, deines unglücklichen Leonore, was sie thun soll!“

Nachdem sie diese letzten Worte ausgesprochen hatte, lag sie schluchzend und stumm da, und es kam ihr vor, als hörte sie die Oeade aus Ariadne auf Naxos ihr zurufen: hinab! hinab! — von dem Felsen hinab! als auf einmal eine ihr wenig bekannte weibliche Person in ihr Zimmer trat, sie in dem Zustande fand, die Ursache davon hörte, und ihr den Rath gab, sich an die Amtmannin zu wenden. Diese, eine der würdigsten Frauen, und schon seit einiger Zeit Wittwe, war überall dafür bekannt, daß sie unglückliche Familien gern unterstützte, und manchem fallenden Hauswesen wieder empor geholfen hatte. Nach einiger Ueberwindung wagte Leonore es nun auch wirklich, sich zu ihr hin zu begeben.

Sie fand diese ehrwürdige Matrone in Gesellschaft von drei jungen Mädchen, davon eine jede ein besonderes Stück Handarbeit vor sich hatte, worin diese sie übte; ein Geschäft, wozu sie täglich einige Stunden recht eigentlich gewidmet hatte. Diese nannte sie ihre Zeitvertreibsstunden.

Als Leonore, die ihr gemeldet war, ins Zimmer trat, und sie ihre traurige zur Erde gebogene Gestalt sah, stand sie auf, nahm sie bei der Hand und führte sie, ohne ein Wort zu reden, in ihr Cabinet, und hieß sie neben sich sitzen.

Leopore fing darauf an mit aller der Bescheidenheit, die ihr eigen war, ein schauerhaftes Gemälde von ihrer Noth zu machen. Sie rechnete ihre Unglücksfälle nach einander her, und schilderte die Härte ihrer Gläubiger, die ohne das geringste Mitleid die Unbarmherzigkeit gehabt hätten, sie aus dem Hause zu werfen, und ihr alles zu nehmen, um sich wegen ihrer Schuldforderung bezahlt zu machen.

Sie berief sich hiernächst auf das Zeugniß der Stadt, die sie überall als eine Zuflucht der Unglücklichen kannte, und bat in den rührendsten Ausdrücken, sie, als eine der Unglücklichsten ihres Geschlechts, doch nur diesmal aus dem verzweiflungsvollen Zustande zu retten, worin sie sonst gewiß zu Grunde gehen müßte.

„Mit keinem Schilling! antwortete mit hart schneidender Kälte diese erfahrene Wohlthäterin des Menschengeschlechts.“

„Sie irren sich, wenn sie glauben, daß ich das, was sie Wohlthat nennen, zum Vorschube der Unthätigkeit und zur Unterstützung solcher Menschen verwende, welche sich selbst durch eigene Schuld ins Verderben stürzen. Mein Bemühen geht dahin, die Zahl arbeitsamer Familien zu vermehren, jungen Leuten nach meinem Vermögen Anweisung und Aufmunterung zu geben, wie sie sich zu ihrem künftigen Beruf tüchtig machen können, und sie in den Stand zu setzen, daß sie bei vorkommenden wirklichen Unglücksfällen in ihrer eigenen Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit eine sichere Hülfswelle haben mögen, ohne zu der erniedrigenden Zuflucht greifen zu dürfen, ihren Mitbürgern zur Last zu fallen.“

„Diejenigen hingegen, die durch einen ihre Einnahme übersteigenden Aufwand, durch Unordnung in der Haushaltung oder durch Unthätigkeit herunter kommen, rechne ich zu den kräu-

kelnden Körpern, denen ein erfahrener Wundarzt aus Mitleid ein Glied ablösen muß, damit die übrigen gerettet werden.“

Sie schwieg hier eine kleine Weile, um Leos noren Zeit zu geben, sich von ihrer Bestürzung zu erholen.

Diese war äußerst betroffen, eine so harte und beschämende Antwort von einer Frau zu erhalten, welche in dem größten Ruf der Wohlthätigkeit stand, und es wahrte lange, ehe sie Worte fand, ihre Bestürzung auszudrücken. Endlich sammelte sie eine Art von Entschuldigung, und fügte hinzu: sie hoffe, es nicht verdient zu haben, zu derjenigen Klasse gerechnet zu werden, zu der sie jetzt von ihr wäre herabgemüdiget worden.

Allerdings, antwortete mit gesetzter Stimme die Amlimantn, und derjenige mein Kind, war nie ihr Freund, der sie nicht längst aus jenem unseligen Traum aufweckte, darin sie ihr halbes Leben unnütz verträumt haben. Sehen sie, Gott hat einem jeden seiner Geschöpfe einen bestimmten Beruf angewiesen, dem Manne, wie dem Weibe; und nur in dem Maß, als wir diesen erfüllen oder nicht erfüllen, sind wir der Achtung oder des Tadels, des Mitleids oder der Verachtung unsrer Mitbürger werth.

Wer ihnen andre Begriffe von dem Abel der Seele und von der Würde des Menschen beigebracht hat, der hat sie betrogen. Sie besteht nicht in leeren Empfindungen, sondern im Handeln, nicht in müßiger Betrachtung, sondern in gemeinnützigem Thun.

Nun aber, wenn sie sich nach diesem Maßstabe prüfen, was haben sie als Hausfrau, als Gattin, als Mutter gethan, um diesen ihren dreifachen Beruf zu erfüllen?

Haben sie ihr Hauswesen so eingerichtet, daß es im Verhältnisse mit ihres Mannes Einkünften

stand? Haben sie es so in Ordnung gehalten, daß nicht ein Theil durch Nachlässigkeit oder durch Mangel an Aufsicht über die Bedienten vermahrluset wurde, oder ganz verloren ging?

Haben sie ihrem Mann in seinen Geschäften kein Hinderniß in den Weg gelegt? Sind sie ihm in seinen Verlegenheiten behulfslich gewesen, und haben sie endlich für ihr Kind etwas anders gethan, als es in die Welt zu setzen?

Wenn Wahrheitsliebe das Eigenthum edler Seelen ist, so müssen sie gesehen, daß sie von alle dem gerade das Gegentheil gethan. Denn statt nach ihres Mannes Einkünften von 200 Thalern ihre Wirtschaft einzurichten, haben sie so gelebt, als wenn er wenigstens 400 Rthlr. einzunehmen hätte. Statt sich der Geschäfte einer vernünftigen Hausfrau anzunehmen, haben sie unnütze Bücher gelesen, die sie nicht weiser machten, und Briefe geschrieben, die nicht das mindeste Geschäft betrafen.

Statt ihrem Manne durch ihrer Hände Arbeit zu Hülfe zu kommen, haben sie ihn durch ihren Müßiggang und empfindsame Klagen immer tiefer und tiefer hineingestürzt, und durch ihr empfindsames Geminsel nur noch unthätiger gemacht. Daneben haben sie ihr Kind einer Unwissenheit überlassen, wodurch die Kosten ihres Hausstandes unnützer Weise vermehrt wurden, den Schaden ungerechnet, den das zarte Gemüth ihres Kindes davon gehabt haben mag.

Ich sage nichts von den Pflichten, die sie in Ansehung ihrer Eltern zu erfüllen hatten, und insbesondere gegen einen Vater, dessen ganzes Leben eine Kette von Thätigkeit und Freude gewesen seyn würde, wenn sie ihn nicht durch die unseligste Verblendung um den schönsten Lohn seiner Arbeit gebracht, und sein graues Haupt mit Schmerzen in die Grube geschickt hätten.

Leovore, die alles Vorhergehende, als die Frucht kalter Vernunft und Ueberlegung, mit eis

ner den Empfindsamen in solchen Fällen eignen Fassung angehört hatte, konnte sich bei dieser das Herz treffenden Stelle nicht länger halten. Unfähig zu reden, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Eine schwächere Seele würde bei diesem Anblick weich geworden seyn, und durch zu frühzeitige und zu lebhaftes Aeufferungen des Mitleids vielleicht alles wieder verdorben haben: die wackere Amtsmännin hingegen blieb stark genug, ihr mitleidiges Gefühl aus weiser Güte zurück zu halten, um erst alle die Eindrücke auf Leonorens Herz zu machen, die sie zu ihrer Besserung für nöthig hielt.

Nachdem sie also sie erst eine Weile dem Ausbruch ihres Schmerzens überlassen, sagte sie mit gesetztem Tone, indem sie sie bei der Hand nahm: mein Kind, es sollte mir leid seyn, ihnen bloß wehe gethan zu haben, ohne zugleich die Absicht zu erreichen, warum ich aus diesem Tone mit ihnen zu reden für nöthig erachtete.

Ich wünschte sie zu überzeugen, daß weder ihre Gläubiger, noch wirkliche Unglücksfälle, am wenigsten aber die Vorsehung, diese redliche Freundin thätiger Menschen, Schuld an dem Elende waren, darein sie gerathen sind.

Sie sollten fühlen, daß sie selbst sich ins Unglück gestürzt haben, und zwar vorzüglich durch jene unselige Empfindsamkeit, die alles wahre und edle Gefühl im Menschen tödtet, seine Wirksamkeit erschlafft, und ein schwaches, unthätiges, erbärmliches Wesen aus ihm macht, welches sein Leben in stetem Gewinsel und mit unnützem Geschwäge ohne irgend eine gemeinnützige Beschäftigung hinbringt.

Sehen sie, davon hab' ich sie überzeugen wollen, damit sie dann auch einsehen lernten, daß es lediglich in ihrer eigenen Macht stehe, sich aus dem Labyrinth, darein sie sich gestürzt, wieder

heraus zu helfen, wenn sie nämlich gerade den entgegengesetzten Weg einschlagen, und durch Thätigkeit und Fleiß denjenigen Wohlstand wieder zu erwerben suchen, den sie durch Unordnung und empfindsamen Müßiggang verloren haben.

Oder können sie glauben, wenn ich auch schwach genug wäre, ihnen jetzt gleich die erforderliche Summe vorzustrecken, dadurch sie für jetzt aus allen ihren Schulden kämen, daß ihnen ein wahrer Dienst dadurch geschähe, so bald die Ursache ihres bisherigen Elendes nicht mit gehoben würde?

Ich habe zu viel Erfahrung von dem Gegentheil, um nicht zu wissen, daß in Fällen dieser Art Härte allein der wahre Weg zum Wohlthun ist.

Jetzt fragt sich, ob sie den Muth haben, zu allen ihren versäumten Pflichten zurückkehren zu wollen, um ihre zerrüttete Wohlfahrt auf eine dauerhafte Weise wieder herzustellen? Haben sie den, so biete ich ihnen hiermit meine Hand, als eine wahre Freundin, an; haben sie ihn aber nicht —

Hier hielt sie ein, indem sie einen festen ausforschenden Blick auf die Unglückliche heftete. Leonore erweicht, gerührt, erschüttert, vielleicht auch überzeugt von der Wahrheit dessen, was sie gehört hatte, übergab sich ganz ihrer Leitung; bat sie mit vielen Thränen, ihr beizustehn und ihr zu rathen, was sie denn jetzt in dieser äußersten Verlegenheit anfangen sollte?

„Alles, was die Antwort, bis auf das Aller-  
notwendigste, verkaufen, um nur erst ihre Gläubiger zu befriedigen; dann durch eigenen unermüdeten Fleiß das Unentbehrliche erwerben, und auf das Uebrige Verzicht thun lernen; vornehmlich aber auch sich von heute an aller der traurigen Bücher enthalten, die ihren Kopf aus dem Gleise des wirklichen Lebens in eine albern-schwarzische Welt versetzt haben.“

Leonore durfte nichts einwenden; sie sagte also nur, welche Lebensart oder Wirksamkeit sie ihr zu erwählen riethe? Ob das Schulhalten etwa ihren Beifall haben würde?

Wenn sie sich getrauen, antwortete jene, ihre Zöglinge von den Klippen, die ihnen so gefährlich waren, abzuführen, sie zu einem thätigen, genügsamen und zufriedenen Leben zu ziehen, und ihr Herz nur in so weit empfindlich zu machen, als es seyn muß, um an dem Glück und Unglück unserer Nebenmenschen einen hülfreichen Antheil zu nehmen: dann — aber auch nur unter dieser Bedingung! — habe ich nichts dawider. Dann, aber auch nur dann, wann sie mir dies, nach reifer Prüfung ihrer selbst, versprechen zu dürfen glauben, kann ich ihnen vielleicht selbst ein Kind, daß ich unter meine Aufsicht genommen habe, anvertrauen, und durch Empfehlung ihnen vielleicht noch einige dazu verschaffen.

Leonore dankte ihr, und versprach, sich in allem ihrer Leitung zu überlassen, und ihrer Anweisung zu folgen.

Die Amtmannin gab Leonoren Rath, wie sie es mit ihren Gläubigern am besten einzurichten hätte, und erbot sich auch, mit einigen selbst zu sprechen, vermuthlich um ihnen die Hälfte der Forderungen abzukaufen, damit sie sich wegen des Uebrigen desto billiger gegen sie beweisen möchten.

Sie gab Leonoren fürs erste etwas Leinwand mit, davon sie ihr Zucker nehmen sollte, und schickte sie, wo nicht völlig getröstet, doch weit ruhiger fort, als sie zu ihr gekommen war.

Erdmann, der gar keine Möglichkeit, auf eine andere Art geholfen zu werden, vor sich sah, ließ sich leicht alles gefallen, und insonderhelt dieses, daß Leonore künftig selbst mit arbeiten, und ihre ganze Haushaltung nunmehr ihren Umständen nach einschränken wollte.

Leonore erhielt nicht nur das von der Amtsmannin versprochene Kind zur Erziehung, sondern noch zwei andere, die man auf das Fürwort dieser würdigen Frau ihr anvertraute.

Anfangs ward es ihr freilich etwas sauer, sich mit diesen Kindern nach dem ihr vorgeschriebenen Plane zu beschäftigen: aber der beständige Rath ihrer wackern Beschützerin, der allein schon eine Arznei gegen alle Erschlaffung war, und eine ununterbrochene Uebung in der Thätigkeit, hatten bald die glückliche Folge, daß Fleiß und Geschäfte ihr nach und nach zur andern Natur wurden, und daß sie bald mit wirklichem Ekel auf ihr voriges empfindsames Wesen zurück sah.

Heiterkeit und behaglicher Wohlstand waren bald die Begleiter einer solchen Aenderung ihrer Lebensart. Erdmann selbst kam jetzt früher nach Hause, und glog munter wieder an seine Arbeit, da er sah, daß ihr beiderseitiger Erwerb nunmehr zureichte, sie zu versorgen.

Nichts aber bejammerte Leonore mehr und öfter, als daß ihr guter Vater diese neue Schöpfung seiner Tochter nicht erlebt habe.

Gegen die weise Urheberin ihres Glücks wurde sie mit jedem Tage dankbarer, und mit jedem Tage ward ihr Vorsatz ernstlicher, nicht nur ihre eigne Ariadne, die nun bald nach ihrer guten Mutter Anna umgetauft wurde, sondern auch jedes andere junge Mädchen, das sie kannte, von dem schädlichen Abwege, der sie verführt hatte, ab, und zu der wahren Bestimmung des Weibes zu führen, bei welcher sie nunmehr Brod, Freude und Ehre fand.

Glücklich jene verirrtten weiblichen Geschöpfe, die bei Zeiten in Leonorens Beispiel eine Warnung, und in sich selbst den Muth finden, aus unthätigen, bloß empfindelnden, unnützen Geschöpfen arbeitsame und gemeinnützige Mits

glieder der menschlichen Gesellschaft zu werden,  
die für ihr Haus und für andre ein reicher Ses-  
gen sind!

E. K.

An Phöbe

auf ihren vierzehnten Geburtstag;

(von ihrem Vater.)

Heut vierzehn Jahre, theures Kind!  
Wie bald vollendet! Wie geschwind  
Eil ich von meiner Mittags Höhe  
Ins öde Schattenthal hinab:  
O! meine Phöbe, gerne flöhe  
Ich aus dem Kerm ins stille Grab  
Zu meinem Sunim, meinem Stab,  
Wenn ich nicht — küß die süße Jahre  
Mir weg — Gemahl und Vater wäre;  
Wenn — doch der Gott, der euch mir gab,  
Wog unser Loos auf seiner Wage,  
Und maß den Faden meiner Tage  
Am Zepter seiner Weisheit ab.  
Vergib mir, Kind, die feige Klage.  
Ein Dankfest soll dein Tag mir sehn.  
Komm, laß mich dich mit Rosen krönen.  
Mit diesem Kuß, mit diesen Thränen  
Weið ich mir dich zur Freundin ein.  
Nicht wahr, du fühlst ihn, gute Phöbe,  
Des Titels werth, den ich dir gebe?  
Hinfort nicht mehr dein Vater, nein,  
Dein Freund bin ich, der dich begleitet  
Durchs Land der Täuschung, und dein Herz  
Zum Leiden sachte vorbereitet;  
Denn leiden wirst du; Lust und Schmer;  
Sind, gleich den Schalen einer Wage,  
Hier nie getrennt, und dieser neigt  
Das Herz in seine rechte Lage,  
Wenn es zu hoch im Glücke steigt.

Ein Leben voller Bonnetage  
 Taugt nur für Engel: hüte dich  
 Dir eins zu träumen. Hütellet sich  
 Dein Aug in Wolken; o! so weine  
 Sie auf mein Herz, verbirg mir keine:  
 Der Schmerz ist ja nicht neu für mich.  
 Und wenn — nte denk ichs ohne Wehen —  
 In dir der neue Trieb erwacht,  
 Der Mädchen auf ihr ganzes Leben  
 Beseligt oder elend macht:  
 Dann, meine Phöbe, dann erwähle  
 Mich zum Vertrauten deiner Seele.  
 Nicht streng, nur sorgsam will ich seyn,  
 Dein Herz vor Stürmen zu bewahren,  
 Und ihm die namenlose Pein  
 Des Streits mit Hang und Pflicht zu sparen.  
 Für deine Ruhe fürcht ich nichts  
 Vom ekeln Weibbrauch süßer Laffen;  
 Am Glanz des reichen Taugenichts  
 Wird sich dein Blick auch nie vergaffen:  
 Doch schrecklich sind die Zauberwaffen  
 Des feinen Modebösewichts,  
 Der nichts von Flammen, nichts von Schmerzen  
 Der Liebe spricht, nur von Genie,  
 Von Tugend und von Energie,  
 Von Freundschaft und von Sympathie;  
 Und, Vampira \*) gleich, am sichern Herzen  
 Des Mädchens saugt, bis es verdirbt,  
 So wie vom Wurm die Rose stirbt.  
 Dank sey es unsern hellern Zeiten,  
 Das Selbstheit und Sophisteret  
 Und Vollkraft und Empfindelkeit  
 Der Unschuld mehr Gefahr bereiten,  
 Als je die Nacht der Barbarei.

\*) Eine Art sehr großer Fledermäuse im mittäglichen  
 Amerika, welche sich zur Nachtzeit an Menschen und  
 Thiere zu setzen pflegen, um ihnen das Blut auszu-  
 saugen.

Es fällt mir gleich ein Märchen bei:  
 Ich will es, Phöbe, dir erzählen.  
 Du laß damit mich meine<sup>n</sup> Ziels,  
 Dich zu belehren, nicht verfehlen!  
 Es heißt: Die Klippe des Gefühls.

Ein schlauer Bösewicht, geschickt  
 Sich zu verstellen, um zu rühren,  
 Beschloß, ein junges Mädchen zu verführen,  
 Das er, ich weiß nicht wo, erblickte.  
 Sophie war's, die er zum Opferlamm  
 Ersehn; ein Kind aus edlem Stamm,  
 Daß jede schöne Tugend schmückte,  
 Und dessen stille Frömmigkeit  
 Schon oft die Engel selbst entzückte.  
 Er kroch in ein Husarenkleid.  
 Die Uniform sprengt alle Thüren  
 Und dienet oft zum Talisman \*),  
 Ein eitles Püppchen zu verführen.  
 Er meldet sich bei Fiechen an,  
 Und sagt ihr unter tausend Schwüren,  
 Sie sey das lieblichste Gesicht,  
 Das ihm von Quebeck \*\*) bis nach Posen \*\*\*)  
 Auf seinen Zügen aufgestossen.  
 Reich, sprach er, Mädchen, bin ich nicht;  
 Doch wird der Donner erster Tagen  
 Den frühlüchten Major erschlagen;  
 Dann sollst du Frau Majorin seyn.  
 Was meinst du? Rede, kleiner Nifel!  
 Das arme Fiechen war betäubt,  
 Und bebte, wie der Perpendikel  
 Der Wanduhr. Höhnisch lachend reißt  
 Ihr Sphinx (dies war des Helden Name)  
 Den Schnurbart auf die zarte Hand.  
 Jetzt löst sich ihrer Zunge Band:

\*) Ein angebliches Zaubermittel.

\*\*) Eine Stadt in Amerika.

\*\*\*) Eine Stadt in Polen.

Sie schreit, und eine alte Dame  
 Kam hustend ins Gemach gerannt;  
 Die Mume wars. Der Herzensstürmer  
 Ward schimpflich aus dem Schloß verbannt,  
 Und Fietchen bat den raschen Thürmer,  
 Würd er sich nur von ferne nah,  
 Den Doggen auf ihn los zu hezen.  
 Nun sing er erst zu fluchen an!  
 Er riß den Dolman \*) stracks in Fetzen,  
 Und wollte nun als reicher Geck  
 Des Fräuleins Herz in Flammen sehen.  
 Er nennt sich Graf von Schwarzeneck,  
 Und kömmt in einer Staatskarosse,  
 Mit einem königlichen Trosse,  
 In einem Kleide starr von Gold,  
 Schön wie der Liebling der Eithere,  
 Umwölkt von einer Balsamsphäre  
 Unkenntlich vor das Schloß gerollt.  
 Der Graf ward schwebend aus dem Wagen  
 In Fietchens Puzgemach getragen.  
 Er überreicht ihr sein Bild,  
 Geziert mit seinem Wappenschild,  
 In einem Namen von Brillanten;  
 Fleht kniend um des Fräuleins Gunst,  
 Und spielt mit meisterhafter Kunst,  
 Den feinen schmachtenden Amanten:  
 Sechshunderttausend Thaler sind  
 Ihr Mahlschatz, angenehmes Kind,  
 Wenn sie zum Bräutigam mich wählen.  
 Er sprach: ein Kästchen mit Juwelen  
 Gibt seinen Worten neue Kraft.  
 Die gute graue Mume gafft  
 Entzückt durch ihre Staarenbrille  
 Den ausgeframten Reichthum an;  
 Doch Fietchen blickt in ernster Stille  
 Nur auf den üppigen Galan,

In

\*) Das Unterkleid der Husaren.

In dessen Aug ein Feuer lodert,  
 Das Wollust strömt und Wollust foderk,  
 Ihr Herz verschließt sich vor dem Blick:  
 Mein Herr, ein allzugroßes Glück  
 Ist Gift für eine weiche Seele.  
 Ich kenne mich, und ich erwähle,  
 Den Mittelstand, in dessen Schooß  
 Ich so viel unvermischte Freuden,  
 So vielen Trost in kleinen Leiden,  
 Kurz, mich und die Natur genos.  
 Sie schweigt; die alte Tante brummet;  
 Der stolze Bräutigam verstummet,  
 Ruft seinem bunten Phaeton \*)  
 Und flieget wie ein Pfeil davon.  
 Triumph! Nun weiß ich dich zu packen,  
 Ruft er und lacht so fürchterlich,  
 Daß Berg und Thal davor erschrecken;  
 In wenig Tagen fang ich dich;  
 Wo nicht, so mögen alle Welten  
 Mich einen dummen Teufel schelten!  
 Des nahen Sturmes unbewußt,  
 Ging Fietchen bei dem ersten Strale  
 Aurorens aus dem Sommersale  
 Ins Wäldchen, und mit Engelslust  
 Sah sie den Quell vom Felsen fallen,  
 Und sang ins Lied der Nachtigallen.  
 Da trat ein feiner junger Mann  
 Mit einem Buch aus dem Gebüsch;  
 Sein Antlitz kündig ein Gemische  
 Von Härtekeit und Wehmuth an.  
 Mit Ehrfurcht grüßet er die Schöne  
 Und wischet eine stille Thräne  
 Vom Auge. Fietchen nickt ihm zu,  
 Und fraget ihn mit holder Miene:  
 Was, edler Fremdling, liesest du?  
 Das Märterthum der Klementine

\*) Ein offener Wagen mit einem Sonnenschirme.

Im Grandison \*) , erwiedert er,  
 Und seufzt. Das gute Mädchen blicket  
 Ihn zärtlich an; ihr Herz wird schwer;  
 Es hebt sich schneller und ersticket  
 Nur halb des Seufzers Antwort. — Heil!  
 Heil dir! versetzt er, schöne Seele;  
 Doch lebe wohl! Gram ist mein Theil!  
 Und Frevel ist's, wenn ich dich quäle.  
 Sie hält ihn auf: o Freund! erzähle  
 Dein Schicksal mir. Nach langem Zwang  
 Setzt er sich neben ihr ins Grüne:  
 Auch mir war eine Klementine  
 Bescheert, rief er: doch ach! nicht lang:  
 Sie starb! — Ein Strom von Zähren drang  
 Aus Fietchens Augen; ja sie fühlte  
 Für Damon, was sie nie empfand;  
 Ein Feuer, das ihr Herz durchwühlte.  
 Beim Abschied küßt er ihr die Hand;  
 Und nun begegneten sich beide  
 An jedem Tag mit neuer Freude  
 Im kühlen Hain; dann sprachen sie  
 Entzückt von Drang und Sympathie  
 Und von der Schöpfung Harmonie.  
 So oft er von ihr schied, betrübte  
 Sie sich, und wußte nicht warum:  
 Doch Damon blieb nicht lange stumm;  
 Sein Mund gestand, daß er sie liebte,  
 Und sie gab ihm den ersten Kuß  
 Zum Pfand der Gegengunst zurücke.  
 Doch bald verfinstert ein Verdruß  
 Des guten Damons Wonneblicke:  
 Ich bin kein Ritter. Ach! ich muß, —  
 So fing er endlich an zu klagen,  
 Dir, holdes Fietchen, dir entsagen.  
 Nie läßt dein Vormund es geschehn;  
 Daß wir — Gott! mußten wir uns finden,  
 Um ewig uns getrennt zu sehn!  
 Wer kann den Jammer nachempfinden,

\*) Ein englischer Roman.

Der Fiechtens treue Brust zerriß!  
 Wie heben wir das Hinderniß?  
 Spricht sie zu ihm mit banger Stimme,  
 Nichts rettet uns; nichts, als die Flucht  
 Vor deiner Unverwandten Grimme:  
 Doch nein, Geliebte! nein, verflucht  
 Sey dieser Rath! Nur ich will fliehen.  
 Fahr wohl — vergiß mich — laß mich ziehen —  
 Sey glücklich! Kann ichs ohne dich?  
 Nein, Damon, ich will mit dir fliehen.  
 Gott wills. Mit dir, mit dir allein,  
 Du trauter Bruder meiner Seele,  
 Kann ich auch in der fernsten Höhle  
 Bei bittern Wurzeln selig seyn.  
 Sie schweigt. Des Jünglings Wange glühet;  
 Sein Odem stockt; sein Herz pocht laut;  
 Wie beim Altar der Väter kniet,  
 Liegt er vor ihr: ah! süße Braut;  
 Für mich Geschaffne! kann ichs glauben?  
 Fallt er, komm, laß uns gleich entfliehn,  
 Eh Menschen unser Glück uns rauben.  
 Du zögerst? Ach! ich war zu kühn  
 In meiner Hoffnung. Fiechten hatte  
 Den letzten Kampf der Pflicht gekämpft;  
 Ein Seufzer des Geliebten dämpft  
 Den heiligen Aufruhr. Ah! mein Gatte,  
 Hier bin ich! ruft sie, flüchte mich,  
 Sieh meinem Geist die Ruhe wieder!  
 Sie weint. Der Himmel röthet sich:  
 Es fährt auf leuchtendem Gefieder  
 Sophiens Schutzgeist schnell hernieder:  
 Betrogne, was beschließest du?  
 Rief er dem blauen Mädchen zu;  
 Erkenne, wem du dich ergeben!  
 Sein Finger rührt den Damon an;  
 Im Nu verschwindet der Galan,  
 Und Fiechten sieht mit Graus und Beben  
 Ein schwarzes Kind des Erebus \*),

\*) Der Hölle.

Den Faunen gleich an Haupt und Fuß  
 Vor ihrem starren Auge schweben,  
 Und knirschend einen Blick ihr geben,  
 Indem der Hölle Feuerschlund  
 Ganz, wie am Nichttag, offen stund.  
 Dem Täubchen gleich, wenn ihm der Geier  
 Im Flug den bunten Nacken bricht,  
 Stürzt Fietchen vor das Ungeheuer  
 Entgeistet auf ihr Angesicht:  
 Und als sie sich im Gras gefunden,  
 War Faun und Genius verschwunden. —

Ein leiser Schauer fasse dich,  
 O Phöbe! was ich dir erzählte,  
 Ist kein Traum; oft begab er sich,  
 Der Fall, nur daß der Schutzgeist fehlte.  
 O! danke, danke Gott für den,  
 Geliebte, welchen seine Güte  
 Bei deinem Eintritt ins Gebiete  
 Der Sterblichkeit dir ausersehn;  
 Für deine Mutter, die im Stillen,  
 Doch Engeln sichtbar, dir nur lebt,  
 Und ihrem Haus, und sich bestrebt  
 Zuerst die Lehren zu erfüllen,  
 Die sie dir gibt. Die schöne Pflicht  
 Der Arbeit, Kind, versäume nicht.  
 Auch diese gab uns Gott zum Schutze  
 Der Unschuld. Aber bloß zum Schein  
 Die Hände regen, bloß dem Puze  
 Sie widmen, ist nicht Arbeit, nein!  
 Bedacht und nützlich muß sie seyn!  
 Kein träges Spielwerk eitler Jugend.  
 Suchst du dir lauter Freuden hier?  
 Ah! Phöbe, nichts gewährt sie dir,  
 Als Gottes Schöpfung und die Tugend.  
 Suchst du Gesellschaft? Dein Klavier,  
 Ein gutes Buch und du und wir,  
 Was brauchst du mehr die Zeit zu kürzen?  
 Fleuch, wenn du liest, den Roman: —

So gut als Fletchens Dämon kann  
 Ein Buch dich ins Verderben stürzen,  
 Das bald uns eine Tugend leiht,  
 Die noch kein Menschenkind erreicht;  
 Bald für das Laster uns erweicht,  
 Das in der Unschuld Feiertleid  
 Sich langsam in die Seele schleicht;  
 Bald unsrer Weisheit alle Kraft  
 Abwizelt, und die Leidenschaft  
 Zur Fürstin der Vernunft erkläret,  
 Und bald die kranke Phantasei  
 Des Schicksals blinder Tyrannet  
 Durch Gift und Dolch entfliehen lehret.  
 Glaub immer an die Sympathie  
 Verwandter Seelen; ohne sie  
 Fänd ich nicht Glück genug auf Erden.  
 Allein, o möchtest du doch nie  
 Durch dies Gefühl getäuscht werden!  
 Nicht auf den Lippen, in der Brust  
 Wohnt es, ist ewig wie die Jugend  
 Des Seraphs, rein wie seine Lust.  
 Ja, meine Phöbe, ja die Tugend  
 Hat ihren Magnetismus \*) auch,  
 Der, wie des Zephirs warmer Hauch  
 Zwei Blumen sanft zusammen wehet,  
 Zwei Herzen, die der Gottheit Ruf  
 Zu Bild und Gegenbild erschuf,  
 Sich schweesterlich entgegen drehet.  
 Doch, Phöbe, diese Wunderkraft  
 Ist nicht Instinkt, nicht Leidenschaft,  
 Aus der nur Scham und Eitel stammet.  
 Den Geist erwärmt sie, nicht das Blut,  
 Und läutert wie die stille Gluth  
 Das Golderg, dir, so sie entflammet,  
 Durch des Genusses Ebb und Flut;  
 Würzt ihre Freuden, stählt den Muth,  
 Wenn sie die Last des Daseyns quälet;  
 Und gab auch mir d. 3 höchste Gut

\*) Ihre anziehende Kraft.

Der Erbe, das Monarchen fehlet:  
 Ein Chor von Freunden, am Altar  
 Der Ewigkeit mit mir vermählet,  
 Die mir zum Schutz, gleich jener Schaar,  
 Die Jakob einst im Traum gesehen,  
 Auf Gottes Leiter vor mir stehen,  
 Und oben Er, mit milderm Glanz  
 Der Vaterwürde, Theure Phöbe!  
 Ich weiß, du kennest noch nicht ganz  
 Das frohne, mistische Gewebe  
 Der Fesseln wahrer Sympathie;  
 Allein auch dir ist einst durch sie  
 Der Menschheit höchstes Gut beschieden,  
 Nur hüte dich vor Schwärmerei,  
 Und suche kein Bischöpf hienteden,  
 Das frei von allen Mängeln sey.  
 Und wenn dein Herz den Jüngling findet,  
 Zu dem es jenen Hang empfindet,  
 Dem noch kein edles Herz entflohn;  
 So folge nicht dem ersten Triebe;  
 Betausch ihn: hat er einen Thron,  
 Und spottet der Religion,  
 Kind, so verachte seine Liebe,  
 Und wähle seinen frommen Knecht.  
 Zieh froh mit ihm in seine Zelle,  
 Und leb im Dunkeln an der Quelle  
 Der Seligkeiten schlecht und recht.  
 Und ruft euch einst der Vorsicht Willen  
 Ins Vaterland der Tugend ab,  
 So leg ein Enkel eure Hüllen  
 In mein und meiner Doris Grab.

Pfeffel.

## Jüdische Dichtungen und Fabeln.

## I. Abrahams Kindheit.

In einer Höhle ward Abraham erzogen: denn der Tyran Nimrod stellte ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Gesetz Gottes in seinem Herzen; er dachte fleißig darüber nach, und fragte: wer ist mein Schöpfer?

Als er hinausging, und zum erstenmal Himmel und Erde sah, wie erstaunte, wie freute er sich! Er fragte überall umher: wer ist der Gott Himmels und der Erde?

Eben gieng die Sonne auf, und er fiel nieder auf sein Angesicht: „Das ist, rief er, der Gott des Himmels, denn, seine Gestalt ist so herrlich.“

Er hielt sie einen Tag dafür; als aber am Abend die Sonne untergieng, und der Mond heraufstieg, sprach er: „Das untergehende Licht kann der Gott des Himmels nicht seyn; viel leicht ist's dies kleinere Licht, und das Heer der Sterne sind seine Diener.“

„Aber auch Mond und Sterne giengen unter, und Abraham stand allein. Er gieng zu seinem Vater Tharah, und fragte ihn: wer ist der Gott Himmels und der Erde? und Tharah zeigte ihm die Götzenbilder.“

„Ich will sie versuchen, sprach er bei sich selbst; und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor, die ihm seine Mutter gegeben. Wenn ihr Götter send, sprach er, so nehmt an euer Opfer!“ Aber die Götzenbilder standen todt da.

„Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Ich will eine kindische

That thun, um ihm vielleicht die Thorheit seines Dienstes zu zeigen?"

Er nahm einen Stecken, und zerschlug die Sögen, bis auf den ersten, dem er den Stecken in die Hand legte, und lief zum Vater und sagte: „Vater, dein oberster Gott hat alle seine Mitbürger geschlagen; komm und sieh!“

Als Tharah nun zornig antwortete: „Du spottest meiner! Wie kann er's, da meine Hände ihn gemacht haben?“ Stehe, da nahm Abraham ihn beim Worte: „Zürne nicht, Vater! und dein Ohr vernehme, was dein Mund sagte. Trauest du deinem Gott nicht zu, daß er thue, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte: wie sollte er denn der Gott seyn, der mich und dich erschaffen; und Himmel und Erde regiert?“

Tharah hatte keine Antwort auf des Knaben einfältige Weisheit; und bald erschien diesem sein Gott, rief ihn aus Chaldäa, und Abraham ward der Anrichter des wahren Gottesdienstes auf der Erde.

## 2. Treue.

Aus Treue gegen die Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

Pinchas, der Sohn Jatr, ein armer aber redlicher Mann, wohnte in einer Stadt gegen Mittag.

Es kamen Männer zu ihm, die ihm einige Scheffel Getraide aufzuheben gaben; sie vergaßen aber, es abzuholen, und reiseten weg.

Pinchas ließ das Getraide alle Jahr säen, erndeten und in die Scheune sammeln.

Nach sieben Jahren kamen die Männer wieder, und foderten ihr Getraide. Pinchas erkannte sie bald, und sprach zu ihnen, kommt und nehmet eure Schätze, die der Herr euch gesegnet hat: siehe, da habt ihr das eure!

Simeon, der Sohn Sethach, kaufte von einem Ismaeliten einen Esel. Sein Sohn ward gewahr, daß am Halse des Esels ein Edelstein hing, und sprach zum Vater: „Vater, der Segen des Herrn macht reich!“

„Nicht also, mein Sohn! antwortete Simeon; den Esel habe ich gekauft, aber den Edelstein nicht,“ und gab ihn dem frohen Ismaeliten wieder.

Aus der Treue gegen Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

### 3. Der Lohn der zukünftigen Welt.

Wäge nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagest: „dies Gebot ist groß, darum will ichs halten, denn sein Lohn wird groß seyn.“ Gott hat dem Menschen nicht offenbart, welches der Lohn eines jeden Werks seyn werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen, und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingung ein. Er ließ einem jeden seine Arbeit frey, und des Abends fragte er einen jeden, woran er gearbeitet habe?

Jeder zeigte seinen Baum, seine Pflanze. Dieser den Feigenbaum, jener den Delbaum, der die Cypresse, der den Palmbaum.

Der Hausvater gab einem jeden nach seiner Arbeit, und so ward sein Garten mit mancherley Bäumen bepflanzt. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größten Lohn brachte, so wäre seine Absicht nicht erreicht.

Ein frommer Weiser ward gefragt; warum ihn Gott also gesegnet habe in seinem Leben?

Er antwortete: weil ich die kleinste Pflicht

wie die größte that, darum hat mich Gott also gesegnet.

#### 4. Die Krone des Alters.

Wen den Schöpfer ehret, warum sollten ihn nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen Haupt ist graues Haar eine schöne Krone.

Drei Alte waren zusammen und erklärten ihren Kindern, woher sie so alt geworden?

Der Eine, ein Lehrer und Priester, sagte: „nie bekümmerte ich mich, wenn ich zu lehren ausging, um die Länge des Weges: nie war ich stolz auf meine Einsichten; nie lehrte ich Andere, was ich selbst zu thun nicht ernstlich entschlossen war, und nie hob ich die Hände auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt geworden.“

Der Andere, ein Kaufmann, sagte: „nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen habe ich immer gern gegeben; darum bin ich so alt geworden.“

Der dritte, ein Richter des Volks, sagte: „nie nahm ich Geschenke; nie blieb ich auf meinem eigenen Sinn; nie sprach ich mit Wissen und Vorfaß ein ungerechtes Urtheil aus; darum bin ich so alt geworden.“

Der älteste der Väter sprach: es sagt das Sprichwort: „die Jugend ist ein Kranz von Rosen; das Alter ein Kranz von Dornen; aber ihr, meine Kinder, seyd auf unsern Häuptern die schönste Rosenkrone.“

Das Alter ist eine schöne Krone, man findet sie nur auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Weisheit.

## 5. Die Pflanzung des Weins.

Als Noah den ersten Weinberg gepflanzt hatte und ihn verließ, trat Satan zum Nebenstocke und sprach: ich will dich düngen, liebe Pflanze.

Schnell holt er drei Thiere herbei, ein Schaf, einen Löwen und eine Sau, und schlachtete sie nach einander über dem Weinstock: Die Kraft ihres Blutes durchdrang denselben, und äußert sich noch in seinem Gewächse.

Wenn der Mensch einen Becher Weins trinkt, so ist er angenehm, milde und freundlich: das ist die Natur des Lammes. Trinket er deren zwei, so wird er ein Löwe, und spricht: wer ist mir gleich? und redet von gar mächtigen Dingen. Thut er noch mehrere hinzu, so verliert er den Verstand, und wälzt sich zuletzt im Rothe.

Darum sagen die Weisen: der Wein geht hinein und der Verstand gehet heraus. Im gleichen: an dreierlei erkennet man einen Menschen, an seinem Becher, an seinem Zorn und an seinem Beutel. (Wie er mit dem Seintigen haushält, wie er sich in der Leidenschaft und beim Trunke geberdet.)

Aus dem deutschen Merkur.

## Die vier Stufen des weiblichen Alters.

### I. Das Mädchen.

Singe, Muse, Germaniens Töchtern! Sie lieben Gesänge,  
Welche mit lehrendem Netz die einsamen Stunden verkürzen;  
Und das fühlende Herz zur himmlischen Jugend erheben.

Liebliches Mädchen! nahe dich mir! — Wie  
 gleicht sie der Mutter.  
 Mit dem holden Gesicht! Ihr braunes offenes  
 Auge  
 Lächelt schon Anmuth. Schon glühen die Lippen  
 in höherem Purpur,  
 Und zerstreute Rosen bedecken die zärtlichen  
 Wangen.  
 Aber noch warten des gelblichten Haares sanfts  
 wallende Locken  
 Auf die siegende Farbe der Nacht, die künftig  
 die Schönheit  
 Ihres blendenden Halses erhöht. Es flattert im  
 Winde,  
 Wenn sie mit kleinen geflügelten Füßen die  
 Mutter ereilet,  
 An das lange Gewand sich hängt, und stammelt,  
 und schmeltelt,  
 Bis ihr die Mutter zurückgefolgt.

Jetzt seht sie die Puppe  
 Vor den Theetisch, und wartet ihr auf. Mit  
 kleinen Gesprächen  
 Unterhält sie sie lange, die Antwort erwartend,  
 und weint  
 Ueber ihr eigenstniges Schweigen; sie giebt ihr  
 die Lehren,  
 Welche die Mutter ihr gab, zurück. Der Vater  
 bemerkt es,  
 Lächelt von seinen Büchern empor; erinnert sie  
 wieder,  
 Daß die Puppe nicht spricht, und tröstet die  
 kleine Betrübte.

Dann kommt auf dem muthigen Stecken ihr  
 jüngerer Bruder  
 Ueber den Saal her geritten. Sie sieht mit furchts  
 samen Augen

Zärtlich ihm nach, und warnt ihn; umsonst  
 der völlige Knabe  
 Zeigt sich bereits in jeglichem Schritt der kindis-  
 schen Spiele.  
 Pferd' und Wagen ergözen ihn nur, und der  
 blinkende Degen,  
 Und der männliche Hut. Er kennet die Furcht  
 nicht, und jauchzet,  
 Wenn die kriegerische Trommel erschallt.

Doch weibliche Sanftmuth  
 Herrschet ganz in dem fühlenden Mädchen. Jetzt  
 nimmt sie den Bruder  
 Mit sich allein, und siehet ihn an, sein Leben  
 zu schonen,  
 Und nicht der wallenden Fahne zu folgen. Der  
 muthige Knabe  
 Wird von den Thränen erweicht, legt seine lärs-  
 mende Trommel,  
 Und sein blankes Husarenpferd ab, und spielt  
 mit der Schwester  
 Stillere Spiele; wird Kutscher und Koch, und  
 läßt sich gefällig  
 Zu des Mädchens Geschmacke herab.

Dann folgt sie der Mutter  
 Häuslichem Schritt', und ahmet ihr nach in  
 kindischer Wirthschaft;  
 Oder ergreift mit zitternder Hand die Nadel der  
 Mutter,  
 Und glaubt Blumen und Laub in ihren Ver-  
 suchen zu sehen.  
 Oftmaß nimmt sie der liebende Vater mit zärt-  
 lichen Freuden  
 Auf den schmeichelnden Schooß, und lehrt sie  
 zeitig Begriffe  
 Von dem gütigen Schöpfer der Welt. Steigt  
 über die Wellen

Im Triumph die Sonne herauf; und hänge am  
 Ueber dem Walde der silberne Mond: so breitet  
 die Andacht  
 Schon den kindischen Arm voll Inbrunst gegen  
 den Himmel  
 Hüllt sich der Tag in düstre Nacht, und rollet  
 der Donner  
 Ueber dem Haupt; so bewahrt er ihr Herz beim  
 dunkeln Gewitter  
 Vor der sklavischen Furcht; gewöhnt sie, eben  
 so zärtlich  
 Ihren Schöpfer zu lieben, ihn eben so edel zu  
 fürchten,  
 Wenn er im Zephir erfrischt, als wenn er in  
 Stürmen einhergeht.  
 Jedes zarte Gefühl, das in der empfindlichen  
 Seele  
 Sich entwickelt, das bildet er sanft, und edel  
 und menschlich,

So schlägt sanfter ihr Herz. Der Grausamkeit  
 kleinste Spuren.  
 Werden gänzlich darinne vertilgt. Sie lernet  
 bei Zeiten  
 Anderer Elend zu fühlen; sie wird die christliche  
 Tugend  
 Zur Vollkommenheit bringen, und sollten sie  
 wider Verschulden  
 Feinde hassen, die Feinde sogar als Menschen  
 noch lieben.  
 Wie erröthet ihr offnes Gesicht, wofern sie nur  
 muthmaßt,  
 Ihren Vater beleidigt zu haben! Mit welchem  
 Erschrecken,  
 Welcher beflügelten Angst, umfaßt sie schluchzend  
 das Knie ih'n,

Wenn sie wirklich gefehlt! Ihr rollen die brennenden Thränen  
Lange vom Auge; sie kann sich nicht trösten ob  
ihrem Vergehen.

Dann Versuchung wol je solch eine Seele  
verführen,  
Welche, so früh mit der Tugend bekannt, ihr  
immer getreu bleibt,  
Und den Namen sogar des niedrigen Lasters  
verabscheut.  
Rein! ihr redender Blick, die lächelnden pur-  
purnen Lippen,  
Sind nicht Betrüger. Die innere Schönheit der  
weiblichen Seele  
Wächst mit der Anmuth der Jugend zugleich. Ihr  
schützender Engel  
Schwebt um sie auf goldenen Flügeln; er wacht  
für die Unschuld  
Ihres unsterblichen Geistes, und hilft die Rosen  
der Schönheit  
Auf den Wangen entfalten. Ihr leichter äthe-  
rischer Schlummer  
Fliegt mit der Morgenröthe dahin. Liebkosend  
erweckt sie  
Ihren Vater, und faltet mit ihm die Hände  
zum Himmel.  
Ihre stammelnden Seufzer erschallen umsonst  
nicht; die Engel  
Tragen sie über die Wolken.

Dann lernt sie in kleinen Geschichten  
Und anmüthigen Fabeln die Tugend. Mit feur-  
riger Neugier  
Fragt sie nach allem; Verschlingt die Worte des  
gütigen Lehrers,  
Lernt der Christen wohlthätig Gesetz; bewundert  
der Vorsicht

Mächtige Hand in frommen Geschichten, und  
preißt mit Entzückung  
Jede vortreffliche That.

Oft auch versucht sie im Tanze  
Voller Anmuth zu schwimmen, und biegsame  
Glieder zu üben.  
An ihr hängen das Herz der Eltern. Der Vater  
vermisset  
Ihrer Spiele Geräusch, und wünschet sie um  
sich zu sehen,  
Ob er gleich in Arbeit versenkt, in Büchern  
vertieft ist.  
Eingeholt unter den zärtlichen Küssen der liebenden  
Mutter,  
Kommt sie zum Vater zurück; er küßt sie. Stills  
les Entzücken  
Strömt aus seinen Augen. Er sieht die Reize  
der Mutter  
Hier im Kleinen. Prophetische Blicke durchdrin-  
gen die Zukunft,  
Und von schmeichelnder Hoffnung gestärkt, wahr-  
sagt er ihr künftig  
In der Liebe das Glück, das jetzt ihn selber  
beseligt.

Sinkt mit dem Abendroth nun die erste ru-  
hige Stille  
Auf die thauigte Welt; so neiget sich unter den  
Seufzern  
Kindischer Andacht ihr Haupt zum sanften  
Schlummer. Gespenster,  
Melancholische Schatten, und blasse schreckende  
Farven,  
Flattern nicht um ihr heiteres Lager. Wohl-  
thätige Geister  
Führen die güldnen Träume ihr zu. Sie lächelt  
voll Unschuld

Auch

Auch im Schlaf, und trägt im Gesicht den offenen Himmel.  
 Also entschläft auf Rosengewölk ein reisender Engel,  
 Der auf des Ewigen Befehl die weitre Schöpfung durchwandert.

Weicht nicht, ihr Beschützer der Unschuld,  
 ihr treuen Gefährten,  
 Menschlicher Tugenden, himmlische Schaaren,  
 o weicht nicht von ihr!  
 Tragt sie auf euren olympischen Flügeln, damit  
 nicht ein Unfall  
 Ihre blühenden Jahre verkürze! Sie wächst an  
 Alter  
 Und an Schönheit und Tugend empor. O glückliche Mutter,  
 Die dich, holdselbiges Mädchen gebahr! O glücklicher Vater,  
 Welcher dich einst des edelsten Jünglings Umarmungen zuführt,  
 Und von dir ein zahlreiches Volk von Enkeln  
 entstehn sieht!

## 2. Die Jungfrau.

So wie am Morgen die schönste der Rosen mit  
 Perlen geschmücket,  
 Ihren verschloßnen jungfräulichen Basen am  
 Strahle der Sonne  
 Schamhaft eröffnet; sie steht, die höchste Zierde  
 des Gartens,  
 Unter schützenden Dornen; bei jedem Schmetzeln  
 des Zephus  
 Schauert sie in sich zurück, und erröthet mit  
 höherem Feuer;  
 Sanfte Gerüche duftet sie aus; sie ist die  
 Monarchin

Aller Blumen, der Flora Geliebte, das Bildniß  
 der Unschuld:  
 So entfalten sich auch die wachsenden Kelche der  
 Jungfrau.

Mit braunen schwimmenden Locken  
 Spielt der gaukelnde West; auf ihren reisenden  
 Wangen  
 Lächeln die Grazlen. Anmuth und Hoheit eröffnen  
 die Lippen  
 In den höchsten Purpur getaucht; wie Perlen  
 Steht die blendende Reihe der Zähne. So rein,  
 dazwischen  
 wie der Aether,  
 Ist ihr lieblicher Hauch; und weißer, als Lis-  
 tenblüthe,  
 Hebt sich die schwellende Brust. Mit sittsamen  
 zierlichem Anstand  
 Geht sie wie eine Göttin dahin.

Sie ist ihrer Gespielinnen Krone, die schönste  
 der Schwestern;  
 Nicht ein einziger stolzer Gedanke, nicht eine  
 Begierde  
 Niederer Wollust befecht die immer heitere  
 Seele.  
 Neben ihr geht, wie ein schützender Engel, in  
 weißem Gewande,  
 Sicher die Unschuld einher; die unbeleidigte  
 Keuschheit  
 Krönt sie mit einem blühenden Kranz. Ihr Ant-  
 litz erheitert,  
 Wenn sie lächelt, die Nacht, und würde Barba-  
 ren entwaffnen.

Mit aufwallender Brust bemerken die glücks-  
 lichen Eltern  
 Ihren einsamen Wandel, den sie mit Thaten der  
 Tugend

Heimlich bekrönt, den Augen der Welt im Stillen  
 verborgen,  
 Doch nicht dem Himmel, der Licht auf sie gibt. Ihr  
 frommes Gebet steigt  
 Wie am Morgen ein Opfer ihm dampft, hoch  
 über die Wolken.  
 Bald schwingt sich der Seraphim schönster, ihr  
 liebender Schutzgeist,  
 Von dem Olymp, und schwebet um sie; sein mächtiger  
 Blick scheucht  
 Jede Verführung von ihr, verscheucht die eitle  
 Begierde  
 Zu ausschweifendem Puz, und Schmähsucht, und  
 alle die Laster,  
 Die oft hinter dem Reiz der blendenden Schöns-  
 heit versteckt sind.

Niemals läßt sie umsonst die müßigen Stun-  
 den entfliehen.  
 Denn sie beschäftigt die Sorge der Wirthschaft;  
 sie scheut nicht der Küche  
 Von den Schönen gefürchteten Rauch. Bald eilt  
 sie zum Garten  
 Und begießt mit dem silbernen Quell ihr Bild-  
 niß, die Rose,  
 Oder die bunte Ranunkel, und nennet mit Nas-  
 men die Nelken.  
 Oft auch sitzt sie am Rahm, und schafft auf dem  
 Leeren der Leinwand  
 Helle Gesilde, den schattigten Wald und farbich-  
 te Blumen;  
 Oder sie windet die glänzende Serbe zum ein-  
 fachen Hauptschmuck  
 Ihres Kastanienhaars, und macht sich allen den  
 Puz selbst,  
 Ungekünstelt, natürlich und schön, den ihre  
 Gespielen

Wundernd beneiden, gezwungen erheben, nie  
selber erfinden.

Sinkt nun vom Abend die Ruh und die Stille  
zum Erdkreis herunter,  
Und der freundliche Mond hängt über den einsa-  
men Thälern:  
So tönt oft am hohen Klavier, und zur silber-  
nen Laute,  
Ihr bezauberndes Lied. Dann horchen die schwei-  
genden Linden  
Um ihr stilles Gemach; wetteifernd singet das  
zwischen  
Philomele; der murmelnde Bach fließt sanfter;  
der Westwind  
Lauscht auf Rosengewölk; die angelockten Ra-  
jaden  
Recken ihr Haupt aus der Fluth, und tanzen  
in fröhlichen Reigen  
Nach dem harmonischen Schall; und heller und  
freundlicher blicket  
An dem Himmel der Mond, der ihre Tänze  
beschauet.

Oft ergreift sie ein lehrendes Buch, und hö-  
ret die Lieder  
Eines unsterblichen Dichters, die großen hars-  
monischen Lieder  
Tugendlehrender Varden. Der sionitischen Mus-  
sen!  
Göttlichen Harfenklang hört sie entzückt, und  
liebt die Gesänge,  
Dir, ehrwürdige Jugend zum Ruhm; nicht jene,  
voll Wollust,  
Oder taumelnd von Wein, die wilden entheilig-  
ten Saiten  
In die bezauberten Herzen entströmen. Schaale  
Romane  
Stecken ihr Herz nie an mit Leichtsin und  
lachender Wollust.

So fließt sanft ihr Leben dahin, an schuld-  
 losen Freuden,  
 Und an stillen Ergötzungen reich. Die rauschens-  
 den Feste  
 Schwärmender Thoren sind nicht für sie. Sie  
 liebt den Tanz zwar,  
 Doch nicht die Nummern der Nacht, wo wilde  
 Centauren  
 Frech durch Bosheit und Wollust und Wein,  
 die Unschuld entführen.  
 Auch läßt sie die blutige Jagd dem härtern Ge-  
 schlechte;  
 Stürzt nicht mit wüthenden Blei die fliehende  
 Hindin im Walde,  
 Und überholt nicht mit Donner den Flug der  
 stetgenden Lerche.  
 Nie besteigt sie das muthige Ross; der drohende  
 Mannshut  
 Deckt nicht die offene Stirn. Warum soll weib-  
 liche Sanftmuth  
 Furchtbar den Augen erscheinen, und glänzend in  
 Waffen daherziehn?  
 Ihr bescheidnes Gewand erhebt die weibliche  
 Schönheit  
 Mehr als der drohende Hut mit Straußengefies  
 der bedeckt.

So mit Tugend geschmückt, im stillen sittsar-  
 men Anstand,  
 Sieht sie ein edelmüthiger Jüngling, die einzis-  
 ge Hoffnung  
 Eines glänzenden Hauses Er fühlt die süße  
 Bezauberung  
 Ihres siegenden Augs. In seinen gerührten  
 Blicken  
 Redet die treueste Liebe für ihn. Die Schöne  
 bemerkt  
 Seine verborgene Neigung; die junge glühende  
 Wange

Stralet mit höherem Roth, und zärtlich holde  
 Verwirrung  
 Hebet jeglichen Reiz, indem er mit feurigen  
 Lippen  
 Ganz in Entzücken die Hand ihr küßt. Sie wens-  
 det ihr Anlich  
 Schamhaft zur Seite; dann bebt ihr Verehrer  
 erschrocken zurücke,  
 Glaubte sie beleidigt zu haben; scheidet mit  
 schwerem Herzen;  
 Bleibt lang ungewiß über sein Glück, und hofs-  
 fet vergeblich  
 Lange dunkle Tage mit fester Treue vorüber.

Eublich erklärt sich die Lieb im Triumph.  
 Der fröhliche Himen  
 Schwinget die Fackel; in Thränen der Freude  
 zerfließen die Eltern,  
 Und in Entzückung versenkt, sehn die Verliebten  
 am Altar  
 Nun auf ewig ihr Bündniß geknüpft. Es träus-  
 feln die Himmel  
 Ueber sie Segen und Wonne. Die frohen jauch-  
 zenden Reigen  
 Schallen umher, und sagens der Stadt; bis  
 endlich die Ruhe  
 Von dem Abendstern winkt, und von jungfräus-  
 lichen Locken  
 Ihr, nicht ohne Thränen und Weigern, der Brauts-  
 kranz geraubt wird.

### 3. Die Frau.

Wohl dem Manne, dem Gott zum Geschenk ein  
 tugendhaft Weib gab!  
 Freude beseligt sein Herz; und Reichthum füllet  
 sein Haus an.  
 Sieh! wie reizend tritt sie einher in heiterer  
 Anmuth,

Gleich der Unsterblichen einer. Vor ihrem zaus  
bernden Blicke  
Weichen die Sorgen, wie Rebel entfliehn vorm  
Strahle der Sonne.  
Um sie hängen sich liebliche Kinder, wie Iles  
besgötter  
An den Gürtel Citherens. Die süße harmonische  
Rede  
Dringt mit Schmeicheln ins Herz des Mannes;  
er hebet sein Aug auf,  
Preis't sich beglückt, und danket der Vorsicht  
sein irdisches Eden.

Schön ist's, wer an mächtigen Flüssen die  
elgenen Segel  
Ueber den Dzean sendet, und an den fetten  
Gestaden  
Eigene Heerden ernährt; schön ist's, die Schaaren  
der Schnitter  
Mähen zu sehen, auf eignem Lande von Segen  
bedeckt;  
Schön ist's in dem Schooße des Ruhms, im  
Zirkel der Freuden,  
Aus Kristallen zu trinken; befreit von der Sorge  
des Königs,  
Königsgnaden erzeigen zu können, — und doch  
ist es schöner,  
In den Armen der weiblichen Jugend dem Hims  
mel zu danken.

So wie Aurora die Wellen verläßt, verläßt  
sie das Lager  
Ihres Gemahls, und geht, wie die Sonne, dem  
frohen Gesind auf.  
Reine gekünstelte Wasser benehzen die blühenden  
Wangen,  
Sondern sie taucht ihr holdes Gesicht in den  
lauteren Quell ein;  
Und sie ist schön, schön ohne Schminke. Nicht  
Stunden verfließen

Ueber dem Puge des fliegenden Haars. Sie  
 strahlet nicht prächtig  
 Im Japanischen Rock; die reine weißeste Leinwand  
 fließt um die marmornen Glieder, und eine  
 thauigte Blume,  
 Nur halbaufgeblüht, schmücket die Stirn.

So weckt sie den Gatten  
 Mit dem frischesten Morgenkuß auf. Am reinen  
 lichen Theetisch  
 Sitzt sie mit ihm, und versammelt um sich die  
 lieblichen Kinder.  
 Ruft die Sorge des Staats den Mann zu frühen  
 Geschäften:  
 So entweicht sie unter die Schatten des ländlichen  
 Gartens,  
 Näht in der schattigten Laube von Linden; indes daß der Knabe  
 Blumen sammelt, die Schwester zu fränzen; im  
 thauigten Grase  
 Hinter dem Frosch hersezt, und nach dem  
 Schmetterling haschet.  
 Ober sie wandelt auch über den Hof, betrachtet  
 die Schaaren  
 Ihrer weißen gekrönten Hühner; indes daß die  
 Lauben  
 rauschend vom Dache sich stürzen, und ihre  
 Gebietrin umringen.

Dann erhellet sie der Küche Befehl, und steigt  
 auch wol selber  
 Zu den Gewölben des Weingotts hinab, und  
 sorgt für die Aufsicht  
 Ihrer Schätze vom Rhein, und für die Tokaische  
 Traube.  
 Sie lehrt ihre Knaben die Tugend; das zärtliche  
 Mädchen.

Unschuld und Sittsamkeit, ihres Geschlechts  
 erhabensten Vorzug.  
 Nicht dem dienenden Pöbel, und abergläubischen  
 Ammen  
 Läßt sie die Sorge, das fühlende Herz der Ju-  
 gend zu bilden;  
 Sondern sie schildert ihnen selbst erhabene Cha-  
 rakteren,  
 Große Geschichten, welche die Seele zur Tu-  
 gend begeistern.

O wie lebt sie ihr Leben beglückt! Wie liebt  
 sie den Mann nicht  
 Unausprechlich! Ihm werden die Jahre zu  
 flüchtigen Tagen,  
 Und die Stunden zu schnellen Minuten. Der  
 Eifersucht Fackel  
 Hat sein Herz nie entflammt; nie hat ein quäl-  
 lender Zweifel  
 Ihrer Keuschheit und Treu sein sanftes Lager  
 umflattert.  
 Goldbedeckte Verführer der Unschuld, und witzige  
 Narren,  
 Plauderer ohne Gehirn, umgeben nie ihren  
 Kaffeetisch.  
 Sie auch blüht sich im Kanapee nicht bei heiligs-  
 gen Schwestern,  
 Welche mit Betten den Vormittag schänden, mit  
 Lästern den Abend.

Sie weint gern mitleidige Zähren beim Schick-  
 sal Jairens,  
 Oder sie lacht des phlegmatischen Draons. Auch  
 spielt sie am Flügel  
 Ihrem Mann Entzückung ins Herz. Mit klei-  
 nen Geschichten,  
 Die sie mit Anmuth zu schmücken und mit Ge-  
 schmack zu erhöh'n weiß,

Lockt sie oft über die Stirne des Mannes zu  
 friedenes Lächeln.  
 Er verehrt sie, er betet sie an; mit jeglichem  
 Tage  
 Scheinet ihr Aug ihm mächtiger, und ihre Zus-  
 gend ihm schöner  
 Seine Liebe vergrößert ihr Glück; sie lebet in  
 ihm nur,  
 Und kein Wunsch herrscht stärker in ihr, als  
 ihm zu gefallen.

O! welch eine Wolke von Thränen bedeckt  
 ihr Antlitz,  
 Wenn ihr die Pflicht den werthen Gemahl aus  
 den Augen entreiszet!  
 Weinend sieht sie ihm nach, und hängt mit  
 düsteren Blicken  
 Lang am rollenden Wagen, bis ein beneidetes  
 Thal ihn  
 Einschlingt, oder ein waldigter Berg sich hinter  
 ihm aufthürmt.  
 Traurig hofft sie alsdann die langsamen Stuns-  
 den vorüber,  
 Und kaum kann ihr den Schmerz die Schaar  
 der Kinder versüßen.  
 Aber endlich erschallet das Horn, das Knallen  
 der Peitsche;  
 Und das rasselnde Rad steht still. Sie fliegt  
 ihm entgegen,  
 Drückt ihn fest an ihr schlagendes Herz, und  
 bringt im Triumphe  
 Ihn den versammelten Kindern zurück. Gleich  
 fröhlichen Festen  
 Sehn die Tage vorbei. Sie heftet die zärtlichen  
 Blicke  
 Fest auf ihn, und kann sich nicht sätt'gen am  
 werthen Gesichte.

Lange genestet sie des himmlischen Glücks  
 der treuesten Liebe.  
 Frische Gesundheit kränzet ihr Leben: von gütigen  
 Himmeln  
 Strömt der reichste Segen auf sie. Ihr Mann  
 ist die Stütze  
 Von dem dankbaren Staat: die ihn umringens  
 den Ehren  
 Strahlen auf sie auch zurück. Gleich jungen En-  
 geln erwachsen  
 Schöne Kinder um sie: gerechte Hoffnungen  
 füllen  
 Ihre Seele, die oft mit Vergnügen in schmelz-  
 chelnder Aussicht  
 Künftiger Zeiten sich sieht, und ihrer Familie  
 Glück denkt.

Auf sie blickt der Seraphim Chor; denn  
 ihre Gebete  
 Steigen oft über die Wolken; ihr Herz schlägt  
 feurige Seufzer,  
 Hohe Gedanken zu Gott empor! die Allmacht  
 erhört sie,  
 Und neigt ihren Segen herab zu dem Flehen  
 der Mutter.  
 Wie ehrwürdig hebt sie sich auf vom geheimen  
 Gebete,  
 Und wie heiter lächelt ihr Blick, durch Thrä-  
 nen der Andacht  
 Aufgeklärter! Wie zärtlich umarmt sie den theu-  
 ren Geliebten,  
 Jez außs neu von der Gottheit erfleht!

So leben sie lange:  
 Sind den verderbten Zeiten ein Beispiel von  
 zärtlicher Eintracht,  
 Und beständiger Treu. Sie ist die Krone der  
 Frauen;  
 Beifall folget ihr nach. So kömmt sie dem  
 Abend des Lebens

Immer näher und näher; sie wird in traurigen  
 Stürmen,  
 Welche sich über sie ziehn, nie Muth und Stärke  
 verlieren.

#### 4. Die Matrone.

Schlage nun sanfter die Leier, o Muse!  
 Dein einsames Lied auch  
 Athme stille Melancholie, und Ruhe der Seele,  
 Und Entfernung vom Wirbel der Welt. Wie  
 Tage des Herbstes,  
 Nicht mit dem Glanze des Sommers geschmückt,  
 die Erde besuchen,  
 (Doch fehlt Anmuth auch nicht dem grauen  
 wolfigten Himmel,  
 Welcher das Antlitz der Sonne verdeckt; die  
 ganze Natur scheint  
 In sich gekehrt, und voll Ernst und majestätis-  
 schen Tiefsinns:)  
 So verfließen die Tage der frommen Matrone.  
 Die Thränen  
 Frischer Behmuth strömen nicht mehr um die  
 Urne des Mannes:  
 Aber mit stiller Schwermuth und melancholischen  
 Stunden  
 Wölkt sich ihr Leben.

Mit silbernen Locken bedeckt das Alter  
 Ihr ehrwürdiges Haupt. Die alles zerstörende  
 Zeit hat  
 In dem Gesicht noch kennliche Trümmer von  
 Schönheit gelassen.  
 Ordnung und Keilichkeit herrschen um sie, und  
 der Anblick des Alters  
 Wird dadurch milder und sanft. Ihr stiller be-  
 scheidener Anzug  
 Trauert noch immer geheim um den Mann.  
 Entfernt vom Getümmel

Und dem wilden Geräusche der Welt, verhüllt  
 sie ihr Leben  
 Vor dem Schwarme der thörichten Freuden,  
 vor leerer Gesellschaft,  
 Und der Eitelkeit scheckigem Zug. Nie hat sie  
 der Tadel  
 An dem Spieltisch gesehn, und unter den nächt-  
 lichen Neigen,  
 Wo so viel verblühte Gesichter ihr Alter ents-  
 ehren.

Still und einsam lebt sie dahin. Die wür-  
 digen Töchter  
 Hat sie schon lange an Männer geachbet, und  
 lange schon Enkel  
 Von den Söhnen gesehn. Ihr reiches gesegnes  
 tes Haus liegt  
 Tief in glücklicher Ruhe vergraben. Die heilige  
 Schmähsucht  
 Betender Furien murmelt nie drin; auch schallt  
 nie die Stimme  
 Pralender Andacht in horchende Gassen, und  
 fröhnet dem Himmel.

Majestätisch und ernst sitzt sie am ruhigen  
 Abend  
 Mitten unter dem Kreis der horchenden En-  
 kel, und bildet  
 Die noch ungeformten Herzen durch Lehren der  
 Jugend,  
 Die ihr eigenes Beispiel bestärkt. Sie weiß die  
 Geschichte  
 Lange verfloßener Zeit. Der Kreis umringet sie  
 näher,  
 Und hängt am erzählenden Munde; bis über  
 die Erde  
 Tiefe Mitternacht fällt, und süßer Schlummer  
 herabsinkt.

Mit dem Tode bekannt, und mit der Zukunft beschäftigt,  
 Betet sie oft, und besuchet voll Andacht die Tempel der Christen.  
 Ueber ihr graues Haupt sind ihr in langer Erfahrung  
 Jahre, nicht immer mit Freuden bemerkt, vorüber geflossen.  
 Doch auch Unglück machte sie weiser; sie ist das Orakel  
 Ihrer Gegend. Blühender stehn die Wiesen am Wasser,  
 Und voll reicherer Aehren die Aecker. Am lachenden Hügel  
 Beugt sie ihr Weinstock mit volleren Trauben; sie fürchtet den Höchsten,  
 Und der Himmel erhöret ihr Flehn.

Oft hat sie dem Ehemann  
 Eine zärtliche Gattin gerettet, in traurigen Nächten  
 Sie mit Trost und Beistand gestärkt, wenn unter den Schmerzen  
 Ganz sie erlag, und die Freude nicht fühlte, nun Mutter zu heißen.  
 Klügllich weiß sie zu rathen, wenn in den Sorgen der Wirthschaft  
 Unerfahren, die jüngere Frau in Fehlern verstrickt ist.  
 Bald gewinnt das verworrene Haus ein glückliches Ansehn  
 Durch die Ordnung der klugen Matrone. Die muthigern Rosse  
 Ziehn mit dem Tage zu Acker. Die Hände der fleißigern Mägde  
 Füllen nun wieder die staubichte Spindel, und machen die Ager  
 Rings um mit blendender Leinwand bedeckt. Die finstern Heerden

Kommen mit vollen Eitern zurück; und der  
 treuere Schäfer  
 läßt die Scheere mit Jauchzen erklingen, und  
 füllet die Böden  
 Mit der längeren köstlichen Wolle. Es seuffzen  
 die Speicher  
 Unter der Last des goldnen Getraibes. So bringet  
 sie Arbeit  
 In des Müßiggangs Wohnung, und hilft durch  
 Ordnung dem Fleiß auf.

Ihre Schätze verrosten nicht unter dem Nies-  
 gel, sie braucht sie,  
 Und sie gehören den Armen. Sie sah ein bes-  
 scheidenes Mädchen,  
 Jung und schön. Es stand in Gefahr, in bits-  
 terer Armuth,  
 Einem Verführer zur Beute zu werden: da  
 nahm sie es liebeich  
 In ihr Haus auf zur Tochter, und gab sie mit  
 reichen Geschenken  
 Einem redlichen Mann, der ihr nun ewig sein  
 Glück dankt.

Sie forschet nach dem bescheidneren Elend,  
 das tiefer in Nöthen  
 Unbekannt traurt, im Kummer verschwächet;  
 sie weiß es zu finden,  
 Und entretzt es der Schande des Bettelns. Der  
 feurige Dank weiß  
 Seine Wohlthäterin nicht, sie thut's verborgen  
 und edel.  
 Also krönt sie ihr Leben mit edelmüthigen Thaten.

In der einsamen Nacht, wenn ihre göttliche  
 Seele  
 Ueber das Grab sich schwingt, und nach des  
 Ewigkeit aufschaut,

Hört sie oft in frommer Begeisterung seraphische  
 Stimmen,  
 Die zum Himmel sie fodern; auch dünkt ihr öfters,  
 sie sehe,  
 Mit olympischem Schimmer geschmückt, den Schatten  
 des Mannes,  
 Der vor ihr her in die Ewigkeit gieng, und seho  
 die Gattin  
 Unter die himmlischen Lauben beruft. Ihr wals  
 let das Herz auf:  
 Und nicht lange, so sinkt außs letzte Lager ihr  
 Haupt hin,  
 Und sie bestimmt sich die Stunde des Todes pro  
 phetisch. Die Töchter  
 Weinen um sie; auch sitzen am Fuß des traurigs  
 gen Lagers  
 Ihre würdigen Söhne, die Zierden des Staats,  
 und benehen  
 Ihre Hände mit Thränen. Sie sieht die Schaas  
 ren der Enkel  
 Um ihr Bette versammelt, und alte treue Bes  
 diente  
 Ganz in Wehmuth versenkt. Dann stärkt sie noch  
 einmal mit Muth sich,  
 Hebt die Hand auf, und segnet sie alle.

Mit heitrem Gesichte  
 Sieht sie den Todesengel sich nahn. Er ist ihr  
 nicht schrecklich,  
 Sondern fodert sie auf, und ihre willige  
 Seele  
 Scheidet sich sanft vom Körper, und folgt ihm  
 über die Sterne  
 Zu den Schaaren der jauchzenden Engel, die  
 jetzt im Triumphe  
 Zu dem Throne der Allmacht sie führen. Die  
 glänzende Krone  
 Wird ihr geschenkt. —

Ine

Indessen erhebt sich die Stimme der Klage  
 Laut durch die Stadt. Die Thränen der Armen,  
 die Thränen der Waisen  
 Mischen sich zu den Thränen der Kinder und  
 Enkel. Die Glocke  
 Seufzt durch nächtliche Schatten. Der rollende  
 Leichenwagen  
 Eilet langsam aus Grab; die langen verschleierte  
 Reihen  
 Folgen ihm nach. Die kühle Gruft empfängt  
 jetzt den Körper,  
 Ihr Gedächtniß aber blüht ewig. Der prächt-  
 ige Marmor  
 Sagt nicht ihr Lob, dies sagen die Herzen, in  
 denen sie lebet.

Zacharia.

Die große Höhle bei Castleton in dem hohen  
 Peak bei Derbiffhire.

„Ich würde selbst glauben, daß es mir ge-  
 träumt hätte“ — sagte der Wanderer, welcher  
 über das Meer her von Englands grünen Hü-  
 geln wieder zurückgekehrt war. — Er saß in  
 einer kühlen, schattigen Laube, und der Vater  
 und die Mutter des Hauses, und die Kinder  
 um sie her, hörten gefällig seiner Erzählung  
 zu —

„Ich würde selbst glauben, daß es mir ge-  
 träumt hätte, sagte er, wenn ich nicht gewiß  
 wüßte, daß ich vom hellen Mittag an bis zu  
 Sonnenuntergang darin gewesen wäre —“

Worin denn? — riefen die Kleinen, welche  
 um den Vater und die Mutter herßen. —

In der Höhle bei Castleton.

Kinderbibliothek. 5 Th.

Ⓞ

Und nun war alles begierig, die Beschreibung von der Höhle bei Castleton zu hören.

Als es Abend ward, wollte der Wanderer seinen Stab weiter setzen, aber drei von den Kindern führten den Vater allein, als ob sie ihm heimlich etwas zu sagen hätten, und baten ihn, den Wanderer die Nacht über bei sich zu behalten: denn sie wünschten die Geschichte von der Höhle bei Castleton zu hören.

Der Wanderer blieb, und aß und trank, und nach der Mahlzeit führte ihn der Vater des Hauses in ein kleines Lusthaus in seinem Garten, wo sich alles versammelte, um von der Höhle bei Castleton zu hören. Und der erfreute Wanderer hub in stiller Abenddämmerung seine Erzählung an.

Hundert und siebenzig englische Meilen von London hatte ich schon zurückgelegt, manchen Berg erstiegen, und manches Thal durchwandert, als ich endlich an einem heitern Morgen mich dem Ziele meiner Reise näherte, und nun bald die herrlichen Wunder der Natur, in dem Theile von England, welcher Darbi heißt, erblicken sollte.

Die Berge, welche ich erstiegen mußte, wurden immer höher und steiler, und hinter ihnen erblickte ich immer wieder noch höhere Berge, welche aber nicht so wie die unsrigen mit Bäumen, sondern mit Gras oder mit Heidekraut bewachsen sind, so daß sie eine weit freiere Aussicht haben, und man in der Ferne die Kühe und Schaafse darauf weiden siehet.

Als ich einen der höchsten dieser Berge erstiegen hatte, erblickte ich plötzlich vor mir ein reizendes Thal mit Bächen durchschnitten, und rund umher von hohen Bergen eingeschlossen. In diesem Thale nun lag Castleton, ein kleines Städtchen, mit niedrigen Häusern.

Ein schmaler Weg, der sich an der Seite des Berges hinunter schlängelte, führte mich in das Thal hinab bis in eine Straße von Castleton, wo ich eine Herberge fand, in welcher ich geschwind mein Mittagsmahl hielt, und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle setzte.

Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang.

Hier stand ich eine Weile voll Bewunderung und Erstaunen über die entsetzliche Höhe des steilen Felsen, den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünem Gebüsch bewachsen, oben auf seinem Scheitel die zerfallenen Mauern und Thürme eines alten Schlosses, das ehemals auf diesem Felsen stand, und unten an seinem Fuße die ungeheure Oeffnung zum Eingang in die Höhle, wo alles stockfinster ist, wenn man auf einmal aus dem hellen Mittagslicht hineinblickt.

Indem ich so voll Bewunderung da stand, bemerkte ich im dunkeln Eingange der Höhle einen Mann von etwas rauhem Ansehen, der mich fragte: ob ich die Höhle sehen wollte?

Als ich dies dreist bejahete, fragte er mich weiter: ob ich auch über die Flüsse gesetzt seyn wollte? — und bestimmte zugleich eine Kleinigkeit an Gelde, die ich dafür bezahlen mußte.

Ich verstand mich gern dazu, und so sagte er: ich sollte ihm nur dreist folgen, und wir traten zusammen in die Höhle.

Zur linken Seite im Eingange der Höhle lag ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des Orts spielten. —

Der Weg gieng etwas abschüssig hinunter, so daß sich der Thar, welcher durch die Oeffnung beim Eingange hineinfiel, allmählig in Dämmerung verlor.



Und als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren, Welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmal zu meiner rechten Seite unter dem ungeheuern Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirdisches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer Arbeit feierten, und vergnügt und fröhlich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten saßen.

Raum hatten wir diese kleinen Häuser hinter uns zurückgelassen, so erblickte ich hin und her zerstreut eine Menge großer Räder, worauf diese unterirdischen Bewohner der Höhle am Werkeltage Selle verfertigen, und sich auf diese Weise ihren Unterhalt verdienen.

So wie wir tiefer hinab giengen, schien die Oeffnung, wodurch das Tageslicht hineinfiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit nahm fast mit jedem Schritte zu, bis endlich nur noch einige Strahlen durch eine kleine Spalte hineinfielen, welche die dünnen Rauchwolken färbten, die man in der Ferne aus den Hütten durch die Dämmerung aufsteigen sah.

Und nun schloß sich endlich das hohe Gewölbe des Felsens über uns, wie sich der Himmel an die Erde zu schliessen scheint, und aus der Dämmerung ward Nacht als wir an ein kleines Pförtchen kamen, das mein Führer aufmachte.

Ehe wir aber noch hineintraten, kam eine alte Frau aus einer der Hütten mit zwei Lichtern in der Hand auf uns zu, wovon sie mir und meinem Führer eins gab, mit dem ich nun durch die Pforte hinab stieg, wo wir von dem erquickenden Tageslichte plötzlich Abschied nahmen.

Hier war der Felsen so niedrig, daß wir uns einige Schritte tief bücken mußten, um hindurch zu kommen; aber wie groß war mein Erstaunen,



da wir uns nach diesem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten, und ich nun auf einmal, so weit es bei dem dunkeln Scheine unserer Lichter möglich war, die entsetzliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes der Höhle übersah, wogegen die erste ungeheure Oeffnung, durch welche wir schon gekommen waren, gar nicht mehr in Betrachtung kam.

Der Nachdem wir hier eine ganze Strecke, wie unter einem schwarzen mitternächtlichen Himmel gewandert hatten, senkte sich endlich der Felsen allmählig wieder nieder, und wir befanden uns mitten in der Dunkelheit, einen wunderbaren Widerschein gab.

Am Ufer war ein kleiner Kahn besetzt.

Mein Führer sagte mir, daß ich hineinstellen sollte, und mich ganz ausgestreckt darin niedersetzen sollte, weil in der Mitte des Flusses der Felsen das Wasser beinahe berühren würde.

Als ich mich niedergelegt hatte, stieg er selbst bis über den halben Leib ins Wasser, und zog das Boot nach sich.

Rund umher herrschte eine feierliche Todtenstille, und so wie das Boot fortrückte, senkte sich der Felsen, wie eine dunkelgraue Wolke immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Gesicht berührte, und ich im Liegen kaum noch das Licht vor meiner Brust in die Höhe halten konnte, so daß ich in meinem Boote, wie in einem beklommenen dumpfigen Sarge lag, bis wir durch diese fürchterliche Enge kamen, und sich der Felsen auf der andern Seite in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenseitigen Ufer wieder aussetzte.

Unser Weg wurde nun bald auf einmal weit, hoch, und dann wieder plötzlich niedrig und enge.

An beiden Setten sahen wir im Vorbeilaufen eine Menge große und kleine versteinerte Pflanzen und Thiere, bei denen wir uns aber nicht aufhalten durften, wenn wir nicht mehrere Tage in der Höhle zubringen wollten.

Und so kamen wir an den zweiten Fluß, der aber nicht so breit war, wie der erste, und wo man gleich das gegenseitige Ufer sehen konnte; über diesen trug mich mein Führer auf seinen Schultern hinüber, weil kein Boot zum Ueberefahren da war.

Von da aus giengen wir wenige Schritte, als wir wieder an ein schmales Wasserchen kamen, das sich in der Länge vor uns hin erstreckte, und uns zuletzt bis ganz ans Ende der Höhle führte.

Der Weg, den wir längst dem Ufer dieses kleinen Gewässers hingiengen, war naß und schlüpfrig, und wurde zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor den andern fortsetzen konnte.

Dem ungeachtet aber wanderte ich mit Vergnügen an diesem unterirdischen Ufer hin, und ergözte mich an der wunderbaren Gestalt aller Gegenstände um mich her in diesem Reiche der Dunkelheit und der Schatten, als ~~da~~ auf einmal eine prächtige Musik von fern in meine Ohren tönte.

Ich blieb voll Verwunderung stehen, und fragte meinen Führer, was dies bedeute? worauf er mir antwortete; daß ich es bald sehen sollte.

Allein, so wie wir fortgiengen, verloren sich die harmonischen Töne, das Geräusch wurde schwächer, und lösete sich zuletzt in ein sanftes Rauseln herabfallender Regentropfen auf.

Und wie groß war meine Verwunderung, da ich auf einmal wirklich einen Regen, oben aus einem Felsen, wie aus einer dicken Wolke herabströmen sah, dessen Tropfen, die jetzt im

Schein unserer Lichter flimmerten, eben jenes melodische Geräusch in der Ferne verursacht hatten.

Wir durften mit unsern Lichtern nicht zu nahe heran gehen, weil sie leicht von den herabfallenden Tropfen konnten ausgelöscht werden, und wir alsdann den Rückweg vielleicht vergeblich würden gesucht haben.

Wir setzten also unsern Weg längst dem Ufer des schmalen Gewässers fort, und sahen oft an den Seiten solche weite Oeffnungen in die Felsenwand, welche wiederum neuen Höhlen ähnlich waren, die wir aber alle vorbeigiengen, bis mich mein Führer zu einer der prächtigsten Erscheinungen vorbereitete, die wir jetzt haben würden.

Und kaum waren wir auch einige Schritte gegangen, so traten wir in einen majestätischen Tempel, mit prächtigen Bogen, die auf schönen Pfeilern ruheten, welche die Hand des künstlerischen Baumeisters gebildet zu haben schien.

Dieser unterirdische Tempel, woran keine Menschenhand gelegt war, schien mir den Augensblick an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit die herrlichsten Gebäude zu übertreffen.

Voll Ehrfurcht und Erstaunen sah ich hier in den innern Tiefen der Natur, die Majestät des Schöpfers enthüllt, die ich in dieser feierlichen Stille, und in diesem heiligen Dunkel anbetete, ehe ich die Halle des Tempels verließ.

Wir näherten uns nun dem Ziele unserer Reise.

Unser getreues Gewässer leitete uns durch den übrigen Theil der Höhle hin, wo sich der Felsen noch zum letztenmal wölbt, und dann wieder niedersteigt, bis er mit der Fluth zusammenfließt, und so die Höhle schließt, daß kein Sterblicher einen Fuß weiter setzen kann.

Jetzt glaubte ich, würden wir den nächsten Weg wieder zurücknehmen, allein ich sollte noch mehr Beschwerlichkeiten erdulden, und noch schönere Ausblicke sehen, als die bisherigen.

Mein Führer wandte sich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Oeffnung einer hohen Felsenwand folgte.

Hier fragte er mich erst, ob ich mich entschließen wollte, eine ziemliche Strecke unter einem Felsen durchzukriechen, der beinahe die Erde berührte, und als ich dies bejahete, sagte er mir: ich sollte ihm nur folgen, mit der Warnung, mein Licht wohl in Acht zu nehmen.

Und so krochen wir nun auf Händen und Füßen im nassen Sande fort, durch die Oeffnung zwischen dem Felsen, die oft kaum groß genug war, sich mit dem Körper hindurchzuwinden.

Als wir diesen beschwerlichen Durchmarsch vollendet hatten, sahe ich in der Höhle einen steilen Hügel, der so hoch war, daß er sich oben in dem höchsten Felsen, wie eine Wolke zu verlieren schien.

Dieser Hügel war so naß und schlüpfrich, daß ich sogleich hinstürzte, wie ich nur den ersten Schritt hinauf thun wollte. Mein Führer aber faßte mich bei der Hand, und sagte, ich sollte ihm nur folgen, weil er schon wüßte, festen Fuß zu fassen.

Wir stiegen nun eine solche Höhe hinauf, und an beiden Seiten waren solche Abgründe, daß mir noch schwindelt, wenn ich daran denke.

Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo sich der Hügel in den Felsen verliert, stellte mich mein Führer auf einen Platz, wo ich festen Fuß fassen konnte, und sagte mir: ich sollte da nur ganz ruhig stehen bleiben. Indes gieng er selbst mit seinem Lichte den Hügel hinunter, und ließ mich ganz allein.

Ich verlor ihn eine Zeitlang aus dem Gesichte, bis ich endlich nicht ihn, sondern sein Licht tief in Abgründe wieder erblickte, woraus es wie ein schöner Stern empor zu steigen schien.

Nachdem ich mich eine Weile an diesem unbeschreiblich schönen Anblick ergötzt hatte, kam mein Führer und brachte mich den steilen schlüpfrigen Hügel glücklich wieder hinunter; und als ich nun im Abgrunde stand, stieg er hinauf, und ließ sein Licht oben durch eine kleine Oeffnung in dem Felsen hinunter schimmern; indeß ich das meinige mit der Hand verdeckte: und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht, durch dicke Wolken ein Stern hinunter schimmerte, ein Anblick der alles an Schönheit übertraf, was ich je gesehen habe.

Nun war unsere Reise ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit durch unsern engen Weg wieder zurück.

Wir betraten aufs neue den Tempel, den wir vor kurzem verlassen hatten; hörten aufs neue den Regenguß, sanftwießend in der Nähe, und melodisch tönend in der Ferne; und kehrten über die stillen Flüsse und durch den weiten Raum der Höhle wieder zu dem engen Pförtchen zurück, wo wir vorher vom Tageslichte Abschied nahmen, das wir nun nach einer solchen langen Dunkelheit wieder begrüßten.

In einer wunderbaren Mischung von Licht und Schatten zeigte sich nun alles, wie in einer andern Welt.

Der Tag schien allmählig anzubrechen, und Nacht und Dunkel schwanden. In der Ferne sah man zuletzt den Rauch der Höhle und dann die Höhle selber, und wie wir höher hinaufstiegen, sahn wir wieder die Knaben bei dem abgehauenen Stamme im Dämmerseine, bis endlich

die röthlichen Purpurstreifen des Himmels durch  
die Oeffnung der Höhle schimmerten, und ge-  
rade indem wir hinaus stiegen, die Sonne im  
Westen unter sank.

Mortz.

An  
unsre theure Mutter,

den 31sten Julii 1782.

E. J. W. J.

**M**it diesem Blumenkranz umwindet  
Dich treue Kindesjärtlichkeit;  
Mit diesem Rosenbände bindet  
Dich Lieb und Ehrfurcht fester heut.

Mit diesem Blick, mit diesen Küssen,  
Auf deine mütterliche Hand —  
D möchtest du es, Theure, wissen,  
Was stets dies Herz für dich empfand!

Doch, mögen unsre Lippen schmelzen  
Von dem, was aus dem Herzen quillt,  
Entschluß und That nur sollen zeugen,  
Was für dich unsre Seele fühl.

Und wenn dies Herz voll Kindesstreu  
Je einem neuen Fehl erliegt:  
D so verwisch ihn schnelle Reue;  
Er schwäche deine Liebe nicht!

Mit Rosen deinen Pfad besäen  
Seh unser seligstes Bemühn —  
Du sollst ihn sanft durchs Leben gehen,  
Viel Freuden sollen um dich blühn.

Viel Mutterfreuden deinem Herzen  
 Vergelten seine Zärtlichkeit,  
 Versüßen seine Sorg' und Schmerzen —  
 Viel Freuden, rund um dich gestreut.

So oft der Tag wird wiederkehren,  
 Des wir uns heut so innig freun,  
 Soll er auch deine Freuden mehren,  
 Soll er auch unser Zeuge seyn.

Daß wir mit Vorsatz nie gebrochen,  
 Was wir an deinem Freudenfest  
 Dir und dem Himmel heut versprochen,  
 Der Muttertreu nicht ungesegnet läßt.

Karoline Rudolphi.

### Leonore und Charlotte.

(Nachbars Kinder, etwan 11 und 12 Jahr alt: Charlotte mit einem Korbe am Arm und einer Steskanne in der Hand. Sie geht an Leonorens Gartenthür vorbei, wo diese sitzt und liest.)

#### Charlotte.

Sieh da Leonore! Komm ein wenig mit mir.

Leonore. (Seufzend, indem sie aufsteht und Thränen im Auge hat.) Ach, ich kann nicht!

Charlotte Du kannst nicht? und bist traurig? Was fehlt dir? (Sie geht näher zu ihr.)

Leonore. Ach, ich lese hier ein so schönes Buch!

Charlotte. Zi! das kann ja wol kein schönes Buch seyn, das traurig macht?

Leonore. Nicht?

Charlotte. Nein; denn alle Bücher, woraus meine Mutter mir vorliest, die machen mich vergnügt.

Leonore. Ach, kennst du den Siegwart nicht?

Charlotte. Den armen Stewert? Ja wol, da will ich eben hin. Sein kleiner Fris ist krank; dem will ich allerlei zu essen bringen, was ihm dient.

Leonore. Du bist nicht klug! Den Siegwart sag ich. Das ist das Buch, was ich lese. Und den kennst du nicht?

Charlotte. Den Siegwart? Nein, davon hab ich nie gehört. Was ist denn das?

Leonore. Ach, das ist die Geschichte von zwei Leuten, die sich so heftig liebten, so heftig, und —

Charlotte. Sich liebten? Nun das ist ja was Schönes; lieben wir uns nicht auch? Und ist das nicht schön? (Sie setzt sich bei ihr.)

Leonore. Ja, aber dies ist eine ganz andere Liebe. Die ist so traurig, so traurig!

Charlotte. Die mag ich aber nicht leiden.

Leonore. Das macht, weil du das Buch nicht kennst. Komm, bleib bei mir, so will ich dir alles erzählen. Es ist gar zu schön!

Charlotte. Damit ich auch so traurig würde? Nein, nein!

Leonore. Ach, du wirst gern mit mir weisnen, hör nur —

Charlotte. Ja, wenn du mirs im Geheh erzählen wolltest; denn sieh, der kleine Fris möchte hungrig seyn, und den will ich erfreun.

Leonore. O mit deinem kleinen Frig! Laß den Jungen warten, er wird so geschwind nicht todt hungern. Ich sollte auch diesen Nachmittag die kleinen H\*\*\*s besuchen; sie baten mich gestern drum, die älteste ist krank, aber ich sagte, ich hätte Kopfschmerz, und —

Charlotte. So hast du ja gelogen!

Leonore. Ach, ich konnte es nicht helfen, es ist eine gar zu schöne Geschichte, und ich wollte sie so gern auslesen.

Charlotte. Aber darrte dich denn nicht die arme kranke H\*\*\*?

Leonore. O sie wird sich schon drein gefunden haben! Sie wissen doch nichts anders als Kinderspiele.

Charlotte. Nun, zum Spielen und Lustig seyn kommen wir ja auch zusammen, wenn wir fleißig gewesen sind. Und die kleinen H\*\*\*s sind immer recht fleißig und so gut, so gut! Sobald einer von uns was fertig haben will, helfen sie nicht gleich? Und wenn einer von ihnen was hat, das dem andern gefällt, schenken sie's ihm nicht mit tausend Freuden?

Leonore. Fleißig, sagst du, wären sie? Und was machen sie denn? Spinnen, stricken, nehen, Unkraut ausgäten und so was, das jedes Bauermädchen auch kann; ja, das sieht man sie wol thun; aber wann hast du gesehen, daß eine von ihnen sich von ihrem Spinnrocken wegstahl, um, so wie ich, in der Einsamkeit eine rührende Geschichte zu lesen? Ich glaube, die plumpen Mädchen würden bei meinem Siegwart lachen können. (Sie sieht, daß Charlotte einen Schmetterling fängt.) Dums Himmels willen, was machst du da? (Sie hält die Hand vor die Augen.) Das arme Thier!

Charlotte. Nun, was ist denn?

Leonore. Wie? daß du das arme Thierchen quälst!

Charlotte. Quälst? Nein, ich will ihn ja nur ansehen, wie er so schön ist. Sieh du selbst nur einmal, ich bitte dich.

Leonore. (hält noch immer die Hand vor die Augen.)  
Nein, nein, ich kann das nicht ansehen! So laß ihn doch fliegen!

Charlotte. Ja, wenn ich ihn erst recht betrachtet habe. O sieh doch, welch ein schönes Kleid ihm der liebe Gott gegeben! Wie weit schönere Farben, als deine Mutter zu ihrer Stiffterei hat.

Leonore. Was gehn mich die Farben an — nein —

Charlotte. Und die untersten Flügel noch schöner! So sieh doch, ich bitte dich. Ich kann mich nicht satt daran sehn.

Leonore. Nein sag ich dir, ich seh nicht hin, bis du ihm die Freiheit gegeben hast.

Charlotte. Nun gut, da fliegt er hin. Aber bist du nicht albern, daß du dich über so was Schönes, was der liebe Gott gemacht hat, nicht freuen magst? Das ist tausendmal besser, als in einem Buche lesen, dabei man weinen muß.

Leonore. (Indem sie die Augen gedffnet.) Nun das ist mir lieb, daß er fort ist. Das arme Thier!

Charlotte. Du bist nicht gescheid! So warst du sonst nicht, ehe du die Bücher lafest. Si, in meinem Leben will ich so ein Buch nicht lesen, das so albern und so traurig macht! Wärs nicht besser, du gingst mit mir zu meinem armen Fritz? Da sollst du Freude sehn. Sieh hier,

(Sie deckt den Korb auf) und denn was ich ihm noch mehr zugebacht! Ich habe ihm ein Hemd geneht, das liegt nun auf dem kleinen Blechplatz hierbel an, und das will ich begießen, damit es hübsch weiß werde. Sonntag soll ers haben. So komm doch, damit du wieder fröhlich wirst. (Sie schlept sie mit sich fort aus der Gartenthür.)

Leonore. Ich kann's in keiner Krankenstube aushalten.

Charlotte. Warum nicht?

Leonore. Ich werde so beklommen, als wenn ich eben die Krankheit hätte, die der Kranke hat.

Charlotte. Also, wenn deine Mutter einmal krank werden sollte: so kannst du ihr nicht zur Hand gehen?

Leonore. Nein, Charlotte, das könnt' ich nicht; ich könnte nicht vor ihr Bette kommen. Es ist mir unmöglich, ein Würmchen leiden zu sehen; und sollte meine eigene Mutter — Himmel! — wie wird mir? — Der bloße Gedanke macht mich fast ohnmächtig! — Ach! — Ach! es ahndet mir schon ein schreckliches Schicksal! Ich werde wohl — wie die arme Sophie —

Charlotte. Was schwagest du da für Zeug! Komm, Grillenfängerin! Nur ein paar Schritte; es wird dir wohl thun. Sieh da drüben steht Siewerts Haus. Der Fritz ist dir ein gar zu guter Junge! Und solltest nur sehen, wie er dem Vater hilft, so viel er kann! Der arme Alte hat je zurweilen — (Sie sieht sich auf ein Ge-  
pöster um, und sieht einen alten Mann niedersürzen, der schwer zu tragen hat, den Kopf in eine Psühe.) O Gott!  
o Gott! (sie läuft zu ihm hin.)

Leonore. O Himmel, was ist das! der Mann ist todt! nein, das kann ich nicht ansehen!  
(Sie läuft zu ihrem Garten hinein.)

Charlotte. (Nehmt ihn am Arm.) O Gott, Gott! Siewert, ist er todt? (Sie will den Korb von seinem Nacken heben, kann nicht, fängt an auszukramen, eines nach dem andern, was drin ist, und ruft wieder) Siewert, ach Gott! lebt er noch? Wenn ich doch nur größer wär, (Nun ist der Korb leer, sie hebt ihn ab) so! (Sie saßt ihn an, ob sie ihn regen kann.) Ach Gott! wenn doch der Kopf nur nicht im Sumpf steckte! (Sie süßt ihn an) Er ist noch warm, es ist wol nur sein böser Schwindel. (Sie läuft nach ihrer Gieskanne.) Ach, ich weiß schon; ich will ihn begießen. (Sie nimmt die Gieskanne und gießt ihm ins Gesicht, er fängt an sich zu regen, und wälzt den Kopf heraus aus der Pfütze.)

Siewert. Oh!

Charlotte. Ach, Gottlob, Gottlob, er lebt, er lebt! — Armer Siewert!

Siewert. (Gängt an sich aufzurichten.) O Gott!

Charlotte. (Die sich anstrengt, ihn mit aufzuhelfen.) Wenn ich ihm doch nur helfen könnte.

Siewert. Gutes, gutes Kind! Danke, danke! Nun will ich wol selbst — nun will ich wol — sie hat genug gethan! — Wenn sie mich nicht sobald Wasser ins Gesicht gegossen hätte, — wer weiß! — Und mein Korb; (er sieht sich um) lieber Gott! auch das? — Gott vergelt's ihr!

Leonore. (Die fern herschleicht und über die Carrenbänke guckt) Ach, er lebt doch! O das ist gut! Aber wie er aussieht! Wie schenslich! Nein, das kann ich unmöglich mit ansehen. (Sie läuft wieder fort.)

Charlotte. (Ohne sich um sie zu bekümmern, packt dem Alten den Korb wieder ein, nimmt etwas davon in ihre Schürze, und sagt:) Nun, Vater, kann er auch? Sonst bleib ich hier beim Korbe, bis er das andere nachholt.

S i e w

Stewert. Nein, mein gutes Kind; es geht schon, es geht schon. — Gott vergelt's ihr! (Er will ihr die Hand küssen, womit sie die Schürze hält.)

Charlotte. Nein, Vater, ich gehe mit, und das hier will ich tragen.

E. K.

F r a g m e n t,  
nach einem nächtlichen Gewitter.

**N**acht wars, und schwere Wetterwolken hingen  
Am grauen Horizont herab,  
Und schauerlich, gleich einem Grab,  
Lag rund die Flur — —  
Auf einmal fuhr  
Mit raschen fürchterlichen Schwingen  
Der wilde Sturm daher,  
Und ach! so schwer  
Belagert uns der Dünste Heer;  
Es flog aus seinem schwarzen Sitz  
Der majestät'sche Blitz,  
Und Donnerwagen rollten. — —

Noch stehen ruhig Hütt und Dach  
Und Baum und Saat, und ach!  
Sie flohn davon, die tödten wollten,  
Die Blitze alle flohn davon,  
Und schon,  
Schon röthet sich mit Purpurlicht  
Des Himmels friedlich Angesicht,  
Und alle Lerchen schwingen  
Sich freudig auf, dem Schützenden zu singen. —

Ihr Lerchen, ich will mit euch singen,  
Mit euch dem Schützenden mein Morgenopfer  
bringen!

Karoline Rudolphy.

Kinderbibliothek. 5 Th.

H

Der sterbende Greis,  
eine Erzählung.

In einer Stadt in Deutschland nährte  
Sich fromm und still ein alter Greis,  
Von dem man wenig sah und hörte,  
Durch seinen mühevollen Fleiß.  
Ihm ward' das Loos der Dürftigkeit beschieden;  
Und dennoch lebt er so beglückt,  
So sorgenfrei und so zufriednen,  
Von seiner Armuth nicht gedrückt.  
Jetzt hat er nur noch wenig Schritte  
Auf seiner Lebensbahn zu thun;  
Er war bereit, oft wars auch seine Bitte,  
Nun bald im Grabe auszuruhn.

Als er einmal die Sonne sinken sahe,  
Rief er: „du meines Lebens Abendroth,  
Ist meine Nacht dann noch nicht nahe?  
Wo bleibt mein letzter Freund, der Tod?“  
So legt' er sich in seiner Hütte nieder,  
Mit einem Blick auf seinen Lebenslauf.  
Um Mitternacht erwacht er wieder;  
Ein Fieberschauer weckt ihn auf.  
„Das ist mein Freund! Bedeckt mich sanft ihr  
Halme  
„Des Frühlings“ ruft er hoffnungsvoll —  
„Mich deucht, ich fühle schon das süße Wehn  
der Palme,  
„Die droben mich umschatten soll.“  
Mit frohem, dankendem Gebete  
Erwartet er den nahen Tag.  
Der Tag erscheint; die Morgenröthe  
Scheint freundlich auf das Lager, wo er lag.  
Der fromme Greis führt einen Knaben  
Zur Jugend an; der kömmt von ungefähr.  
„Tritt näher“ spricht der Greis, bald spüßt du  
mich begraben,

„Bald hast du deinen alten Freund nicht mehr  
 „Ruf mir den Prediger jetzt her!“  
 Der Knabe weint, und ohn' ein Wort  
 Zu sagen, geht er weinend fort.

Der Priester kommt und sieht auf einem  
 Lager

Von Stroh, den armen alten Greis;  
 Die Wange, todtenbleich und mager,  
 Befleckt schon der kalte Schweiß.  
 Er faßt ihn bei der Hand, und fragt: mein  
 armer Alter,  
 Verlangt ihr keinen Arzt! — „Ich bin nur  
 achtzig Jahr“  
 Versetzt der Greis — „und nur der Arzt im  
 Himmel war

Bis diese Stunde mein Erhalter.  
 Mein Führer führte mich nicht auf den Rosens  
 anger,  
 Auf welchem Mancher Freude brach;  
 Mein stilles Leben war ein langer,  
 Ein heißer sauer Aerndetag;  
 Doch, wenn ich einen Blick auf jenen Rasen  
 thue,

Der bald die müden Glieder deckt:  
 Dann fühl ich auch, wie süß die Ruhe  
 Auf solchen Tag der Arbeit schmeckt.  
 Jetzt mäht der Schnitter eine Aehre,  
 Die schon so lange reifte, ab.“ —  
 Dem Prediger rollt' Zähre auf Zähre  
 Von seinem Angesicht herab.  
 „Herr Pastor, fuhr er fort, mein Leben zittert  
 Nicht vor dem Schritt aus dieser Welt;  
 Ein Faden nur ist, der es hält,  
 Und der mir noch den Tod verbittert.  
 Zwar du, Gott! du wirst fernerhin,  
 Seufzt er, die Hände fromm gefalten,  
 Die Arme, wenn ich nicht mehr bin,  
 Auch ohne mich gewiß erhalten,  
 Für die ich oftmals hier im Stillen

Um manches Erdengut dich hat.  
Du sahst es, Gott! wie weh um ihrentwillen  
Allein mir meine Armuth that.

Nur eine Bitte hab ich noch  
An Sie, Herr Pastor, eh wir scheiden" —  
O sagt sie, guter Alter, sagt sie doch!  
Erfüllen will ich sie mit Freuden —  
„Sie wissen, sprach der Greis, beim Königs-  
forst die Weid'n,  
Nur eine Stunde weit von hier,  
Da liegt ein Jägerhaus" — Jetzt öffnet sich  
die Thür.

Von nicht ganz niederem Stand', erschelnet  
Ein armes Mädchen, welches weinet,  
Mit einer Wehmuth im Gesicht,  
Die schon für sie um Mitleid spricht —  
„Mein Vater!" jammert sie — Vor Zittern  
ihrer Glieder,  
Vor Schmerz, der fast das Herz ihr brach,  
Verstummt sie hier, und sinkt am Lager nieder,  
Auf dem der gute Alte lag. —

Ich kann dir fürder nichts gewähren!"  
Seufzt unser Greis. Sie schweigt, faßt seine  
Hand,

Und überströmt sie so mit tausend Zähren;  
Und als sie endlich sich ermannet,  
Bringt sie die Wort heraus: sie ist verschieden!  
Ach! meine Mutter, die bisher  
Von euch ernährt ward; — ist nicht mehr.

„Wohl! spricht der Greis, wohl ihr! sie ruh'  
in Frieden;

Nun wird der Tod mir nicht mehr schwer;  
Ich folg' ihr nach. — Herr Pastor, nun  
Bedarf es weiter nicht der Bitte:  
Gott hat sie selbst versorgt. Nun sinke nur,  
du Hütte  
Des Geistes! O wie sanft will ich im Grabe  
ruhn!" —

Und zu dem Mädchen sprach er: „Gott wird  
für dich sorgen.

Leb wohl! und sey des Lebens werth!  
Wir sehn uns wieder! Einst an jenem großen  
Morgen,

Wann der Belohner uns verklärt.

Hier nimm noch meinen letzten Segen!“

Er segnet sie — „Die Ewigkeit  
Erwartet mich. Bleib du auf Gottes Wegen;  
Das schöne Ziel dort ist nicht weit“ —  
Auch ihr verläßt mich, weint das Mädchen; so

erbarme  
Du dich, o Gott im Himmel, mein!  
Ein Vater wart ihr mir; und ach! jetzt soll  
ich Arme

Verwalf'te auch von euch verlassen sehn?  
Schwach sprach der Greis: „die Unschuld sey  
beim Erbe;

Bewahre sie! groß ist ihr Lohn.

Verlaß mich nun! ich fühle, daß ich sterbe;  
Der Tod ist nah an meinem Herzen schon“ —  
Drauf wandt er sein Gesicht und athmet immer  
leiser;

Und endlich schloß er still sein Auge zu:  
So still, so sanft entschläft ein Weiser,  
Und Engel fördern ihn zur Ruh.  
Das Mädchen warf sich auf die werthe Leiche  
Mit einem jammervollen Ach!  
Und küßte tausendmal das todtenbleiche  
Gesicht, und weint ihm ihren Dank noch nach.

Kind, sprach der Priester, laß ihn ruhn;  
er ist nun Erbe

Des Lohns, den er sich hier erwarb.  
Gott gebe, daß auch ich des Todes sterbe,  
Den dieser fromme Edle starb.  
Wie hat er aber deinen Dank erworben?  
Ein solcher alter, armer Mann!

„Mein Vater, weint das Mädchen, war gestorben,

Da nahm er unsrer Noth sich an.  
Gott lohn es ihm, was er für uns entbehrte!

Gott lohn es ihm in einer bessern Welt!

Wo, wie er selbst mich oftmals lehrte,

Die Tugend ihren Lohn erhält.

Mein Vater war der Pfarrer armer Bauern;

In ihre Hütten trug er Brod,

Und minderte, statt kalt sie zu bedauern,

So viel er konnte ihre Noth.

Wir sahen ihn zu einer Zeit,

Da er uns noch so nöthig war, erblassen;

Was konnt' er uns als Dürftigkeit,

Bei seiner Milde, hinterlassen?

Von jeder Art der Noth umringet, sahn wir,  
ach?

Nicht weit von uns das drohende Verderben.

Ich war noch Kind und meine Mutter schwach

Und krank; wer sollte Brod erwerben?

Wir suchten Rettung; aber fanden

Kein liebevolles, edles Herz.

Zwo Schwestern meiner Mutter standen

Ganz fühllos da bei unserm Schmerz.

Auch einen Bruder hatte sie,

Der die Erbarmung für betrübte

Verlassene predigt; aber nie,

Tros dem, daß er den Christen sie

So dringend anempfahl, an seiner Schwester  
übte;

Raum macht' ihm unsre Noth das Auge trüber.

Kurz Priester und Levit ging kalt vorüber;

Mur dieser arme alte Mann —

(Sie küßt ihn —) nahm sich unsrer an.

Er wars, der uns durch sauren Schweiß ernährte;

Er brach sich selbst des Alters Pflege ab,

So, daß er auch das Bett entbehrte

Und meiner Mutter, als sie kränker ward, es  
gab.

Sie weigerte sich zwar: „Sollt ich die Ruh  
 euch nehmen,  
 Die ihr so nöthig braucht? Vor Gott müßt ich  
 mich schämen.“ —

Allein der gute Alte drang  
 Unwiderstehlich drauf, die Wohlthat anzunehmen.  
 Ich sprach er, bin gesund, und sie sind krank;  
 Und kann dann der zufriedne Frohe,  
 Ist seine Seele unbesiegt,  
 Nicht glücklich ruhn auf seinem Strohe,  
 Wenn gleich kein Federbett ihn deckt? —  
 Der fromme Greis! o süßer mög' er nun  
 Dafür in Gottes Palmenschatten ruhn!“

Gott! rief der Prediger, verbände doch  
 Ein Bruder so des Bruders Wunden!  
 Solch ein Glauben hab' ich noch  
 In Israel nicht gefunden.  
 So fliehst du oftmals aus der Mitte  
 Der lauten Welt, du stille Tugend, fort;  
 Und suchst in einer niedern Hütte  
 Dir einen stillen Zufluchtsort.

\* \* \*

Ihr Jüngling' und ihr Mädchen, wer  
 Wünscht nicht des Greises Tugend zu erreichen?  
 So fromm zu seyn, so gut, wie er?  
 So geht dann hin, und thut desgleichen!  
 Liedege.

### Das Weilchen.

In einem Garten, voller Kräuter,  
 Gewäch' und Bäum' und Blumen, stand  
 Ein Weilchen, wie die Tugend still und heiter,  
 Doch ganz versteckt und unbekannt:

Es hatt' erst einen Frühlingsmorgen,  
 Von Laube überhüllt, geblüht,  
 Und so bescheiden, so verborgen,  
 Daß sich nur durch den Dufte verrieth.

Stolz war daneben auf dem Beete  
 Die Tulpe auch heran gereift,  
 So blühend, wie die frühe Röthe  
 Die hellen Morgenwolken streift.

Des Gärtners Karl kam in den Garten,  
 Ein Kind von etwa sieben Jahr,  
 Des kleinen Blumenbeets zu warten,  
 Das setner Pfleg empfohlen war.  
 Er sah die Tulp' und staunt' ein gutes Weilchen  
 Den hohen Glanz der Farben an.  
 Der Gärtner war ein weiser Mann;  
 Er winkte Karl — „Steh hier; mein Sohn,  
 ein Weilchen!  
 Nicht wahr, es blüht nicht halb so schön,  
 Wie jene Tulpe, die du dort gesehn?  
 Doch riech, wie süß das Weilchen düftet!  
 Mag doch die Tulpe schöner blühn;  
 Ich pflege gern, was stillen Nutzen stiftet,  
 Dem eiteln Glanze vorzuziehn.

\* \* \*

Kind lerne, was das Bild des Weilchen  
 Für Lebensweisheit in sich hält!  
 Sey in der Still ein nützlich Theilchen  
 Der schönen großen Gotteswelt.  
 Und laß nur stille edle Thaten,  
 Nicht pralerische Eitelkeit,  
 Das Plätzchen, wo du lebst, verrathen!  
 Sey nützlich mit Bescheidenheit!

Liedge.

## G e s c h i c h t e

einer merkwürdigen Begebenheit, welche sich auf Cook's letzter Reise um die Welt ereignete.

Ich vermuthe, daß unter meinen jungen Lesern wohl keiner seyn wird, der von dem erfahrensten Seemann und Länder-Entdecker unserer Zeit, Cook, nicht schon etwas sollte gehört haben. Ich darf daher auch voraussetzen, daß die Erzählung einer merkwürdigen Begebenheit, die sich auf der letzten Reise dieses großen Mannes ereignete, einem jeden unter ihnen willkommen seyn werde. Hier ist sie:

Kapitain Cook segelte auf seiner dritten und letzten Reise um die Welt von Neuseeland, welches meine jungen Freunde erst auf der Karte ansehen müssen, nord-ostwärts nach den Gesellschafts-Inseln, welche noch um etwa funfzehn Grade jenseits der Linie in der großen Südsee liegen.

Von da richtete er seinen Lauf gerade gegen Norden, um zwischen Asien und Amerika so weit hinaufzufahren als er kommen könnte, als alddann zu versuchen, ob er nicht, entweder über Asien oder über Amerika hin, wieder nach England zurückfahren könnte.

Er hatte auf dieser Fahrt kaum die Linie passirt — meine jungen Leser wissen, was das sagen will — als er eine Insel entdeckte, der er den Namen der Schilkkroten-Insel gab, weil das Gestade derselben sehr reich an dieser Thierart war, die den Seefahrenden eine eben so wohlschmeckende, als heilsame Speise gewährt. Die Art, wie man sie fängt, ist die leichteste von der Welt. Sie können bekanntlich nur sehr langsam kriechen; man erreicht sie daher bald, und dann braucht man sie nur auf

den Rücken zu legen, so können sie nicht aus der Stelle.

Sobald die Schiffe vor Anker gekommen waren, giengen verschiedene Reisende und Matrosen ans Land, und kehrten gegen Abend mit einer ansehnlichen Beute von Schildkröten höchstvergnügt zurück. Einwöhner hatte man nirgends wahrgenommen.

Man beschloß, diese Schildkrötensjagd am folgenden Tage fortzusetzen. Drei Offiziere und zwölf Seeleuten ruderten also nach dem Strande, wohlversehen mit einem hinreichenden Vorrath von Wasser und Lebensmitteln. Sie landeten bei einer Erdzunge; banden ihr Boot fest und giengen zu Fuß nach derjenigen Stelle der Küste, wo die Schildkröten sich am häufigsten aufzuhalten pflegten.

Hier erbauten sie in der Geschwindigkeit eine Hütte von Zweigen, um ihr Wasser vor der brennenden Sonnenhitze zu schützen; ruheten in dem Schatten derselben aus, und giengen darauf gegen Abend an ihr Geschäft, indem sie sich in zwei verschiedene Haufen theilten und einen Ort bestimmten, bei dem sie am folgenden Morgen wieder zusammen treffen wollten.

Der Fang gieng glücklich von Statten. Man kehrte die Nacht hindurch so viele und so große Schildkröten um, daß man das ganze Boot damit anfüllen konnte, und gegen Morgen versfügte jeder sich nach dem verabredeten Sammelplatz.

Aber wie erschraek man nicht, da man wahrnahm, daß zwei Offiziere, welche Abends zuvor auf die Vogeljagd ausgegangen waren, und ein dritter, der sie begleitet hatte, sich nicht einfanden, und so weit man sehen konnte, sich nirgends blicken ließen; man konnte nicht umhin zu vermuthen, daß diese Herren sich entweder verirrt haben müßten, oder irgend ein

unglücklicher Zufall ihnen begegnet wäre: Es ward beschlossen, sie unverzüglich aufzusuchen.

Zwei Matrosen, der eine ein Engländer, Namens Trecher, der andere ein Deutscher, genannt Bartel Lohmann, wurden dazu abgefertiget. Man versorgte sie mit hinlänglichem Wasser und Lebensmitteln sowohl für sie selbst, als auch für die Verirrten, falls sie dieselben finden sollten, und wartete hierauf mit Schmerzen auf ihre Zurückkunft. Allein vergebens!

Um aber meine jungen Leser wegen des Schicksals der Vermißten nicht länger in Ungewisheit zu lassen, will ich zuerst erzählen, was die eigentliche Ursache ihres Außendlebens war. Sie hatten sich, wie gesagt, während der Schildkrötenjagd mit Vogelschießen belustigen wollen. In dieser Absicht waren sie in das Gehölz gegangen, und da hatten sie sich verirrt. Wie leicht dieses in einem Lande geschehen könne, welches vielleicht seit Erschaffung der Welt keine Einwohner hatte, werdet ihr, meine lieben Kinder, begreifen, wenn ihr durch Hülfe eurer Einbildungskraft euch die Beschaffenheit eines solchen Landes erst ein wenig ausmalen wollt.

Stellt euch also eine buschichte und waldigte Gegend vor, welche noch nie ein menschlicher Fuß betreten hat. Denkt euch, wie geschwind und wie dicht da alles in einander wachsen muß, indem kein Saamentorn vertreten, kein Strauchwerk abgebrochen, kein Baum gefällt wird! Jeder Fleck ist daselbst mit Busch oder Baum besetzt: nicht zwei Schritte weit kann man sich sehen, und man ist genöthigt, wenn man weiter will, sich entweder erst einen Weg auszuhauen, oder sich durchzuzwingen und durchzukriechen.

Nun stellt euch vor, daß jemand, der in einem solchen Dickigt sich befindet, nach und

nach die Richtung verliert, in der er ausgegangen ist, und daß es nun vollends anfängt, Nacht zu werden: so werdet ihr begreifen, wie groß die Verlegenheit eines solchen Menschen seyn müsse. In offenen Gegenden kann man bei Tage sich nach dem Standorte der Sonne, oder nach einzelnen Gegenständen, des Nachts nach der Stellung des Mondes oder der Gestirne richten, um sich wieder zurecht zu finden. Beides aber fällt weg, wenn der Boden sowohl, als auch die Luft über uns so dicht verwachsen sind, daß man weder den Himmel sehen, noch einzelne Gegenstände in einiger Entfernung unterscheiden kann.

Dies war also die mißliche Lage, worin die genannten Herren sich befanden, da sie bei Anbruch der Nacht gewahr wurden, daß sie die Richtung, in welcher sie zurückkehren mußten, um wieder zu ihren Keuten zu kommen, verloren hatten. Zur Vermehrung ihrer Furcht verbreitete sich bald nach dem Untergange der Sonne ein sehr dicker Nebel, der den ganzen Wald in nächtliche Dunkelheit hüllte.

Umsonst bestreben sie sich, sich aus dem dicken Gehölze herauszuarbeiten und die Küste zu erreichen; sie merkten bald, daß sie sich immer mehr darin vertieften, und beschloßen daher endlich, zu bleiben, wo sie waren, bis das wiederkehrende Licht des Tages ihnen vielleicht einen Ausweg zeigte. Sie setzten sich hierauf bei einem Baume nieder, und ihre Ermattung war so groß, daß sie kurze Zeit hernach in den tiefsten Schlaf verfielen.

Allein dieser Zustand der Ruhe währte nicht lange. Sie fühlten sich bald von den empfindlichsten Schmerzen ergriffen, und fanden beim Erwachen, daß sie über und über mit Schaaren schwarzer Ameisen bedeckt waren, deren giftige und höchstschmerzhafteste Stiche große Beulen und

Blasen zurückließen. Ihre erste Bemühung war nunmehr, sich von diesem Ungeziefer zu befreien. Sie zogen sich also aus, und legten mit den Flügeln der geschossenen Vögel die Ameisen ab. Als dieses geschehen war, zogen sie sich wieder an, und erneuerten darauf, wiewol vergeblich ihre Versuche, die Küste zu erreichen. Je weiter sie gingen, destomehr verirrten sie sich.

Da sie vor Schmerzen und Ermüdung nicht weiter kommen konnten, so lehnten sie sich an einen Baum und erwarteten in dieser Stellung die Rückkehr des Tageslichtes. Wie langsam ihnen nun die Zeit verstrich! Jede Minute schien ihnen eine Stunde; jede Stunde eine ganze lange Nacht zu seyn. Endlich brach die Morgenröthe hervor, aber ihr hoffnungsloser Zustand hörte damit noch nicht auf. Sie hatten nun zwar wieder Licht; allein, es diente ihnen fast zu weiter nichts, als daß der Eine des Andern Verunsicherung durch die Stiche des Ungezieters erkennen konnte.

Jetzt machten sie sich wieder auf den Weg, aber ohne zu wissen, ob sie sich der Küste näherten, oder ob sie fortführen, sich von ihr zu entfernen. Zur Vergrößerung ihres Elends war der Boden, statt des Grases, häufig mit dicken Dornstauden bewachsen, die ihnen bis an die Mitte des Leibes reichten. Die Hemden und Matrosenbeinkleider, die sie anhatten, waren dadurch bald in Stücken zerrissen; und nun zerfesten die Dornen, bei jedem Schritte, den sie thaten, ihren nackten Leib. Hierzu kam eine ermattende schwüle Sonnenhitze, welche den Rest ihrer Kräfte gänzlich auszog. Kurz, diese unglücklichen Leute waren dem höchsten Grade des Leidens, sowohl der Seele als auch des Körpers, ausgesetzt.

Ohngefähr um zehn Uhr des Morgens hörten sie, jedoch in großer Entfernung, den schwachen Knall der Kanonen, die auf dem Schiffe abzes

feuert würden, um sie auf den rechten Weg zu leiten. Allein sie waren nicht im Stande, die Gegend, von welcher der dumpfe Schall herkam, genau zu unterscheiden, und sie schlossen, zu ihrer großen Bestürzung, aus der Schwäche des Schalls auf die Größe der Entfernung, worin sie sich von dem Schiffe befinden mußten.

Dennoch verfielen sie nicht in verzweifelnde Unthätigkeit, sondern fuhren fort, unter den schmerzhaftesten Dornenstichen und schon halb verschmachtet von Hitze und Durst, sich nach derjenigen Richtung hinzuarbeiten, in welcher sie das Ende ihres Jammers zu erreichen hofften. Endlich bemerkten sie eine Oeffnung des Waldes und mit der Freude eines zum Tode verurtheilten Menschen, dem selne Begnadigung angekündigt wird, eilten sie, diesen Strahl von Hoffnung aufzufangen.

Sie erreichten endlich wirklich das Ende des Waldes, aber noch nicht das Ende ihrer Leiden. Als sie mit Entzücken aus dem Gebüsch liefen und in diesem Augenblicke einer unaussprechlichen Freude aller Schmerzen ihres zeretzten, ganz mit Blut überschmierten Körpers vergaßen, bemerkten sie zu ihrer abermaligen großen Kränkung, daß sie noch weit von derjenigen Landzunge entfernt waren, auf der sie ihre Gefährten zurückgelassen hatten; und daß sie noch einen großen Umkreis um den Wald machen mußten, um dahin zu gelangen.

Bei dieser Entdeckung wäre beinahe Verzweiflung an die Stelle der Freude getreten, als sie auf einmal tief im Walde etwas zu hören glaubten, welches der Stimme eines Menschen glich. Dieses wurde bald durch einen ähnlichen noch schwächeren Schall beantwortet. Sie vermutheten richtig, daß diese Töne von Leuten herrührten, die man ausgesandt hätte, um sie aufzusuchen, und sie bemüheten sich alle durch ein vereinigt Geschrei

zu antworten. Allein umsonst! Ihre Hälse waren so ausgetrocknet, daß sie mit der äußersten Anstrengung nur ein leises Gekispel hervorbringen konnten.

Wie sehr bedauerten sie jetzt, in der vergangenen Nacht ihren ganzen Vorrath von Pulver verschossen zu haben, um Nothsignale zu geben! Sie durchsuchten indeß ihre Pulverbeutel und brachten endlich noch einen einzigen schwachen Schuß zusammen. Dieser wurde abgefeuert, allein ohne Erfolg.

Ihr eigener Zustand war jetzt so unaussehlich geworden, daß sie nicht länger darin aushalten konnten. Seit Anbruch des Tages hatten sie ihre körperlichen Kräfte auf das schmerzhafteste angestrengt, um aus dem dornigten Labirinthe, worin sie sich verwickelt fanden, herauszukommen; ihre Lebensgeister waren gänzlich erschöpft, und sie hatten nicht das geringste zu ihrer Erquickung. Jetzt war ihr Weg zwar nicht mehr so verwachsen, aber dafür waren sie nun auch der brennenden Hitze der Sonne ausgesetzt, die ihnen einen unerträglichen Durst verursachte.

Diese dringende Noth bewog sie endlich, sich nach der Küste zu begeben, um irgend ein Erquickungsmittel zu suchen. Hier fanden sie zu ihrem Troste eine Schildkröte, die sie tödteten und darauf mit großer gierigkeit ihr Blut ausfogen. Durch diese schwache Labung ein wenig erquickt, suchten sie in einem hohlen Felsen Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Ein erfrischender Schlaf, welcher sie hier überfiel, verschaffte ihnen so viel neue Kräfte, daß sie den Weg von da bis nach der Hütte, dem bestimmten Sammelplatze auf der Erdjunge, unternehmen konnten.

Als sie endlich bei dieser Hütte ankamen, fanden sie dieselbe zu ihrer großen Befürmerniß von ihren Leuten verlassen und von allen Arten von Vie-

bensmitteln entblößt. Allein es währte nicht lange, so erblickten sie die Böte, welche zu ihrer Hülfe herbei eilten. Das Schiffsvolk und der Offizier, der sie kommandirte, hatten in der Hütte so lange gewartet, bis alle ihre Lebensmittel verzehrt waren; dann kehrten sie zu dem Schiffe zurück, um sich frischen Vorrath und neue Verhaltensbefehle zu holen; jetzt kamen sie, mit allem Nöthigen versehen, wieder an.

Sie waren äußerst erstaunt, als sie drei so elende Geschöpfe vor sich sahn, welche über und über zerrissen und mit Blut beschmiert waren, und die von ihrer Kleidung kaum einen einzigen Lappen übrig behalten hatten, der breiter als ein Strumpfband war. Sie schriekten nach Getränk, und man reichte ihnen, mit gehöriger Vorsichtigkeit, in kleinen Portionen etwas Wasser mit Rum vermischt. Dana brachte man sie in die Boote, um sie nach dem Schiffe zu führen.

Ihre erste Frage war: ob jemand von der Gesellschaft nach ihnen wäre ausgeschied worden? und da dieses bejaht wurde, geriethen sie darüber in große Unruhe, und baten, daß man doch ja alle möglichen Mittel zu ihrer Rettung anwenden möchte, weil sie Ursache hätten zu zweifeln, daß sie außerdem wieder zurückkehren würden. So wahr ist es, daß selbst erlebte Noth uns gegen das Elend anderer Menschen empfindlicher macht, und daß daher die Widerwärtigkeiten des Lebens zwar ein bitteres, aber heilsames Arzneimittel zur Veredelung unsers Herzens sind!

Die Leidenden fühlten kein geringes Vergnügen, als man ihnen versprach, alles mögliche zu versuchen, um den Verirrten zu Hülfe zu kommen; und sie beschrieben denjenigen, die zu diesem Ende ausgesandt wurden, so gut sie konnten, den Ort, wo  
 se

ſie die Stimme gehört hatten, damit ſie bei ihrem Nachſuchen ſich dahin wenden möchten. Es war indeß ſchon zu ſpät am Tage, um mit einiger Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs zur Rettung dieſer Unglücklichen etwas unternehmen zu können. Die Sache mußte alſo bis zum nächſten Morgen verſchoben werden.

Es war eine Geſellſchaft von zwanzig Mann, welche von dem Schiffe abgeſchickt waren, um die Offiziere aufzuſuchen, und welche ſich nunmehr auf den Weg machten, um die beiden verirreten Matroſen zu retten. Sie beſchloſſen in einer langen Reihe auszugehen, doch ſo, daß der Eine dem Andern zurufen könnte. Auf dieſe Weiſe hofften ſie die Verlorenen lebendig oder todt zuverlässig zu finden; und ſie richteten hierauf ihren Marsch nach derjenigen Gegend, welche man ihnen bezeichnet hatte.

Sechs Stunden hatten ſie ſchon vergeblich geſucht, als ſie auf einmal unvermuthet den einen der beiden Verirreten, Barthel Lohmann, fanden. Der Zuſtand, worin ſie ihn antrafen, war der erbärmlichſte, den man ſich denken kann. Sein Leib war gleichfalls auf die kläglichſte Weiſe von Dornen zerriffen, ſeine Augen waren von den giftigen Biſſen des Ungeziefers dergeltalt zugeſchwollen, daß er faſt kein Tageslicht mehr ſehen konnte, und die brennende Sonnenhitze hatte ihn, aus Mangel einer Anfeuchtung des Mundes, ſprachlos gemacht.

Er machte Zeichen, daß er Waſſer verlangte. Man reichte ihm etwas; aber er bezeugte ſich beim Genuß deſſelben ganz unempfindlich. Er hatte ſchon alles Gefühl ſowohl der Gefahr, als auch des elenden Zuſtandes, worin er ſich befand, durchaus verloren.

Kinderb. Bibliothek. 5 Th.

I

Glücklicher Weise waren die Boote beider Schiffe den Suchenden nachgefahren, und lagen jetzt an derjenigen Küste, die diesem Orte die nächste war. Hätte man diese Vorsicht nicht gebraucht, so wäre der Mann umgekommen, ehe man durch andere Mittel ihn nach dem Zusammenkunftsorte hätte schaffen können: denn er war so elend, daß man ihn mit der größten Mühe kaum bis zum nächsten Boote schaffen konnte.

Sobald er die Sprache wieder erlangt hatte, stattete er von den Abentheuern seiner Wanderschaft folgenden Bericht ab:

Er und sein Kamerad Trecher waren am ersten Tage ihrer Nachsuchung so weit gegangen, als sie kommen konnten. Entkräftet von der Beschwerlichkeit des Weges und von der Hitze des Tages, hatten sie sich endlich niedergesetzt, um sich zu erquicken und auszuruhen. Darüber waren sie beide eingeschlafen; und als sie nach einiger Zeit wieder erwachten, fanden sie zu ihrer Bestürzung, daß es Nacht war.

Der Gedanke, ihre Pflicht versäumt zu haben, und die Furcht vor den Folgen dieses Vergehens wirkten so stark auf ihr Gemüth, daß sie der heftigen Schmerzen, die ihnen von den Stichen der Ameisen verursacht wurden, darüber vergaßen, und sich wieder auf den Weg machten, ohne zu wissen, wohin sie giengen. Gegen Morgen gaben sie endlich die Hoffnung, die verirreten Offiziere zu finden, auf, und nun waren sie nur besorgt, wie sie selbst wieder zurückfinden sollten.

Nachdem sie lange gegangen, und so gut sie konnten, durch das Gebüsch gedrungen waren, bemerkten sie, daß, anstatt sich dem Zusammenkunftsorte zu nähern, sie sich immer weiter davon entfernten. Sie waren äußerst ermüdet und  
durch:

burchaus unchlüssig, was sie thun sollten. Fast war es ihnen gleichgültig, ob sie lebten oder stürben, und in dieser Lage des Gemüths setzten sie sich nieder, um ihren Lebensmitteln und ihrem Brog (so nennen die englischen Seeleute ein aus Wasser und Ruhn gemischtes Getränk) ein Ende zu machen, und ihre Bürde dadurch zu erleichtern. Kaum hatten sie dies gethan, so überfiel sie abermals ein tiefer Schlaf, aus welchem die Stiche des giftigen Ungeziefers, womit sie bald überdeckt wurden, sie nicht zu ermuntern vermochten.

Als sie endlich erwachten, fanden sie sich wieder im Finstern; sie standen auf, wanderten herum, wie zuvor, jammerten über ihren hilflosen Zustand, und berathschlagten sich von Zeit zu Zeit, was sie thun sollten? Bald verfielen sie auf diesen, bald auf jenen Anschlag; aber wenn sie ihn näher beleuchteten, so sahen sie sich genöthigt, ihn wieder aufzugeben.

Sie erinnerten sich z. B. einmal gehört zu haben, wie Robinson Crusoe viele Jahre lang auf einer einsamen Insel gelebt hätte, und sie faßten das Herz, seinem Beispiele nachzuahmen. Allein der Gedanke an die rauhe und unfruchtbare Gegend, worin sie sich befanden, und an den gänzlichen Mangel aller Nahrungsmittel, schreckte sie von der Ausführung dieses Projekts gar bald wieder ab.

Endlich fiel ihnen ein, auf einen der höchsten Bäume zu steigen, um zu versuchen, ob nicht irgendwo sich eine Anhöhe zeigte, auf der sie das Land übersehen und erfahren könnten, ob es bewohnt sey oder nicht. Dieser Einfall wurde ausgeführt, und da sie einen hohen Baum erklettert hatten, entdeckten sie gegen Südwesten hin einen Berg von beträchtlicher Höhe: allein sie

bemerkten auch, daß sie, um dahin zu gehen, sich immer weiter von der Küste entfernen mußten.

Und nun waren ihre beiderseitigen Meinungen getheilt. Trecher hielt es für rathsam, nach diesem Berge hinzugehen; Lohmann hingegen behauptete, daß es vernünftiger wäre, wenn sie sich bemühten, die Küste zu erreichen. Da nun jeder auf seiner Meinung bestand, und Niemand dem Andern nachgeben wollte: so wurden sie endlich eins, daß sie sich trennen wollten, um ihr Heil auf demjenigen Wege zu versuchen, welcher jedem der beste zu seyn schiene.

Dies geschah; jeder trat seinen eignen Weg an, und Lohmann gieng so lange fort, bis ihn sein Gesicht verließ, und er alles Gefühl verloren hatte. In diesem Zustande wurde er nun, wie wir gehört haben, gefunden.

Jetzt überlegte die Gesellschaft, ob sie Trecher in seinem Schicksale überlassen, oder ihre Nachforschungen fortsetzen sollten? Die Menschlichkeit des Offiziers, welcher den Trupp kommandirte, beehrte endlich die Oberhand, und auf sein Zurufen ward beschlossen, nicht eher nachzulassen, bis sie den Unglücklichen todt oder lebendig würd'n gefunden haben.

Man machte sich also, sobald Lohmann nach den Booten geschafft und dem Wundarzte übergeben war, wieder auf den Weg, und zwar abermals in einer lange Reihe, indem sie von Zeit zu Zeit einander zuriefen, mit Glocken läuteten und Trommeln schlugen, sowohl deswegen damit sie sich nicht selbst von einander verirren möchten, als auch um dem Verlorenen, falls er noch am Leben wäre, ein Zeichen von ihrer Annäherung zu geben. Anfangs waren alle gutes Muths und ertrugen die vielfältigen

Beschwerlichkeiten, denen sie ausgesetzt waren, mit großer Standhaftigkeit; aber nach Verlauf einiger Stunden fühlten sie sich sämtlich so erschöpft, daß sie schlechterdings Halt machen mußten, um erst auszuruhen und einige Erfrischungen zu genießen.

Sobald dieses geschehen war, setzten sie ihre Nachforschungen fort, aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Es zeigte sich nirgends die geringste Spur von einem durch diese dichtverwachsene Gegend gedrückenen Menschen. ungesachtet Trecher und sein Gefährte bei der Trennung eins geworden waren, daß jeder seinen Weg mit abgebrochenen Zweigen bezeichnen sollte, um sich im Fall der Noth einander wieder finden zu können.

Dies benahm ihnen endlich den Muth, und wenige hatten Lust eine Arbeit fortzusetzen, die mit so vieler Mühe und mit so wenig Hoffnung eines glücklichen Erfolgs verbunden war.

Die Offiziere bestanden indeß fest auf ihrem Vorhaben. Sie erinnerten sich jetzt des Mittels, in die Ferne zu schauen, welches Trecher selbst erfunden hatte, nämlich auf den höchsten Baum, welcher in der Nähe war, zu steigen, um den Berg zu suchen, den er gesehen haben wollte, und nach dem er wahrscheinlicher Weise hingegangen war. Dieses wurde sogleich ausgeführt.

In einem Augenblicke saß ein Matrose auf jedem hohen Baum in der Nähe, und alle sahen die Anhöhe, die nicht weit von dem Orte zu seyn schien, wo sie vorher ausgeruht und sich erfrischt hatten. Es ward also beschlossen, sich sogleich auf den Weg zu machen, um dahin zu gehen. Aber dieses war nicht so leicht, als es anfangs zu seyn schien.

Denn als sie eben glaubten, dicht dabel zu seyn, trafen sie auf eine Lache, das heißt,

auf ein stehendes Wasser oder einen Landsee, wodurch ihr Fortgang unterbrochen wurde. Sie sahen sich also genöthigt, längst dem Ufer hinzugehen, und da fanden sie das Gerippe eines Thiers, welches seiner Länge und Bauart nach von einem Alligator \*) zu seyn schien. In dem sie dabei stillstanden, glaubten sie in dem niedergetretenen Grase die Tritte eines großen Thiers zu bemerken, welches vor kurzem da vorbei gegangen war.

Dies erregte die Neugierde der ganzen Gesellschaft, die sich einbildete, daß irgend ein Ungeheuer, gegen welches man auf seiner Hut seyn müßte, diese Lache bewohne. Das Wasser derselben war so salzig wie Seewasser, und sie war rund umher an den Ufern mit einer Art von Rohr bewachsen, welches Mannshöhe hatte. Alle Versuche, auf dem Wege durch dieses Rohr weiter vorzudringen, schienen ihnen jetzt vergeblich zu seyn, und da sie aller Wahrscheinlichkeit nach auf einem andern Wege nicht glücklicher zu seyn hoffen durften: so beschloßen sie endlich, ihr Vorhaben aufzugeben, und zu den Booten zurückzukehren.

Aber da es schon spät am Tage war, so faßten sie den Vorsatz, sich, wo möglich, nach einer noch etwas fernern Anhöhe durchzuarbeiten, um allda zu übernachten, und alsdann mit Anbruch des Tages ihren Rückweg anzutreten. Durch ausdauernde Anstrengung erreichten sie ihren Zweck. Sie kamen bei dem Hügel an, und bemerkten mit Vergnügen, daß das Land in dieser Gegend ein ganz anderes Ansehen gewann. Bis jetzt hatte es ihrem Auge nichts, als ein wildes beinahe undurchdringliches Dickicht dargestellt; aber indem sie die Anhöhe erstiegen, zeigte sich ihnen eine Aussicht, welche ungemein anmuthig und mahlerisch war.

\*) Eine Art von Krokodill in Amerika.

Hier beschlossen sie, in einem angenehmen Wäldchen, welches die Natur zu einem Ruheplazze bestimmt zu haben schien, die Nacht zu zubringen. Die Gesellschaft war jetzt versammelt, und die Offiziere gaben Befehl, daß man einige Hütten von Strauchwerk errichtete, um sich darunter vor den Abenddünsten zu verbergen. Einige mußten Brennholz zusammentragen, um auf einem nahen Hügel ein Feuer anzuzünden, welches den Leuten in den Booten zum Zeichen diente, daß die Parthei ihre Nachforschungen noch nicht eingestellt habe.

Beides war jetzt geschehen; man stellte eine Schildwache bei das Feuer, um es zu unterhalten, und eine andere bei die Hütten, in welchen die Uebrigen sich zur Ruhe begaben. Man genoß hierauf eines erquickenden Schlafes bis gegen Mitternacht, da ein plötzlicher Lärm alle wieder weckte. Ein schreckliches Ungeheuer von entsetzlicher Größe hatte die beim Feuer angestellte Schildwache überfallen, und war eben im Begriff gewesen, sie zu ergreifen und zu verschlingen, als sie ihm noch durch einen Sprung entkam, und nun zu den Hütten flohe, um Lärm zu machen. Der Mann behauptete, daß es wenigstens zwei mal so groß, als ein Elephant, gewesen wäre.

Der Anblick dieses Menschen, den das Entsetzen ganz entstellt hatte, seine sonst bekannte Herzhaftigkeit, die feierliche Art, mit der er die Wahrheit seiner Aussage bezeugte, und die Erinnerungen an das große Gerüppe, und an die im Grafe entdeckten Fußtritte des Ungeheuers, ließen keinen Zweifel übrig, daß er die Wahrheit sage. Die Gefahr schien groß und fürchterlich: allein, man hielt es für das sicherste, ihr beherzt entgegen zu gehen.

Ein Sergeant, ein Untersteuermann, ein BüchsenSchwad, die verjagte Schildwache, und

noch ein Seesoldat, als die Beherztesten unter allen, erboten sich, das Uebentheuer zu besehen, und machten sich auf den Weg, indem sie paarweise in geschlossener Ordnung giengen. Als sie sich dem Feuer näherten, guckte die Schildwache hinter dem Büchsenenschmied hervor, und sah das Ungeheuer durch den Rauch noch größer als vorher, worauf er sogleich der Vorderlinie das Wort gab, nieder zu knien und Feuer zu geben.

Zum Glück hatte der Büchsenenschmied, der ein sehr unerschrockener Mann war, sich vorgenommen, sein Feuer so lange zu sparen, bis er den Feind recht nahe haben würde. Er gieng also dreist vor, und da er scharf durch den Rauch und die Flammen blickte, schien ihm das Ungeheuer von menschlicher Gestalt zu seyn. Er rief ihm zu; aber es erfolgte keine Antwort. Er trat hierauf noch etwas näher und — wie groß war sein Erstaunen, als er den nämlichen Thosmas Trecher in ihm erkannte, den sie so lange vergeblich gesucht hatten!

Er kroch auf allen Vieren; denn seine Füße waren so voller Blasen, daß er nicht stehen konnte, und sein Hals war so ausgetrocknet, daß es ihm unmöglich war, einen Laut hervorzubringen. Es ist schwer zu bestimmen, was bei dieser Entdeckung größer war, ihre Freude, ihre Verwunderung oder ihr Gelächter.

Sie bemüheten sich ohne Zeitverlust, dem Unglücklichen beizustehen. Einige liefen nach den Hütten, um die Neuigkeit zu erzählen, und ihm etwas zu seiner Erquickung zu holen, indeß die Andern ihm eine Linderung zu verschaffen suchten, indem sie ihn in ihren Armen aufrecht hielten.

In einigen Augenblicken war er von der ganzen Parthei umgeben; einige waren begierig, seine Geschichte zu erfahren, und alle wollten ihm Hülfe leisten. Die Offiziere insbesondere

brachten ihm Herzstärkungen, die sie ihm nur sparsam gaben, bis er die Sprache wieder erlangt hätte.

Er war ein sehr beweglicher Unblick, ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit Beulen bedeckt zu sehen, welche die giftigen Stiche der Insekten verursacht hatten. Diese hatten ein so unheimliches Jucken erregt, daß sein ganzes Blut von dem beständigen Reiben entzündet war.

Als man ihn mit Del beschmiert hatte, nahm die Heftigkeit der schmerzlichen Empfindung etwas ab. Man gab ihm öfters Thee mit etwas Brantwein vermischt, zu trinken, wodurch er nach und nach die Sprache wieder erlangte; aber einige Tage giengen vorbei, ehe er den vollkommenen Gebrauch des Verstandes wieder bekam.

Sobald er durch behutsam gereichte Erfrischungen sich so weit wieder erholt hatte, daß man hoffen durfte, sein Leben zu erhalten, wurde er nach den Hütten getragen und auf ein Lager gelegt. Des Morgens hatte das Fieber nachgelassen; aber nun entstand die Frage: wo sie ihn in diesem schwachen Zustande über zwölf englische Meilen weit durch ein Land schaffen sollten, in welchem jeder gesunde Fußgänger Mühe hatte, sich für seine eigne Person durchzuarbeiten?

Doch Leute, welche ihre Kräfte geübt haben, und dabei von warmer Menschenliebe besetzt werden, ist nichts unmöglich, sobald es darauf ankommt, einem Unglücklichen Hülfe zu leisten. Einer aus der Gesellschaft erinnerte sich, daß er als Knabe mit seinen Schulfreunden zuweilen Tragsessel aus Binsen gemacht habe, und er glaubte, es würde ihm noch jetzt gelingen, einen solchen Sessel von biegsamen Reisern zu flechten. Der Versuch wurde augenblicklich angestellt, und er gelang.

Man machte sich also auf den Weg; bekämpfte herzhafte alle die beschwerlichen Hindernisse, die wir schon kennen, und erreichte endlich gegen Abend äusserst ermattet das Gestade. Hier fanden sie zu ihrer großen Freude das Boot, welches auf sie gewartet hatte.

Nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen, begaben sie sich nach dem Schiffe. Trecher ward der Sorgfalt des Wundarztes übergeben, und erholte sich nach und nach; aber es vergiengen einige Wochen, bevor er seine gewöhnliche Arbeit wieder verrichten konnte.

\* • \*

Wozu ich diese Geschichte erzählt habe? Dazu, ihr jungen Leser, wozu ich euch schon so manche andere erzählte, damit ihr lernen möget, welchen Zufällen das menschliche Leben unterworfen sey, und wie sehr man daher Ursache habe, von früher Jugend an seine körperlichen und geistigen Kräfte in Ertragung jedes kleinen Ungemachs zu üben, um sich auf größeres vorzubereiten. Wehe dem, der diese Lehre in der Jugend vernachlässiget, und sie dann erst in Ausübung bringen will, wann unvermeidliche Noth ihn dazu zwingt!

Aus einem von Forster übersetzten Tagebuch der letzten Cook'schen Entdeckungsreise nach der Südsee.

C.

## N a c h r i c h t e n

von dem unglücklichen Ende des berühmten  
Länder-Entdeckers Cook.

**I**ndem ich euch, meine jungen Leser, die vorstehende merkwürdige Begebenheit aus der Cook'schen Entdeckungsbreise erzählte, fiel mir ein, daß eine Nachricht von dem traurigen Ende dieses großen Seefahrers wohl auch eine angenehme und dabei nicht unnütze Unterhaltung für euch abgehen könnte. Ich beschloß daher, das Merkwürdigste von dem, was bis jetzt davon bekannt geworden ist, auszuheben, und es euch in folgender Erzählung mitzutheilen.

Wen der Schildkröteninsel hatte Cook seinen Lauf gegen Norden gerichtet, um zu versuchen, ob man entweder über Asien oder über Amerika hin nach Europa segeln könnte. Dieser Versuch schlug fehl; denn, da er bis zum 71sten Grade der nördlichen Breite hinaufsegelt war, fand er das ganze Meer bergesfalt mit Eis bedeckt, daß es unmöglich war, weiter vorzudringen. Man mußte also wieder umkehren.

Cook hatte auf seiner Hinreise eine Sammlung sehr fruchtbarer und sehr bevölkerter Inseln entdeckt, und sie mit dem Namen der Sandwiche's-Inseln belegt. Sie liegen von den Gesellschafts-Inseln nordwärts zwischen dem zwanzigsten und vier und zwanzigsten Grade nördlicher Breite. Die Bewohner derselben schienen sehr gutartige und friedliche Geschöpfe zu seyn: es ward daher beschlossen, zu ihnen zurückzukehren; theils um die Schiffe daselbst auszubessern, theils um neue Lebensmittel einzunehmen.

Jetzt waren beide von Cook kommandirte Schiffe, die Resolution und die Discov

vern, bei der größten dieser Inseln, welche in der Landessprache *Dwahiti* heißt, vor Anker gekommen; und von nun an mag statt meiner derjenige reden, der uns diese Nachrichten mitgetheilt hat, und welcher ein Augenzeuge derselben Begebenheiten war, die er hier selbst erzählen wird. Er hat sich nicht genannt; aber man vermuthet, daß er einer der Unterwundtsärzte auf der *Discovery* gewesen sey.

Kaum lagen wir vor Anker, so erzählt nun unser Mann, als ein Sohn des Königs dieser Insel zu uns heran kam, und bei einigen *Ceremonien*, welche Friedenszeiten seyn sollten, bet uns an Bord stieg.

Er brachte ein gebratenes Schwein, einige zubereitete Brodfrüchte, und einen sonderbaren Mantel von rothen Federn zum Geschenk für unsern Befehlshaber mit \*). Wir gaben ihm dagegen einige Aelte, Spiegel, Armbänder und andere ihm in die Augen fallende Kleinigkeiten. Hierauf sandten wir ihn, nebst seinem Gefolge, in unserm Boote an den Kapitain *Cook*.

Hier ward er mit Schiffsmusk bewillkommt, und so gut bewirthet, als die Verfassung des Schiffes es erlaubte. Kapitain *Cook* zeigte ihm auch die schlechte Beschaffenheit desselben, und ersuchte ihn um den freien Gebrauch einer Strecke Landes, um daselbst seine Gezelte aufzurichten und seine Geräthschaften aufzubewahren.

Der junge Prinz bewilligte dies sogleich, zeigte aber an, daß sein Vater abwesend, und in einen Krieg mit dem Könige der benachbarten Insel *Mahiti* verwickelt wäre. Er würde in zehn Tagen wieder kommen, weil man eben an dem Frieden arbeitete; dennoch könnten wir

\*) Dieser Befehlshaber der *Discovery* war Kapitain *Clark*.

alles ans Land bringen, und der verlangte Platz sollte tabuhd, das ist, zu unserm Gebrauch bezeichnet werden, damit die Eingebornen uns nicht stören oder beunruhigen möchten.

Beide Befehlshaber nahmen den Vorschlag an, und begleiteten ihn nach dem Wohnplatze der Eingebornen, wo sie ihre Zelten aufzurichten wünschten. Hier wurden ihnen einige freie und bewohnte Plätze angewiesen. Die Grenzen derselben bezeichnete man durch eingeramte Pfähle und durch Thoue, welche man um dieselben herumziehen ließ, innerhalb welchen den Eingebornen bei schwerer Strafe verboten wurde, sich betreten zu lassen.

Nun ließen wir alles, was wir ans Land haben wollten, aus den Schiffen bringen, unsere Zelte, die Schmieden, Maschinen, Segel, das Thauwerk, unsere Wasserkasser, Brod, Mehl, Pulver, kurz alles, was nachgesehen, getrocknet oder ausgebessert werden mußte. Die Eingebornen, die sich bei Tausenden versammelt hatten, hielten sich dabei ungemein ruhig, und legten uns nicht die mindeste Hinderniß in den Weg. Im Gegentheil überließ man uns gern einige leere Häuser, um unsere Kranken darin bis zu ihrer Wiedergenesung zu verpflegen. Ueberhaupt wurden Fremde nie mit größerer Gastfreundschaft aufgenommen, als wir.

Den andern Morgen kamen sehr eifertig sechs große doppelte Kriegsfahrzeuge in dem Hafen an, jedes von wenigstens dreißig Rudern und in jedem derselben saßen an sechzig nackte Jazdianer. Wie sie sich unsern Schiffen näherten, machten wir unsere Kanonen schußfertig, die Seefoldaten mußten unters Gewehr treten, und jedermann gieng an seinen Posten.

Die Zahl der Wilden vermehrte sich zusehends; man zählte in Kurzem mehr als hundert Kanoes,

welche das Schiff umgaben, und in denen mehr als tausend Indianer waren. Allein, anstatt einen Angriff auf uns zu thun, fiengen sie einen freundschaftlichen Handel mit uns an. Sie hatten Schweine, Brodfrucht und andere Landeszgüter an Bord, die sie uns gegen Europäische Kleinigkeiten überließen.

Dieser Handel hatte eine kurze Zeit gedauert, als eine unsichtbare Hand einen Stein in unser Kajütenfenster warf. Wir ließen durch die Wache Achtung geben, und binnen einer halben Stunde ward ein anderer Stein nach den Mastrosen geworfen, welche ausserhalb des Schiffs auf einem Gerüste standen, und mit Kalkaster n \*) beschäftigt waren. Der Thäter wurde entdeckt und ergriffen.

Kapitain Cook ließ ihn hterauf im Angesicht des Prinzen, der übrigen Häupter des Volks und der ganzen Versammlung an Bord seines Schiffs bringen, anbinden, und mit fünfzig Hieben bestrafen. Dies setzte alle in so große Furcht, daß in wenig Minuten kein einziger mehr zu sehen war. Allein noch ehe der Tag zu Ende gieng, kehrten alle zu ihrem Handel zurück.

Manche haben den Kapitain Cook wegen seiner bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesenen Strenge gegen die Indier getabelt; er war es aber nicht bloß gegen sie, sondern auch gegen alle seine Leute. Keinem von diesen gieng der geringste Fehler ungestraft hin. Ward einer derselben überführt, daß er einen Wilden gemißhandelt oder an seinem Eigenthum sich vergriffen hatte: so ließ er ihn sicher in Gegenwart der Indier hart bestrafen. Durch diese unpartheiische Ausübung der Gerechtigkeit, bekamen die Indier einen so hohen Begriff von

\*) Kalkatern heißt, die Rixen des Schiffs mit Berg ausstopfen und darauf mit Theer überschnüren.

seiner Weisheit und Macht, daß sie ihm gleiche Ehre, wie ihrem Etshusa, oder gutem Gotte, ermiesen.

Alles gieng nunmehr nach Wunsch, und wir lebten mit den Wilden in der größten Eintracht. Wenn die Vornehmen sahen, daß ihre Leute sich schlecht betrogen oder den Verordnungen zuwiderhandelten: so zeigten sie es selber an, und überlieferten sie uns zur Strafe. Sie waren so dienstfertig und gefällig, daß sie, da es uns an Brennholz gebrach, uns sogar die hölzerne Einfassung ihres Morai oder Begräbnisplatzes überließen.

Nach einigen Tagen sahen wir den alten König von seiner Kriegesfahrt nach Mahwie zurückkommen, und in den Hafen einlaufen. Ihn begleiteten über 150 große Kriegskanoes. Er selbst befand sich in einem prächtigen Fahrzeug, an dessen beiden Enden zwei Götzenbilder von männlicher Gestalt und ungeheurer Größe angebracht waren, welche Mäntel von vielfarbigen Federn um hatten. Sie nennen diese Bilder Eahutusa oder Kriegsgötter, und ohne sie wird niemals ein Gefecht angefangen.

Sobald sie ans Land gekommen waren, wurden die Kanoes ans Ufer gezogen. Sie stellten sich hierauf in Kriegsordnung, und marschirten, unter Anführung des Königs, gliederweise nach ihrem Opferplatze, der etwa fünfzig Ellen von unserm Zelte entfernt war. Wie sie aber den Platz durch grüne Büsche abgezeichnet fanden, welche unsere Grenzen anzeigten, giengen sie mit ihren Götzen in Prozession herum, bis sie auf den Morai ankamen, wo die Götzenbilder aufgestellt, und die Waffen niedergelegt wurden.

Nach dieser Ceremonie verfügte sich der König, von den Vornehmsten seines Volks begleitet, an Bord der Resolution. Sobald er ins Schiff

trat, fiel er, zum Zeichen der tiefen Verehrung, auf sein Antlitz; sein Gefolge mit ihm. Hiez auf hielt er eine Rede, die keiner von uns verstand, und übergab dem Kapitain drei Schweine, nach ihrer Kochkunst zu bereitet. Ihm ward das für ein Halsband von verschiedenen Schnüren bunter Glasforallen um den Hals gethan. Auch beschenkte ihn der Kapitain mit zwei Spiegeln, einem großen Trinkgeschire von Glas, einigen Nägeln und andern Kleinigkeiten.

Er nahm dies alles mit großem Vergnügen an, und schickte alsobald einen Boten ans Land, der mit einigen großen Schweinen, und mit so vielen Kokusnüssen, Brodfrüchten oder Zucker, rohe zurückkehrte, als unser Boot nur immer fassen konnte.

Er blieb wohl eine Stunde auf dem Verdecke und bewunderte den Bau des Schiffs. Nachher ward er in die Kajüte geführt, wo man ihm Wein anbot, den er aber nicht trinken wollte. Ueberhaupt weigerte er sich, etwas anders zu genießen, als Brodfrucht.

Den andern Tag giengen unsere beiden Besahlshaber, in Begleitung ihrer Offiziere, ans Land, um dem Könige ihren Gegenbesuch zu machen. Sie wurden auf das ehrerbietigste empfangen und mußten sich mit Sr. Majestät zu Tische setzen.

Nach vollbrachter Mahlzeit gieng der König dem Kapitain Cook einen indischen Mantel um, und führte ihn an den Ort ihrer gottesdienstlichen Versammlungen, wo sein Haupt mit einem Kranze grüner Plantanenblätter bekränzt ward. Hierauf setzte man ihn auf eine Art von Thron und ein Priester in buntem Gewande hielt eine lange Rede an ihn. Diese ward mit einem feierlichen Gesange beschlossen, in welchen die ganze Versammlung einstimmte. Nach geendigtem Ges

sange

fielen alle dem Kapitein zu Füßen und der König sagte zu ihm: das nebenstehende Gebäude wäre von nun an das seinige, er selbst the *E: a: thu: nu: eh*, das heißt ihre Gottheit.

Von dieser Zeit an bekam des Kapiteins Pinasse immer einen Anführer von den Wilden, auf dessen Befehl alle andre Eingebörne in ihren Kanoes, so oft Herr Cook vorbeifuhr, sich nie dazwischen werfen und so lange in ehrerbietiger Stille liegen bleiben mußten, bis er vorüber war. Dies thaten sie auch von selbst, wenn der Kapitein allein war. Ueberdem hatte der ihm zu geordnete Begleiter den Befehl, ihn jedesmal, so oft er aus Land kam, nach dem ihm angewiesenen Hause auf dem Begräbnißplatze zu führen, welches die Matrosen Cooks Altar zu nennen pflegten.

Eines Tages lud der König die Kapiteine beider Schiffe, nebst den Offizieren ein, ein Heivah, das heißt in ihrer Sprache, ein Schauspiel, anzusehn, das von seiner eigenen Familie aufgeführt werden sollte. Die Einladung wurde angenommen, und wir gingen aus Land.

Hier empfingen uns viele Oberhäupter der Nation, und führten uns in ehrerbietiger Stille nach dem zu der Abendfeierlichkeit bestimmten Platze. Aber die Schauspieler befriedigten unsere Erwartung schlecht. Sie beschloßen die Vorstellung mit einem kaum erträglichen Gesang, in welchen der König nebst seinem ganzen Hofstaate mit einstimmt.

Kapitein Cook gab hierauf dem Könige zu verstehen, daß er mit seiner Erlaubniß ein Feuerwerk geben würde, welches ihn zwar nicht erschrecken, aber doch in die größte Verwunderung setzen sollte. Der König erlaubte dieses gern, und die Artilleristen erhielten Befehl, sobald es würde dunkel geworden seyn, ihre Künste sehen zu lassen.

Es waren einige tausend Zuschauer versammelt; aber kaum stieg die erste Rakete in die Luft, so fingen die meisten an davon zu laufen und sich zu verbergen. In einigen Minuten war fast nur noch der König mit seinem Gefolge da. Wie die zweite Rakete in die Luft stieg, hörten wir überall Wehklagen und Jammern, und als die Wasserraketen anfangen zu spielen, wollte der König auch fort. Man mußte also einhalten.

So oft gab hierauf dem Könige zu verstehn, daß wir mit dem ersten günstigen Winde wieder absegeln würden. Diese Nachricht verursachte eine allgemeine Betrübniß. Man suchte auf die rührendste Weise uns zu bewegen, unsern Aufenthalt zu verlängern; allein sobald ein günstiger Wind aufsprang, folgten wir unserer weitem Bestimmung, und gingen unter Segel.

Wir richteten unsern Lauf nach einer nicht weit von da gelegenen Insel *Mauwih*, weil wir gehört hatten, daß daselbst ein guter Hafen und treffliches Wasser zu finden wären. Allein wir segelten noch nicht lange, als der König, der noch nicht Abschied von uns genommen und unsere Abreise nicht so nahe geglaubt hatte, uns in einem Boote nacheilte, von seinem Prinzen begleitet. Er brachte uns noch zehn große Schweine, Brodfrucht, viel Vögel, nebst Koskuznüssen, Zuckerrohr, Plantanen, und eine kleine Schildkröte mit. Letztere war eine große Seltenheit auf dieser Insel.

Unter des Königs Gefolge war auch ein alter Priester, der dem Kapitain Clarke immer große Zuneigung bewiesen hatte, auch dafür nicht unbelohnt geblieben war. Er war schon spät, wie sie unser Schiff erreichten; ihr Aufenthalt an Bord währte daher auch nur einige Stunden. Der alte Priester erhielt indeß Erlaubniß bei uns zu bleiben, bis wir ihn auf einer benachbarten Insel ans Land setzen würden.

Am andern Tage hatten wir die Küste noch im Gesicht. Gegen Abend geriethen wir unversmuthet in einen starken Strom, der uns gerade auf die Küste zuführte, und uns besorgte machte, daß wir auf Klippen gerathen und scheitern würden. Mitten unter der Bestürzung, worein hierbei jederman gerathen war, ersah der alte Priester seine Gelegenheit, ergriff ein Stück Seidenzeug, welches in der Kajüte lag, sprang damit über Bord und erreichte mit seiner Beute das Land.

Unser Unwille über diesen schlechten Streich eines Freundes verwandelte sich am folgenden Tage in die angenehmste Bewunderung über die Gerechtigkeit des Königs. Denn da wir fortfuhren, uns in der Nähe der Küste aufzuhalten, erblickten wir plötzlich ein auf uns zu eilendes großes Kanoe, und in demselben den alten König selbst, nebst seinen gewöhnlichen Begleitern, die den diebischen Priester an Hand und Fuß gebunden brachten. Sie überlieferten ihn dem Kapitain, indem sie eine Fürbitte wegen seines Verbrechens einlegten.

Der König hatte ihn bloß auf den Argwohn binden lassen, daß das Stück Seide, welches er bei sich hatte, vielleicht vom Schiffe gestohlen wäre. Eine merkwürdige Probe von unbeschwerter Gerechtigkeitsliebe und Edelmuth, die da verdient, der Vergessenheit entzissen zu werden.

Der Kapitain erwiederte dieses gerechte Verfahren durch eine großmüthige Begnadigung des Missethäters. Er that noch mehr; mit dem wiedergebrachten Stücke Seidenzeug machte er dem Könige ein Geschenk; und dieser fuhr darauf vergnügt zurück nach dem Gestade.

Bald darauf wurden wir von einem heftigen Sturm mit Hagel und Regenschauer überfallen.

Wir hatten daher unglaubliche Mühe, uns vom Lande abzuhalten, und verloren die Resolution aus dem Gesicht.

Der Sturm wüthete vier Tage lang, und beide Schiffe schwebten in der äußersten Gefahr. Die Resolution hatte am meisten gelitten. Erst am fünften Tage konnten wir uns wieder mit ihr vereinigen, und da fanden wir ihren Zustand so gefährlich, daß wir uns glücklich schätzen mußten, noch in der Nähe des Hafens zu seyn, aus dem wir ausgelaufen waren.

Sobald wir denselben mit genauer Noth erreicht hatten, erneuerten unsere alten Bekannten ihre Besuche und brachten uns Schweine, Brodfrucht und andere Landesgüter, ohne Bezahlung dafür zu verlangen. Auch der alte König und sein Gefolge fanden sich gleichfalls wieder ein und äußerten ihre Freude über unsere Zurückkunft.

Diese gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen dauerten fort. Allein am folgenden Abend kam ein großes Kanoe auf uns zu, mit sechzig bewaffneten Kriegersleuten bemannt. Diese hatten wenig oder gar keine Lebensmittel bei sich, und schienen nichts Gutes im Schilde zu führen. Unser Kapitain beorderte daher sogleich jeden an seinen Posten und ließ die Kanonen zum Schuß fertig machen.

Nach etwa einer Stunde ruderten diese Leute weiter, ohne etwas Feindseliges unternommen zu haben. Wir nahmen aber auf einem hohen Berge einen andern zahlreichen Haufen wahr, welcher Steine sammelte, und die ganze Nacht hindurch sahn wir Feuer und Lichter brennen. Dies alles schien uns verdächtig zu seyn.

Unser Argwohn bestätigte sich: denn am folgenden Tage sahn wir abermals eine große Menge von Eingebornen versammelt, welche anfin-

gen von der abschüssigen Seite des Berges Steine herabrollen zu lassen, um unsre Schiffe zu beschädigen. Unser Kapitain befahl daher, mit Kanonen unter sie zu feuern, und in einigen Minuten war der ganze Schwarm verschwunden.

Den Nachmittag kam der König an Bord der Resolution und beschwerte sich bei dem Kapitain Cook, daß wir zwei seiner Leute getödtet hätten, und versicherte dabei, sie hätten nicht die mindeste Absicht uns zu schaden gehabt. Er blieb hierauf einige Stunden am Bord und beschäftigte sich, der Arbeit unserer Waffenschmiede zuzusehen. Beim Abschiede bat er noch, ihm ein Pahahi zu schmieden, das heißt, eine Art von Dolch, etwa zwei Fuß lang, dessen sie sich bei ihren Gefechten in der Nähe bedienen. Man erfüllte seine Bitte, ohne die traurige Folge zu ahnen, welche diese Bereitswilligkeit für uns haben würde.

Von dieser Zeit an wurden die Eingebornen immer unruhiger, und stahlen uns alles weg, was sie erreichen konnten. Wir ließen zuweilen auf sie feuern, allein dies machte sie nur immer wegenger. Einer, der eine Schmiedezange gestohlen hatte, ward von Kapitain Cook und einigen Seesoldaten wieder eingeholt. Aber seine Landsleute, die seine Gefahr sahn, eilten haufenweise herbei, um ihn zu befreien, wodurch er Gelegenheit fand, zu entweichen. Anstatt ihn auszuliefern, fing man an, noch einige Gewaltthatigkeiten an unsern Leuten auszuüben, wodurch diese genöthiget wurden, sich zurück zu ziehen.

Kapitain Cook schickte hierauf eine Gesandtschaft an den König, um ihn von diesem Vorfall zu benachrichtigen und auf die Auslieferung des Verbrechers zu dringen. Allein es gesiel seiner indianischen Majestät diesmal eine

andere Miene anzunehmen; der Gesandte ward sehr übel behandelt, und hatte endlich Ursache, sich Glück zu wünschen, mit einer guten Tracht Schläge davon gekommen zu seyn. Die Eingebornen hatten sich überhaupt gänzlich geändert, und wurden von Tage zu Tage kühner und beschwerlicher. Auch erfuhren wir von einigen Weißpersonen, daß man damit umgehe, einen Angriff auf unsere Schiffe zu thun.

Eines Morgens fanden wir unser großes Boot abgeschnitten, und dieser Vorfall schien die erste haltene Nachricht zu bestätigen. Beide Befehlshaber kamen also am Bord der Resolution zusammen, um sich zu berathschlagen. Alle anwesende Offiziere waren der Meinung, daß man den König greifen, und ihn so lange an Bord behalten müsse, bis das Boot zurückgegeben wäre.

In dieser Absicht ging Kapitain Cook am andern Morgen mit zwanzig Seesoldaten ans Land. Er bemerkte, daß die Kriegsleute unter den Eingebornen ihren kriegerischen Schmuck angelegt hatten, und sich von allen Seiten her versammelten. Auch saub er das Betragen ihrer Oberhäupter gar sehr verändert. Allein er kehrte sich daran nicht sondern ging, nebst dem Lieutenant Philips, einem Unteroffizier und zehn Gemeinen, gerade nach des Königs Wohnung.

Sie fanden ihn, nebst zwölf Oberhäuptern, auf der Erde sitzen; aber alle standen in großer Bestürzung auf, wie der Kapitain mit seinen Leuten hineintrat. Dieser wandte sich sehr freundlich an den König, versicherte, daß man ihm und seinen Leuten nichts zu Leide thun wollte, und daß man bloß um die Zurückgabe des gestohlenen Boots, und um die Bestrafung derer wäre, welche sich der größten Beleidigungen gegen sie schuldig gemacht hätten. Er ersuchte hierauf den König, daß er so lange mit an

Bord kommen möchte, bis seine Befehle hierüber vollzogen wären.

Dieser bezeugte seine Bereitwilligkeit, den Dieb auffuchen und bestrafen zu lassen, aber auch zugleich seine Abgeneigtheit, sich selbst Leuten anzuvertrauen, die so ungewöhnliche Grausamkeit gegen sein Volk ausgeübt hätten.

Man antwortete: das ungestüme Betragen seiner Leute und ihre wiederholten Räubereien hätten eine ungewöhnliche Strenge nöthig gemacht; und man würde mit eben so großer Schärfe jede Beleidigung ahnden, deren sich das Schiffsvolk gegen den geringsten seiner Unterthanen erlaubte. Man bäte ihn, nur Vertrauen zu uns zu haben, und unser Schiff auf eine Zeitlang zu seiner Wohnung zu wählen, um durch seine Gegenwart die stündlichen Räubereien seiner Leute zu verhindern.

Der König wollte nun wirklich schon in diesen Antrag willigen; allein die Vornehmen, welche anders dachten, suchten sich nach und nach wegzuschleichen, bis die Wache sie daran verhinderte. Innerhalb einer halben Stunde war der König fertig, zu uns an Bord zu gehen; aber unterdeß hatten so viel Wilde sich versammelt, daß die ganze Küste davon wimmelte.

Diese wurden immer ausgelassener, und gingen sogar an, die Wache zu beleidigen. Kapitain Cook gab daher Befehl Platz zu machen, und, wenn sie sich widersehen sollten, darunter zu feuern.

Lieutenant Philips, der die Wache kommandirte, suchte diesen Befehl ins Werk zu richten, und die Eingebornen öffneten hierauf eine lange Gasse, um den König und seine Begleiter durchzulassen. So gelangte man endlich zum Gestade.

Allein kaum waren sie daselbst angekommen, so hörte man ein Geschrei: Tu, ti (so nannten sie unsern Befehlshaber) wolle den König wegführen, um ihn umzubringen! Augenblicklich brachen einige ihrer Krieger durch das Gedränge und fielen die Wache mit Keulen an. Ein altes Weib breitete zu gleicher Zeit ein Tuch zwischen Cook und dem Könige aus, und gab zu verstehen, daß man den letztern nicht dazüber bringen sollte.

Cook kehrte sich hieran nicht, sondern faßte den König bei der Hand, um ihn mit sich fortzureißen. In dem Augenblick wollte einer der wilden Krieger ihm einen Streich versetzen; allein er kam ihm zuvor, und schloß ihn auf der Stelle nieder.

Seine Flinte war zweiläufig, und er war im Begriff, mit dem zweiten Schusse einen andern zu erlegen, als ein Wilder mit aufgehobener Keule hervorsprang, und ihn so natürlich auf den Kopf traf, daß er betäubt zu Boden stürzte. Kaum war er gefallen, so erhielt er mit eben dem Pahahi, welches unsere Waffenschmiede auf des Königes Bitten verfertigt hatten, einen so mächtigen Stoß durch die Schultern, daß die Spitze aus der Brust wieder hervor kam.

Unsere Schiffskanonen und die Seesoldaten, welche in den Booten geblieben waren, gaben zu gleicher Zeit Feuer; allein obgleich das Gemehel unter den Wilden groß war: so behaupteten sie doch den Platz, und schleppten endlich die Leichen der Erschlagenen, als ein Siegeszeichen, mit sich fort. Ausser Cook, dessen Tod eine allgemeine Bestürzung unter uns verursachte, fielen noch ein Korporal und drei Gemeine.

So beschloß der größte Seefahrer, der wohl nie seines Gleichen hatte, sein verdienstvolles Leben,

Dreimal hatte er eine Schaar muthiger Britten glücklich um die Welt geführt, und unsre Erdbeschreibung und Völkerkenntniß mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert: und nun mußte er nach tausend glücklich überwundenen Gefahren seinen muthigen Geist unter der Hand eines Wilden von eben dem Volke ausathmen, welches ihn kurze Zeit vorher vergöttert hatte.

Außer dem Kapitain waren noch vier Mann von den Unsrigen gefallen. Allein die Wuth der Wilden schien den Kapitain allein zum Gegensstande gehabt zu haben. Denn, sobald sie seinen Leichnam in Sicherheit gebracht hatten, entflohen sie, ohne sich um die übrigen erschlagenen Engländer weiter zu bekümmern.

Unsere Lage war jetzt äußerst mißlich. Die Resolution lag noch immer ohne Mast und sehr haufällig vor Anker. Die Wilden brauchten nur Mittel zu finden, unsere Ankertaue abzuschneiden, so wurden die Schiffe auf den Strand getrieben, und wir waren ohne Rettung verloren.

Um diesem Unglück vorzubeugen, mußte unsere Haupt Sorge auf eine baldige Ausbesserung der Schiffe gerichtet werden, und dazu wurde erfordert, daß wir — es koste nun auch was es wollte — festen Fuß auf dem Lande zu fassen suchen mußten. Hierzu durfte keine Zeit versäumt werden.

Wir zogen daher alle unsere Macht zusammen, versahen uns mit Waffen, und wagten einen kühnen Versuch, unser Vorhaben auszuführen. Wir landeten unter Bedeckung unserer Kanonen, marchierten mit aufgepflanzten Bajonetten weiter, und besetzten den Begräbnißplatz, der auf einer ansehnlichen Höhe stand, und uns dadurch großen Vortheil über die Wilden verschaffte.

Diese wagten gleichwol verschiedene Anfälle auf uns, um uns von diesem Plage zu vertreiben: allein, sie wurden jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen. Es wurden ihrer dabei mehr als dreißig erschossen: wir hingegen verloren keinen einzigen Mann, ungeachtet einige von uns durch ihre Schleudersteine verwundet wurden.

Gern hätten wir den Leichnam unsers geliebten Anführers gehabt, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Es wurde daher eine Partei mit einer weißen Friedensfahne abgesandt, um sich denselben auszubitten. Diese stieß auf einen Mann von Ansehn, der ihr mit einem großen Trupp entgegen kam. Man sagte ihm unser Anliegen, allein, er gab zur Antwort:

„Ihre Krieger wären so eben hinter dem Berge beschäftigt, die Getödteten zu zerschneiden, um sie zu verzehren, wenn indeß Tatee (so nannten sie den Kapitain Clarke) zu ihnen kommen wollte, so würden sie ihm den noch unverzehrten Theil des Kapitain Tutee (so nannten sie unsern Cook) überliefern.“

Die geringe Zahl unserer Leute in Vergleichung mit ihrer Menge, und die Besorgniß einer verrätherischen Absicht bewogen unsern Anführer, diese Einladung auszuschlagen.

Nicht lange nachher kamen verschiedne Anführer der Wilden zum Vorschein, deren einer unsers getödteten Kapitains Hirschmaer trug, den er drohend über den Kopf schwang. Andere zeigten gleichfalls ihre von den Erschlagenen gemachte Beute. Der eine hatte eine Jacke, der andere ein Hemdd, der dritte ein Paar Schifferhosen angezogen, und alle schienen uns mit ihren Siegeszeichen Hohn zu sprechen. Klugheit und Menschenliebe bewogen uns, diesen

Troß nicht zu achten, sondern uns lediglich in den Schranken der Vertheidigung zu halten.

Gegen Abend sahen wir von den Schiffen in einer ziemlichen Entfernung ein Kanoe mit acht oder neun Indianern, welche auf uns zu ruderten. Wie sie näher kamen, bemerkten wir, daß einer von ihnen den Hut unsers ermordeten Anführers trug. Dieser schien uns zu drohen, indem er allerlei wunderbare Gebärden machte: allein, es zeigte sich nachher, daß wir seine Pantomime unrecht verstanden hatten.

Es ward eine Kanone auf ihn abgefeuert, wodurch er eine Wunde an der Lende bekam. Demungeachtet ruderte das Kanoe dicht ans Schiff, und alle darin befindliche Indianer riefen mit lauter Stimme: Tutee! Tutee! Jesdemann war neugierig zu wissen, was sie damit sagen wollten; sie wurden also an Bord gelassen.

Hier überreichte der Verwundete ein Stück Fleisch, sorgfältig in ein Tuch gewickelt, und er versicherte uns, es sey ein Stück aus dem dicken Bein unsers Anführers. Er habe es sehen abschneiden; glaube aber, daß das Uebrige schon verzehrt wäre.

Wir ließen ihn hierauf nach dem Schiffszwundarzt bringen, seine Wunde zu verbinden, und fuhren unterdeß fort, uns sorgfältig nach den übrigen Theilen des Kapitäns zu erkundigen. Allein, er blieb bei seiner ersten Aussage. Sobald seine Wunde verbunden war, setzten wir ihn, nebst seinen Gefährten, wieder in Freiheit.

Das Fleisch unsers getödteten Kapitäns ward in eine Kiste gethan und mit vieler Feierlichkeit in die Tiefe des Meers gelassen.

Einige Tage hernach wurden beide Schiffe näher an die Küste gebracht, um die Boote zu decken, welche frisches Wasser einholen sollten.

Bei diesem Geschäft ließen die Einwohner haufenweise zusammen, und ließen eine schwarze Fahne wehen, die wir für ein Kriegeszeichen hielten. Es wurden daher einige Kanonen abgefeuert, um sie zu zerstreuen, wodurch des Königs zweiter Sohn sein Leben und eine arme alte Frau einen Arm verlor. Dies machte auf die Einwohner einen solchen Eindruck, daß wir diesen und den folgenden Tag unsere Geschäfte ungehindert treiben konnten.

Allein nach einigen Tagen fingen die Unruhen von neuem an. Steine, deren einige ein Pfund schwer waren, flogen von allen Seiten her, wie ein Hagel, auf unsere Matrosen, welche abermals Wasser einnahmen. Einige dieser Steine schienen von einer unsichtbaren Hand zu kommen; allein man bemerkte zuletzt, daß sie von einer nahen Höhle geworfen wurden. Man merkte sich diesen Burschen, und kehrte ohne Rache auszuüben nach den Schiffen zurück.

Hier wurde Rath gehalten, und Jedermann war nunmehr der Meinung, daß es zu unserer eigenen Sicherheit jetzt, schlechterdings nöthig wäre, Feuer und Schwert zu brauchen, um diesen unbändigen Leuten friedfertige Gesinnungen einzulößen. Gesagt, gethan. Am folgenden Tage wurden alle, welche Waffen tragen konnten, Seesoldaten, Matrosen und Handwerker, gemustert. Ein Theil derselben wurde bei die Kanonen auf den Schiffen kommandirt, die übrigen alle stiegen in die Boote und fuhren mit brennenden Linten ans Land.

Nicht lange, so stand der nächste Wohnplatz der Wilden in lichten Flammen. Die Eingeborenen wurden mit äußerster Wuth zurückgetrieben, und da man denselben unter ihnen bemerkte, der aus der Höhle mit Steinen geworfen hatte, so wurde er mit drei Musketerschüssen und einigen Bajonettenstichen getödtet, Vora

her aber verwundete er noch einen unserer Leute mit einem Steinwurf.

Nachdem dies Strafgericht vollzogen war, kehrten wir gegen Abend zu den Schiffen zurück.

Ich übergehe einige unbedeutende Vorfälle, um nur noch folgendes hinzuzufügen. Zwei Tage hernach kam ein Anführer, den wir noch nie gesehen hatten, von mehr als dreihundert Indiern begleitet, singend und tanzend ans Ufer. Er selbst trug eine weiße Fahne, die Uebrigen hatten grüne Zweige in den Händen.

Da man diese Friedenszeichen durch eine weiße Flagge von unserm Mast beantwortet hatte, so kam der Anführer mit drei andern Bornehmern an Bord, und brachte Kokosnüsse, nebst andern Früchten zum Geschenk, wofür er aber nichts wieder annehmen wollte. Zum Beweise seiner Unterwerfung versprach er, die Gebeine unsers getödteten Anführers zu sammeln und zu unsers Kapitäns Füßen zu legen.

Er hielt Wort; denn da er am folgenden Tage mit einem noch zahlreichern Gefolge zurückkam, brachte er nicht nur einige Schweine zum Geschenk, sondern auch die versprochenen Gebeine des Kapitäns mit. Nur die Füße und der Rückgrat fehlten, die er nächstens mitzubringen versprach.

Auch dies Versprechen ward erfüllt. Man legte hierauf diese sämtlichen Ueberbleibsel unsers großen und geliebten Anführers in einen Kasten, und senkte sie unter dreifacher Abfeuerung unsers Geschüßes ins Meer.

Die Ausbesserungen unserer Schiffe waren jetzt vollendet; wir lichteten die Anker, und ein günstiger Wind führte uns von dannen.

Aus dem von Forstern übersehten Tagebuche der letzten Cookschen Entdeckungsbreise.

E.

## Frin und Amin.

In jenen glücklichen Gefilden, wo Jünglinge und Mädchen, geleitet von der sanften Hand der Unschuld und der Zufriedenheit, Tage des Entzückens dahin lebten; wo, unbekannt mit dem Laster, alle eine glückliche Familie, alle Bruder und Freund sich waren: in diesen seltsamen Fluren lebte Frin.

Achtzigmal hatte schon der Erdball neues Leben empfangen, seit er gebohren war, und Erfahrung hatte seine Weisheit zur Vollkommenheit gebracht, wie die wohlthätige Sonne die süßen Früchte zur Reife bringt. Er war der Rath und Lehrer der ganzen Gegend, und seine Reden waren unverbrüchliche Gesetze.

Schwach war nunmehr sein Arm, seine Knie begannen zu wanken, und jeder Hirt, und jedes Mädchen, wenn sie ihn erblickten, flüsternten sich mit frommen Schmerze zu: bald wird Frin nicht mehr seyn, und eine Thräne zitterte in ihren Augen.

Aber er blühte von neuem in einem Sohne. Amin war die Hoffnung und Freude von ganz Arkadien.

Erst sechszehn Frühlinge hatten den Jüngling angelächelt, aber Edelmuth sprach schon jede seiner Mienen. Schon war sein Anblick, und seine Gestalt ragte hoch empor über alle Gespielen seines Alters, wie eine Lilie über die andern Kindern des Blumenbeets emporsteigt. Wohlthätigkeit war die Seele seiner Handlungen.

Oft sandte ihn sein Vater, mit Früchten oder Getraide, oder mit fetten Schafen, oder melkenden Ziegen, dem reichen Segen der Heerde, zu den Dürftigen; denn die Vorsicht gab ihnen, sprach der Greis, ein Recht auf meinen Ubers

Auß; und dies war das liebste Geschäft des Jünglings.

Einst kam er von einer solchen Reise ermüdet zurück, als schon die blasse Königin der Nacht in stiller Majestät den Horizont beherrschte, und trat mit eiligem Schritt unter das väterliche Dach. Freudig umarmt er den guten Greis, wie die zarte Rebe sich um den Ulmbaum schlingt.

„Sey mir gesegnet, mein Sohn! Lange harrete ich dein; warum vermeiltest du so lange?“ So sprach Irin, und Umi antwortete:

Als ich mein fröhliches Geschäft verrichtet, und durch deine Gaben das Lächeln der Zufriedenheit über eine Familie verbreitet hatte, gieng ich mit diesem süßen Bewußtseyn zurück, und setzte mich ermüdet an den Fuß jenes Berges, der, nicht weit von uns, sein graues Haupt in den Wolken verhüllt.

Entückt von dem harmonischen Wettgesange der Bewohner des Waldes, von der sanften Kraft der untersinkenden Sonne, die die Wolken in Westen überpurpurte, an dem Ufer eines süßlallenden Bachs, saß ich lange, und lobte die Vorsicht und dich, mein Vater, bis der Schlaf den Balsamsittig über mich verbreitete.

Hier stieg ein Traum vor meiner Stirn auf, dunkel und unerklärbar.

Ich sah in einer weiten Ebene ein unermeßliches Gebäude sich erheben. Stolz schien es bis an die Sterne zu reichen; Säulen von köstlichem Marmor unterstützten es, und Gold und Edelsteine schienen von allen Seiten die Sonne nachahmen zu wollen.

Bald wünschte ich den kostbaren Bau näher zu betrachten, und mit besflügelten Schritten trat ich den Weg an; aber bald ward mein Fuß durch

feindliche Dornen verwundet, und die rauhe Bahn gieng durch zuvor ungesehene Klippen, an deren beiden Seiten schauervolle Abgründe drohten, eng und beschwerdenvoll.

Schon ergriff Angst meine Seele, als ich, je weiter ich kam, die Bahn je weniger rauh fand.

Nun war der Weg zurückgelegt, als ich plötzlich, vor dem Pallaste, ein kleines unansehnliches Gebäude erblickte.

Schon wollte ich bei diesem vorübergehn, als mir eine Stimme rief: nur durch diesen Weg, o Erdensohn, kannst du an den gewünschten Ort gelangen!

Ein heiliger Schauer bebte bei diesen Worten durch meine Seele, der süße Schlaf floh meine Augenlieder, und ich eilte zu dir.

Lächelnd antwortete der weise Greis: „ein guter Gott hat den Traum vor deine Stirn geführt. Laß ihn, wenn ich einst nicht mehr bin, denn, bald wird man mich zu meinen Vätern versammeln, wie zu der vorigen Erndte die Früchte der neuen, laß ihn dann die Richtschnur deines Lebens seyn.

Der Pallast, den du gesehen hast, ist der Tempel der Ehre, das kleine Gebäude, der Tempel der Tugend. Rauh und mühsam ist Anfangs zu beiden die Bahn, aber es ist kein Eingang zum Tempel der Ehre, als bloß durch den Tempel der Tugend.

Kurze.

---

Erndte:

## Erndtelied,

den 2ten August 1782.

Schon wieder ist sie offen,  
Des großen Vaters Segenshand;  
Er sah das Harn und Hoffen,  
Sah unsern Blick ihm zugewandt;

Mit Vater Wohlgefallen  
Sah er uns unsern Samen streun,  
Voll Zuversicht uns wallen,  
Und gab uns seinen Sonnenschein;

Und gab uns milden Regen  
Aus düst'rer Wetterwolken Nacht  
Und wandelte zum Segen  
Was bange Fluren zittern macht.

Hier stehen unsere Halme  
Und neigen segenschwer das Haupt;  
Und wir, wir singen Psalme  
Dem, der dem Hagel nicht erlaubt,

Dem, der's verbot den Wettern  
Mit ihrem furchtbaren Flammenstrahl,  
Die Aehren zu zerschmettern;  
Wir preisen ihn beim Schnittermahl.

Wir gehn dahin und schwingen  
Den Arm voll Muth, den Arm voll Kraft;  
Wir gehn dahin und singen  
Dem, der das Mark der Aehren schafft.

Hört unsere Sicheln klingen,  
Ihr Städte, hört den süßen Klang!  
Hört unsere Schnitter singen,  
Fallt ein in ihren Lustgesang!

Kinderbibliothek. 5 Th.

Lobset mit uns allen  
Aus sorgenfreier heit'rer Brust!  
Laßt weit die Flur erschallen  
Von froher, lauter Erntelust!

Karoline Rudolphi.

### Diogenes und Bakhides.

(Ersterer erzählt.)

Da ich neulich auf einem meiner irrenden Spaziergänge in das Gehölz gerieth, welches sich nicht weit von Neptuns Tempel längst dem Ufer hinzieht, und wie ihr wißt, den Nereiden geheiligt ist: erblickte ich in dieser wilden Gegend einen Mann von ungefähr dreißig Jahren, übel gekleidet, ungekämmt, hager, blaß hohläugicht, kurz mit allen Merkmalen des Kummers und Elends, unter einen Baum hingeworfen.

Er war im Begriff, von einer Handvoll Wurzeln, die er eben ausgerauft hatte, und etlichen Stückchen im Wasser geweichter Zwiebeln seine Abendmahlzeit zu halten. Ich glaubte den Mann zu kennen, und da ich näher kam, sah ich mit einigem Erstaunen, daß es Bakhides von Athen war, dem kurz zuvor, ehe ich die Stadt zum letztenmal verließ, ein Vermögen von wenigstens achthundert attischen Talenten von einem alten reichen Vater, dessen einziger Sohn zu seyn er das Glück hatte, erblich zugefallen war.

Wie treff' ich hier den glücklichen Bakhides an? und so allein, bei einer so frugalen Mahlzeit? — sagte ich.

— Glücklich! Ach, rief er seufzend, diese Zeit ist vorbei Diogenes; denn du bist es, wenn mich anders meine Augen nicht täuschen. —

Ich wünsche, daß sie dich nie mehr getäuscht haben mögen, versetzte ich.

— Du kommst sehr gelegen; ich wollte dich auffuchen; denn ich komme von Athen, mich in deine Schule zu begeben. —

So hast du eine vergebliche Reise gemacht; denn ich habe keine Schule.

— Ich werde also dein erster Schüler seyn. Ich will von dir lernen, wie du es machst, um in diesem dürftigen Zustande, worin du schon so viele Jahre lebest, glücklich zu seyn. —

Und wozu wolltest du diese Wissenschaft nützen? —

Wozu? — Ich dünkte, mein bloßer Anblick sollte diese Frage beantworten. —

Ich sehe wohl, daß einige Veränderung in deinen Umständen vorgegangen seyn muß. —

— Eine sehr große, eine sehr große! Du kanntest mich noch, da ich Häuser, Landgüter, Bergwerke, Fabriken, Schiffe, kurz, genug hatte, um mich von dem größten Theil meiner Mitbürger beneidet zu sehen. — —

Ohne Zweifel hattest du auch Statuen, Gemälde, persische Tapeten, goldne Trinkgefäße, schöne Sklaven, Tänzerinnen, Pantominen —

— Das hatte ich alles, und besser als jemand zu Athen — —

Ich bedaur' es —

— Ich finde nichts dabei zu bedauern, als daß ich es nicht mehr habe. —

Beides. Aber durch was für Unglücksfälle —

— Ich will dir die Wahrheit gestehen, Dios genes, — Keine Unglücksfälle, — Pracht, Aufwand, Feste, Gastmähler, haben mein Vermögen

aufgezehret. Zehn glückliche Jahre, — wie kann ich ohne Verzweiflung an das denken, was ich jetzt bin! — zehn glückliche Jahre brachte ich ununterbrochen mit Romus und Bacchus und mit allen Göttern der Freude zu. —

Und diese freundlichen Götter halfen dir in zehn Jahren ein Vermögen von achthundert Talenten verschlingen?

— Wenn es noch einmal so viel gewesen wäre, ich würde mit ihnen Mittel gefunden haben, es gegen Freude und Ausschweifungen zu vertauschen. Ich gestehe es, ich war ein unbesonnener Mensch; ich dachte nicht an die Zukunft. —

Und jetzt, da du gezwungen bist, an sie zu gedenken, was sind deine Anschläge? — Ich habe keine, Diogenes, ich weiß mir nicht zu helfen. —

Du wirfst dir doch mit so vielem ausgemorsenen Gelde, so vielen Festen und Gastmälern, Freunde gemacht haben?

— Freunde so viel du willst, — aber seitdem ich nichts dergleichen mehr zu geben habe, kennt mich niemand mehr. — —

Das hättest du in der Akademie — oder weil du vermuthlich kein Liebhaber von graubärtiger Gesellschaft warst, von zwanzig ehemaligen Glücklichen, welche sich bei dir eingefunden haben werden, lernen können, ohne es auf die Erfahrung ankommen zu lassen. — Doch ich will die Vorwürfe, die dir dir vermuthlich selbst machst, nicht durch die meinigen vermehren. Die Frage ist, was wir nun anfangen? Du würdest doch zufrieden seyn, wenn dir irgend eine wohlthätige Gottheit dein verlorenes Vermögen wieder gäbe?

— Welch eine Frage! — zum Unglück kenn' ich kein so freigebiges Wesen. —

Du irrst, Bakhides; der Fleiß ist dieser häßliche reiche Gott; Arbeit und Mäßigkeit sind ergiebige und unerschöpfliche Goldgruben, in denen der ärmste Sohn der Erde graben darf, so viel er will.

— Aber ich mag nicht graben, mein guter Diogenes: und wenn ich wollte, so kann ich nicht; alle Arten von Arbeit wollen gelernt seyn, und ich — ich habe nichts gelernt. —

Ich will zugeben, daß du keine Kunst verstehst, die dich nähren könnte; aber du hast Verstand, du kannst reden; — widme dich der Republik; bewirb dich um das Vertrauen der Athener.

— Du scherzest gar zu bitter, Diogenes. — Wie wollte ich die Athener überreden können, ihre Sicherheit, ihre Wohlfahrt, ihre gemeinen Einkünfte einem Menschen anzuvertrauen, der sein eigen Erbgut nicht zu erhalten gewußt hat? — —

Es dürfte schwer halten — —

Zudem muß man eine Menge Dinge wissen, um die ich mich nie bekümmert habe, wenn man den Staatsmann machen will. — —

In deinen Umständen wenigstens; ohne Vermögen ist freilich ordentlicher Weise kein ander Mittel, sich empor zu schwingen, als Verdienste. — Wir wollen diesen Vorschlag aufgeben. — Aber du kannst ja Kriegsdienste nehmen? —

— Als Gemeiner? — Lieber wollt' ich mich auf eine Ruderbank vermietten; als Offizier? — dazu gehört Geld, oder Unterstützung, oder persönliches Verdienst. — —

Diogenes.

Nun, dann gestehe ich dir, daß ich am Ende meiner Anschläge bin. —

Bakhides.

Du hast das alles nicht vonnöthen, wenn du mich lehren willst, wie du es machst, um in

eben so dürftigen Umständen, als die meinigen, so glücklich zu seyn, wie du es wenigstens zu seyn scheinst.

Diogenes.

Ich bin es in der That, Baches; aber laß sie sagen, daß du irrest, wenn du mich in dürftigen Umständen glaubst. Hierinn betrügt dich der Schein. Ich bin reich, — reicher, denke ich, als der König von Persien, — denn ich bedarf so wenig, daß ich das, was ich bedarf, allenthalben finde, und ich werde nicht gewahr, daß mir etwas mangle. Diese Begnügbarkeit erhält mich so gesund und stark, wie du mich siehest. Oft reiß ich, aus Mitleiden, oder um mir Bewegung zu geben, dem schwitzenden Sklaven, die Mühle aus der Hand, und mahle für ihn. —

Bachides.

Sonderbarer Mann! — —

Diogenes.

Du glaubst nicht, Baches, wie viel darauf ankommt, daß das Instrument, worauf unsere Seele spielen soll, wohl gestimmt sey. Gesund am Leibe, gesund am Gemüthe, gesund im Kopfe — ohne Leidenschaften, ohne Anhänglichkeit an Dingen, die an sich selbst keinen Werth haben, die uns der Zufall rauben kann, sollst ich nicht glücklich seyn? Ist nicht die ganze Natur mein, in so fern ich sie genieße! Welch eine Quelle von Genuß liegt nur allein im sympathetischen Gefühle! — Ich besorge, du kennst diese Quelle nicht, Baches! — und zu alle dem hab' ich einen Freund.

Bachides.

Indessen lebst du doch von Bohnen und Wurzeln, bist in Sacktuch gekleidet, und wohnst, wie man sagt, in einem Fasse. —

## Diogenes.

Wenn du mir Gesellschaft leisten willst, so werden wir in meinem Sommerhause wohnen; es liegt nicht weit von hier am Ufer, und hat die prächtigste Aussicht von der Welt; — denn für unser zwei ist meine Sonne zu enge. — Es ist zwar in der That nur eine Art von Höhle, von der Natur selbst ausgegraben; aber ich habe alle nöthige Bequemlichkeit darin; dürre Baumblätter zum Lager, und einen breiten platten Stein zum Tische.

## Bachides.

Ich nehme dein Anerbieten an, in der Hoffnung, daß du großmüthig genug seyn werdest, einem Unglücklichen das Geheimniß nicht zu versagen, das du besitzen mußt, um dir einbildesten zu können, daß du reich und glücklich seyst.

## Diogenes.

Du sprichst so, als ob du dir einbildest, ich trane Amulette oder magische Charaktere bei mir, welche diese Kraft hätten. Um dir nicht zu schmeicheln, Bachides, mein Geheimniß ist das einfältigste Ding von der Welt, aber es läßt sich so leicht nicht mittheilen. Meine Grundsätze lassen sich lehren, aber um ihre Wahrheit zu fühlen, wie ich sie fühle, und so glücklich durch sie zu seyn, wie ich, muß die Natur uns eine gewisse Anlage gegeben haben, — die du vielleicht nicht hast. — Doch machen wir immer eine kleine Probe! Gefällt es dir bei mir; gut! wo nicht, so wird uns der Zufall vielleicht einen andern Ausweg zeigen.

Die erste Nacht, die mein Gast und Schüler in meiner Grotte zubrachte, konnte er keinen Schlaf finden. Man merkte wohl, daß der Mensch auf weichem Polster und Schwanensfedern zu liegen gewohnt war. —

Eine Nachtigal sang zum Entzücken nicht weit von unsrer Höhle. Höre, sagte ich, die freundliche Sängerin, welch ein schönes Schlaf-Lied sie uns singt! — Er hörte nichts, oder er fühlte doch nichts bei dem, was er hörte.

Des folgenden Morgens nahmen wir ein leichtes Frühstück von Brombeern, die wir im Gebüsch pflückten; ich gab ihm ein wenig Brod aus meiner Tasche dazu. Er fand mein Frühstück in der That sehr leicht, und dachte mit Seufzen an die Mahlzeiten seines glücklichen Zustandes, und an die wenige Wahrscheinlichkeit, auf den Abend eine bessere zu finden, als sein Frühstück war.

Ich fieng an, mit ihm zu philosophiren; ich bewies ihm, daß ein Mensch in allen Umständen den der glücklichste von der Welt seyn könne, sobald er wolle. Er schien mir aufmerksam zuzuhören, er fand meine Gründe unwidersprechlich, aber sie überzeugten ihn nicht.

Unter diesen Gesprächen kamen wir wieder bis ins Gebüsch, worin er sich verlor, ohne daß meine Augen ihn je wieder gesehen haben.

Der arme Mann! Er wünschte des Segens zu genießen, den die Weisheit mit sich führt, und hatte doch nicht das Herz, sich von ihr leiten zu lassen. Der arme, bedauernwürdige Mann!

Wieland.

---

Die untergehende Sonne,  
an Elisen.

Sie flieht, Elise! ach, nicht unser Sehnen,  
Nicht unser Flehn hält sie zurück;  
Sie wandelt, zu erleuchten ferne Scenen,  
Und gibt uns ihren Abschiedsblick.

Sie flieht, und es erlischt ihr letzter Schim-  
mer,  
Ihr rosigtes Gewand erbleicht,  
Sieh, wie ihr letztes Flämmchen tiefer immer  
Den Wald hinunter steigt. — — —

D bleib, bleib noch, du Holde, Treue,  
Daß mich noch leze nur Ein Strahl,  
Daß ich mich nur noch Eines Lächelns freue,  
Noch trinke deines Lichts einmal!

Sie ist dahin, mit aller Lebensfülle,  
Mit aller Schöpferkraft dahin;  
Und rund um wird es tiefe, tiefe Stille,  
Und alle Jubeltön' entfliehn.

D kehrest du uns nimmer, nimmer wieder,  
Wärst du auf ewig uns entflohn: —  
Weh uns! Was priesen unsre Lieder?  
Wem tönte unser Jubeltön?

Doch Heil, Heil deinem Lauf, der Mittlos-  
nen,  
Zu segnen, zu beglücken eilt,  
Von Pol zu Pol, bis zu den fernsten Zonen  
Dein mildes Segenslicht vertheilt!

Steig denn in Frieden zu den fernen Brüdern  
Hnab mit deinem Segensblick,  
Und sey begrüßt von ihren Freudenliebfern;  
Nur kehre uns morgen treu zurück,

Und lächle auch uns mit deinem Glanz und  
Segen,  
Mit deinem Freudenangeficht;  
Wir gehn lobsingend dir entgegen,  
Und laden uns an deinem Licht.

Karoline Rudolphi.

## Der Affe und Bär.

Ein Aff und Bär, zwei nahe Vettern,  
Gleich groß, gleich näschig und gleich alt,  
Auch gleich geschickt im kühnen Klettern,  
Durchstrichen eifrig Feld und Wald,  
Um ihrer Magen Zorn zu stillen.

Der Bär ging langsam, traurig, krumm,  
Als wie ein Schuldner, und fing Grillen!  
Der Affe sah sich munter um;  
Der Hunger macht ihm leichte Glieder;  
Ein Luftsprung kostet ihm nicht viel.  
Jetzt hiebt er auf, jetzt vor sich nieder,  
Ein Affe lebt und stirbt im Spiel.

Was nützen diese Fleischergänge? !  
Rief hier der Affe mit Verdruß:  
Wenn ich auf einen Baum mich schwänge,  
Darauf sich alles zeigen muß:  
So dürsten wir nicht länger suchen.  
Sofort bemerkte er einen Baum,  
Die Königin der hohen Buchen;  
Er kroch hinauf, man sah ihn kaum.

Drauf setzt er sich, beroch das Wetter,  
Sucht endlich nieder in den Wald,  
O Vetter, schrie er, lieber Vetter,  
Du bist ja wie ein Zwerg gestalt!  
Was ist dir immer wiederfahren?  
Du bist kaum einer Erbse groß,  
Da wir sonst gleicher Länge waren.

O Vetterchen, dich hör ich bloß,  
Antwortete der Bär erbittert;  
Und nun ward das Gezänke scharf,  
Bis, da sie endlich ausgemittelt,  
Der Affe sich herunter warf.

Wie nun? rief Pegg, so bald er unten;  
 Warst du denn oben? Und du unten?  
 Sie sahen sich verwundernd an.  
 Du bist ein Bär: Und du ein Affe,  
 Hiel Aff' und Bär einander ein;  
 Hier ist nichts, das uns Nutzen schaffe,  
 Die Buche muß bezaubert seyn.

\* \* \*

Wenn du einmal an Ehren steigst,  
 Und deinen Freunden und Verwandten,  
 Die dich als ihres Gleichen kannten,  
 Ein fremd und stolzes Auge zeigt:  
 So geh in dich, und untersuche  
 Der Fabel Sinn, er weist' auf dich,  
 Drum, glaube mir nur sicherlich,  
 Du bist das Aeffchen auf der Buche.

Lichtwer.

### Die Laster und die Strafe.

**D**ie Kinder des verworffnen Drachen,  
 Die Laster, reisten über Land,  
 Um anderswo ihr Glück zu machen,  
 Weil sich zu Hause Mangel fand.

Das Gras erstarb, wo sie gegangen,  
 Der Wald ward kahl, die Felder wild,  
 Die Straße ward mit Molch und Schlangen,  
 Die Luft mit Eulen angefüllt.

Jetzt sahn sie ungefähr zurücke,  
 Es folgte jemand nach, und wer?  
 Die Strafe hinkte mit der Krücke  
 Ganz langsam hinter ihnen her.

Du holst uns diesmal, rief der Haufen,  
Gewiß nicht ein. Doch diese sprach:  
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,  
Ich komm' oft spät, doch richtig nach.

Lichtwer.

### Der Wandersmann und die Sonnen-uhr.

Bei einer Sonnen-uhr blieb einst ein Wans  
drer stehn,  
Die Morgen-sonne schien; die Uhr wies auf halb  
achte.  
Der Mann sprach: es ist früh, ich will bis  
Mittags gehn;  
Indem er sich darauf bedachte,  
So kam ein dickes Wolkenheer;  
Die Sonne ward verhüllt. Der Wandersmann  
sah wieder  
Nach seiner Sonnen-uhr, und rieb die Augens-  
lieder:  
Die Uhr wies keine Stunde mehr.

O, sprach er, falsches Ding, das an das Stück  
sich bindet!  
Hinweg mit einem solchen Freund,  
Der mir so lange dient, als mir die Sonne  
scheint,  
Und wenn sie nicht mehr scheint, verschwindet!  
Lichtwer.

### Zuruf an die Jugend.

O Jugend, Jugend, schone des Gefühls  
Für alles, was da gut und edel ist!

Erhalt die schöne Blut im Herzen rein,  
 Und zittere, wann das blaue Flämchen wankt!  
 Es wankt vor jedem Hauche, ders nicht facht.  
 So lang es hell im Herzen lobert, wärmt  
 Es durch und durch den ganzen Menschen, glüht  
 In edlen Worten und in edler That.  
 Wallt mit dem Lebensblut ins Antlitz auf,  
 Und strahlt, wie Mondschein aus dem Blick.  
 Der schönen Jungfrau gibt es höhern Reiz,  
 Und kräftiget des Jünglings starken Arm.  
 Wie Jungfrau wachen bei der Westa Heerd,  
 So wacht die edle Schaam bei dieser Blut,  
 In weißem Schleier, mit gesenktem Blick,  
 Und sanft, erröthend vor dem schönen Strahl.  
 Wann diese schlummert, so erlischt das Feuer.  
 Zu glücklich noch, wenn nicht die falsche Schaam  
 Der wahren Stelle nimmt, die Asche schürt,  
 Und wilde Flammen in dem Herzen nährt.  
 Ach! die erlöschen nicht so leicht. Es facht  
 Von außen jeder Wind der Welt sie an;  
 Sie nährt das Vorurtheil der losen Zeit,  
 Die höhnelnd ihren Gift in Lächeln hält.

Fr. Leop. Graf zu Stolberg.

### S a d i,

eine Geschichte für junge Prinzen.

**S**adi, ein gütiger König, reisete einst ver-  
 kleidet in seinen Staaten herum, um seine glück-  
 lichen Unterthanen in dem Genuße ihrer Freude  
 zu belauschen. Man hatte ihm nämlich gesagt,  
 daß alle seine Unterthanen durch ihn die glück-  
 lichsten Menschen geworden wären.

In einer von dem Hofe nicht sehr entfernten  
 Stadt erblickte er unter einem Haufen gefesselter  
 Sklaven eine Frau, deren sanfte und traurige

Miene ihn rührte. Sie war an einen mit Steinen beladenen Karren gespannt, und hielt eben von ihrer Last entkräftet, ein wenig stille.

„Ulmächtiger, rief sie; ende dies Elend!“ und sank halb ohnmächtig nieder.

„Hurtig, faule Madam!“ erscholl ein Donnerton aus der Kehle eines Zuchtmeisters, der seine Knotenpeitsche fürchterlich über das zitternde Weib schwang.

Halt! rief Sadi, und reichte ein Goldstück hin; ich will mit der Unglücklichen reden. — Was habt ihr verbrochen, arme Frau?

„Ach! erwiderte sie, giebt es noch Menschen, die mein Jammer rührt? — Die Geschichte unsers Elends, edler Fremdling, ist kurz. Wir verarmten, mein Mann und ich, durch Betrüger und Unglück, und konnten den Kopfschlag nicht länger bezahlen. Schon schliefen wir mit vier Kindern auf der Erde. Nur ein Teppich war übrig, auf welchem mein fünftes Kind tödtlich krank darnieder lag: und die Ungeheuer kamen und fanden nichts zu pfänden, und rissen dem Knaben die armselige Decke weg. Mein Mann in seiner Verzweiflung ergriff den Gerichtsdienner und warf ihn zu Boden. Das ist todeswürdig! schrien die Richter, und mein Mann ist zur ewigen Arbeit verdammt.“

Und ihr?

„Ich arbeite für ihn, denn er ist kränklich und schwach, damit man ihm erlaube, neue Kräfte zu sammeln. Er war in Gefahr, unter der Peitsche zu sterben. — Ach! konnte unser reicher König denn meinen Teppich nicht entbehren?“

Tröstet euch, gute Frau! rief Sadi und wandte sich schnell weg; denn er war seiner Verwe-

gung nicht Meister. Ach! seufzte er bei sich selbst, ist das das Glück meiner Unterthanen, wovon man mir so viel vorgelogen hat?

Er eilte zum Statthalter.

„Ich bin ein Kaufmann, gnädiger Herr, und finde hier unter den Sklaven den Verwandten eines meiner Freunde (er nannte den Namen des Sklaven); ist er für Geld loszukaufen?“

Er ist ein Aufrührer, antwortete Mussolim, der eigentlich gespießt zu werden verdiente — aber, wenn ihr mir den Werth der Arbeit seines Lebens bezahlt, so mag es darum seyn. Der Verdienst der Sklaven ist ein Theil meiner Besoldung, und ich kann in meiner Verfassung nichts missen.

Sadi sprach weiter: man sagt aber, daß der König die Strenge nicht liebe.

Auch ich, erwiderte der Statthalter, bin eben kein Freund von Strafen; aber es ist zu weissen ein Beispiel nöthig. Die Einkünfte dieser Stadt sind der königlichen Küche angewiesen; der Küchenmeister, ein Mann von Einfluß, fodert Geld, und wer klug ist, erhält sich Freunde bei Hofe.

Sadi zahlte das Geld, und rief indem er ging: „Und wer ist euer Freund, ihr Verlassenen? — Eure unbemerkten blutigen Thränen habe ich als Leckerbissen verzehrt!“

Sadi ging, und wandte die kräftigsten Mittel an, um zu verhüten, daß die Leckerbissen seiner Tafel nicht mehr mit den blutigen Thränen seiner Unterthanen erkaufte werden durften.

## Diogen.

Als mit der Leuchte Diogen,  
Um einen Menschen auszuspüren,  
Durch alle Gassen von Athen  
Umherzog, stieß ihm an den Thüren  
Des Tempels der Barmherzigkeit,  
Ein Priester auf.

Herr! eine Gabe,  
Rief Diogen, nur einen Deut,  
Daß ich mein schwaches Alter labe!  
„Mein Segen gnüge dir, mein Sohn!“  
Versezt der Pfaff und schleicht davon.

Der Pilger trat vor einen Laden  
Mit Kränzen, Fächern und Pomaden,  
Und sprach zu einem schönen Weib:  
Ihr kauft so viel zum Zeitvertreib,  
Madam, o laßt euch eines Armen,  
Der bald vor Hunger stirbt, erbarmen!

„Mich jammert Alter deine Noth;  
Da, kaufe dir ein Gerstenbrodt!“  
Sie sprach; gab drauf im Augenblicke  
Ein ganzes Duzend Silberstücke  
Für einen Taschenspiegel hin.  
Der Weise kratzt sich in den Haaren  
Und ging.

Der Prinz von Salamin  
Kam eben in die Stadt gefahren;  
Diogenes lief zu ihm hin.  
Er hing sich an den goldnen Wagen;  
„Halt, Sohn der Götter, höre mich!“  
Fort, Schlingel, hieß es, packe dich,  
Sonst laß ich dich zu Tode schlagen!

Ein

Ein Sklave der von ferne stand,  
Sprang auf, und riß mit wilder Hitze  
Den Alten weg, und seine Hand  
Warf ihm zwei Heller in die Mäße.

Ihr Götter, rief der weise Mann,  
Mehr, als ein König geben kann,  
Gab dieser mir! Nun sterb ich gerne!  
Er weint' und löschte die Laterne.

Pfeffel.

### Morgenlied.

Es steht die Nacht,  
Ich bin erwacht  
Und seh den Morgen glühen,  
Nun siegt das Licht,  
Der Nebel bricht,  
Die düstern Schatten fliehen.

Allweit und breit  
Hielt Dunkelheit  
Und Schlaf die Welt umfängen;  
Und sieh! es tagt;  
Die Welt erwacht;  
Es glüht des Himmels Wangen.

O Gott, durch dich  
Erwacht' auch ich,  
Von süßem Labeschlummer;  
Von dir bewacht,  
Entfloh die Nacht  
Ohn allen Harm und Kummer.

Was von dir kommt,  
O Vater, frommt,  
Kinderbibliothek. 5 Th.

M

Ist lauter Lieb' und Segen. —  
 Der Finsterniß  
 Ruffst du: gewiß,  
 Auch Finsterniß ist Segen.

O ich empfand,  
 Wie deine Hand  
 Mich väterlich bedeckte!  
 Und deine Kraft,  
 Die alles schafft,  
 Ist's, die mich wieder weckte.

Ach, lehre mich  
 In allem dich,  
 Du großer Vater, finden!  
 Und, daß du da  
 Und dort mir nah,  
 Das schütze mich vor Sünden.

Karoline Rudolpht.

Fragment eines Gesprächs

über die Frage:

Was ist ein Edelmann?

Allen jungen Edelkenten gewidmet.

Herr v. Saalhaber.

— Zum Henker, was ist denn ein Edelmann?  
 A s m u s.

Es war in einem Lande ein Mann, der sich  
 durch hohen Sinn, durch Rechtschaffenheit, Un-  
 eigennützigkeit und Großmuth über alle seines  
 Gleichen erhob, und um alle seine Nachbarn  
 verdient machte. Dieser Zirkel war aber nur  
 klein, und weiter hin kannte man ihn nicht,  
 so sehr man sein bedurfte. Da kam der Lanz

besherr, der mit der goldnen Krone an seiner Stirn, und nannte diesen Edlen öffentlich seinen Angehörigen, und stempelte ihn vor dem ganzen Lande als einen Mann, bei dem niemand je gefährdet sey, dem sich ein jedweder, Mann oder Weib, mit Leib und Seele sicher anvertrauen könne — und das ganze Land dankte dem Landesherrn und liebte den neuen Edelmann.

Und weil der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, und der Sohn eines edlen Mannes auch ein edler Mann seyn wird: so stempelte der Landesherr in solchem Vertrauen sein ganzes Geschlecht in ihm mit; legte ihm auch etwas an Land und Leuten zu, wie Eisenfeil an den Magneten, daß seine wohlthätige Natur, bis er ihn etwa selbst brauchte, daran zu thun und zu zehren hätte.

Hr. von Saalbader.

Auf diese Weise könnte ja ein bürgerliches ein edler Mann seyn?

U s m u s.

Haben sie daran je gezweifelt?

Hr. von Saalbader.

Ich will sagen: es kann einer edel seyn, und noch nicht adlich.

U s m u s.

Nicht allein das, sondern es kann auch einer noch adlich seyn, und nicht mehr edel; denn bis der Landesherr den Stempel wieder tilgt, muß jedermann, aus Achtung für den Landesherrn, den Edelmann als einen edlen Mann ehren, er mag's seyn oder nicht.

Hr. von Saalbader.

Immer besser. So wäre also der Adel nur eine Fontange, die wieder abgenommen werden kann?

M 2

U s m u s.

Natürlich! Das geschieht ja auch in der Welt. Warum wird einem Edelmann auf dem Blute gerüste sein Wapen zerschlagen? Der Landesherr kann ja unmöglich einen Edelmann strafen; darum nimmt er zuvor sein Wort zurück und tilgt seinen Stempel wieder.

H r. v. Saalbader.

Am Ende hätte also ein Edelmann vor dem bürgerlichen edlen Manne nichts voraus?

U s m u s.

Sehr vieles. Dieser muß sich erst Achtung und Vertrauen erwerben, und gilt doch nur immer, wo man ihn kennt, bleibt doch nur Privatgut; der Edelmann gilt überall, ist gangbare Münze unter der Autorität des Landesherrn, ist öffentliches Gut, daran alle Menschen ein Recht und zu dem sie alle Vertrauen haben.

H r. v. Saalbader.

Und Ahnen und Alter der Familie, die waren denn gar nichts?

U s m u s.

Sehr vieles; oder rechnen sie das wenig, wenn ein Geschlecht von Vater auf Sohn viele hundert Jahre hindurch die Liebe und Freude der Menschen und ein Segen der ganzen Gegend gewesen ist?

H r. v. Saalbader. (zu seiner Mutter.)

Mais, chere Mama, Vous, qu'en jugez Vous, & ce philosophe comment Vous plait-il?

H r. v. Saalbader.

J'enrage, je fremis d'indignation, & je Vous defens de l'honorer derecher de Vos reponses. Il parle comme un perroquet, comme un Ha-rang, comme un —

U s m u s .

Gnädige Frau, ich vermuthe aus Ihren Reden, daß sie unwillig sind. Es wäre mir sehr leid, wenn ich Sie beleidigt hätte, und ich wollte Sie gerne wieder um Vergebung bitten. Aber ich habe weder Ihren Sohn, noch Ihren Adel beleidiget, habe Sie auch nicht beleidigen wollen. Und so werde ich mich am Ende über ihren Unwillen trösten müssen; es wäre mir aber doch lieber, wenn Sie nicht unwillig wären.

Es ist das erstemal, daß ich die Ehre habe Sie zu sehen, und vermuthlich werde ich diese Ehre nicht wieder haben; bekünnen Sie sich, gnädige Frau! Ich ehre Ihren Stand, und wenn Sie ihn auch so ehrten, es würde Ihnen ein gut Theil besser zu Muthe seyn, als Ihnen jetzt ist. Und mich dünkt, Sie sollen darum nicht zürnen, daß ich Ihnen das wohl gönnte. — —

Claudius.

## Das Bauernlied.

Der Vorsänger.

**I**m Anfang wars auf Erden  
Nur finster, wüst und leer;  
Und sollt was seyn und werden,  
Mußt es wo anders her.

Chor. Alle Bauern.

Alle gute Gabe  
Kam oben her, von Gott,  
Vom schönen blauen Himmel herab.

## Vorsänger.

So ist es hergegangen  
 Im Anfang, als Gott sprach;  
 Und wie sich's angefangen,  
 So geht's noch diesen Tag.

## Chor.

Alle gute Gabe  
 Kommt oben her von Gott,  
 Vom schönen blauen Himmel herab.

## Vorsänger.

Wir pflügen und wir streuen  
 Den Saamen auf das Land;  
 Doch Wachsthum und Gedeien  
 Steht nicht in unsrer Hand.

## Chor.

Alle gute Gabe  
 Kommt oben her, von Gott,  
 Vom schönen blauen Himmel herab.

## Vorsänger.

Der thut mit leisen Wehen  
 Sich mild und heimlich auf,  
 Und träufelt wenn wir heimgehen,  
 Wuchs und Gedeien d'rauf.

## Chor.

Alle gute Gabe ic.

## Vorsänger.

Der sendet Thau und Regen,  
 Und Sonn' und Mondenschein;  
 Der wickelt Gottes Segen  
 Gar zart und künstlich ein.

## Chor.

Alle gute Gabe ic.

## Vorsänger.

Und bringt ihn dann behende  
In unser Feld und Brodt;  
Es geht durch seine Hände,  
Kömmt aber her von Gott.

## Chor.

Alle gute Gabe ic.

## Vorsänger.

Was nah' ist und was ferne,  
Von Gott kömmt alles her;  
Der Strohalm und die Sterne,  
Der Sperling und das Meer.

## Chor.

Alle gute Gabe ic.

## Vorsänger.

Von Ihm sind Büsch und Blätter,  
Und Korn und Obst von Ihm.  
Von Ihm mild Frühlingswetter,  
Und Schnee und Ungestüm.

## Chor.

Alle gute Gabe ic.

## Vorsänger.

Er, Er macht Sonnenaufgehen,  
Er stellt des Mondes Lauf  
Er läßt die Winde wehen,  
Er thut den Himmel auf.

## Chor.

Alle gute Gabe ic.

## Vorsänger.

Er schenkt uns Vieh und Freude,  
Er macht uns frisch und roth;

Er giebt den Kühen Weide,  
Und unsern Kindern Brodt.

Chor.

Alle gute Gabe ic.

Vorsänger.

Auch Frommseyn und Vertrauen,  
Und stiller edler Sinn,  
Ihm flehn, und auf ihn schauen,  
Kömmt alles uns durch Ihn.

Chor.

Alle gute Gabe ic.

Vorsänger.

Er gehet ungesehen  
Im Dorfe um und wacht;  
Und rührt, die herzlich flehen,  
Im Schlasfe an bei Nacht.

Chor.

Alle gute Gabe ic.

Vorsänger.

Darum so woll'n wir loben,  
Und loben immerdar  
Den großen Geber oben.  
Er ist's! und Er ist's gar!

Chor.

Alle gute Gabe ic.

Claudius.

Ein Beispiel von einem ungerechten Argwohn  
und von der Ehrlichkeit eines  
Juden.

In einem Landhause ward ein kleiner lederner Beutel vermißt, worin ein Dukaten, eine halbe Pistole und einige Zweigroschenstücke sich befanden.

Weil kein Mensch in das Zimmer gekommen war, als die Magd, die es gefehrt hatte, so fiel der Verdacht auf sie. Sie ward befragt, aber sie versicherte aufs heiligste, daß sie nichts davon wisse.

Kurz darauf kam ein silberner Kaffeeslöffel weg, und bald nachher noch einer. Nun glaubte man, nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß ein geheimer Dieb im Hause sey; und weil der Verdacht noch immer auf der Magd ruhte, so ward sie fortgeschafft.

In eben diesem Hause hielt man eine Ziege, welche bei der Hausfrau so wohl angeschrieben war, daß sie sogar die Erlaubniß hatte, in ihrem Zimmer herumzulaufen. Einige Monate nach der Endwendung der obbenannten Sachen, fing diese an zu kränkeln, und so wenig Milch zu geben, daß es nicht mehr der Mühe werth zu seyn schien, sie länger zu behalten. Sie ward also um ein geringes Geld an einen Juden verkauft, und von ihm geschlachtet.

Beim Reinigen der Eingeweide fanden sich im Magen der Ziege nicht allein die beiden silbernen Löffel, sondern auch der lederne Beutel mit den Gold- und Silbermünzen. Der Beutel war ganz eingeschrumpft und mit zähem Schleim überzogen. Und was that nun der Jude?

Behielt er etwa Geld und Löffel für sich, ohne jemanden ein Wort davon zu sagen? Oder ging er etwa zu einem Advokaten, um sich zu erkun-

bigen, ob nicht Alles, was die Ziege bei sich gehabt habe, sein erlautes Eigenthum wäre?

Nein! Der ehrliche Jude folgte allein der Stimme seines Gewissens, stellte den ganzen Schatz der vorigen Eigenthümerin der Ziege wieder zu, und rettete dadurch die verkannte Unschuld der Magd von einem Verdachte, welcher eben so unverdient als kränkend war.

Merkt euch, Kinder! diese Geschichte, weil sie euch von Zeit zu Zeit erinnern kann, daß es unter den Gliedern einer jeden Religionspartei redliche und gewissenhafte Menschen gebe, und — daß man im Argwöhnen nie zu behutsam seyn könne.

Aus öffentlichen Nachrichten.

### Verurtheilen einen Menschen nicht auf seine Gesichtsbildung.

Der Herzog von S., einer der reichsten Patris von Großbritannien, war in London gewesen, und reiste auf eins von seinen nahen Landgütern zurück. Er hatte niemand bei sich, als den Kutscher und einen Bedienten.

Er war noch nicht sechs Meilen von der Hauptstadt, und fuhr eben durch ein kleines Gehölz, als mit eins sein Wagen von sechs Räubern zu Pferde umringt ward. Zwei machten den Kutscher fest, zwei den Bedienten, und zwei besetzten die Schläge des Wagens, und hielten jeder dem Lord eine Pistole auf die Brust.

„Ihre Brieftasch, Milord!“, sagte der eine von den Räubern, der ein abscheuliches Gesicht hatte.

Der Herzog griff in die Tasche, zog eine schwere Börse heraus, und reichte sie hin.

„Haben Sie die Gnade, Milord! Ihre Brieftasche!“ sagte der Räuber, der mit der linken Hand die Börse wog, und mit der rechten den Hahn der Pistole spannte.

Milord blieb kalt, zog die Brieftasche heraus, und gab sie hin.

Der Räuber durchsuchte die Brieftasche, und Milord beschah unterdeß gelassen des Räubers Angesicht. Solche kleine starre Augen, eine so verschobene Nase, solche verzehrte Wangen, einen so blöckenden Mund und ein solches Vorgebirge von Kinn hatte der Herzog in seinem Leben nicht gesehen.

Der Räuber nahm einige Papiere aus der Brieftasche, und gab sie dann dem Herzoge zurück.

„Glückliche Reise, Milord!“ schrie er, und sprengte mit seinen Helfershelfern nach London zu.

Der Herzog kam zu Hause, untersuchte seine Brieftasche, in welcher er zweitausend fünfunds der Pfund an Banknoten gehabt hatte, und fand, wider sein Vermuthen, noch fünfhundert Pfund. Er freuete sich über den Fund, erzählte die Geschichte seinen Freunden und sagte zu allen:

„Ich gäbe den Augenblick noch hundert Pfund wenn ihr den Kerl gesehen hättet. Denn so kenntlich, als den, hat die Natur keinen Menschen zum Strassenräuber ausgezeichnet.“

Er hatte die ganze Geschichte schon vergessen, und war zwei Jahr drauf in London, als er etnes Moraens mit der Pennitpost folgenden Brief erhielt:

Milord!

„Ich bin ein armer Deutscher Jude. Der Fürst, dessen Unterthan ich war, sog uns das Blut aus, damit er Hirsche parforcejagen, und ihr Blut seinen Hunden zu lecken geben könnte.“

„Ich ging mit fünf andern Juden nach Großbritananten, um mein Leben zu fristen. Unterswegens ward ich krank, und das Fahrzeug, das uns vom Schiffe ans Land bringen sollte, wurde vom Sturm umgeworfen.“

„Ein Mann, den ich in meinem Leben nicht gesehen hatte, stand am Ufer, sprang in die See, und rettete mich mit Lebensgefahr. Er brachte mich in sein Haus, ließ mich warten und pflegen, und hielt mir einen Arzt. Es war ein Wollefabrikant, der zwölf lebendige Kinder hatte.“

„Ich wurde gesund, und er verlangte nichts von mir, als daß ich ihn bisweilen besuchen sollte.“

„Einige Zeit hernach kam ich wieder zu ihm, und fand ihn sehr traurig. Die Amerikanischen Unruhen waren ausgebrochen; er hatte für achttausend Pfund Waare nach Boston geschickt, und die Kaufleute von Boston waren gewissenslos genug, sich den ausgebrochenen Krieg zu Nutzen zu machen, und wollten nicht bezahlen. Er gestand mir, daß in vier Wochen ein Wechsel auf ihn fällig wäre, den er nicht zahlen könnte, und daß er ruinirt wäre, wenn er ihn nicht zahlte.“

„Gern hätte ich ihm geholfen, aber ich war es nicht im Stande. Ich überlegte, daß ich ihm mein Leben zu danken hätte, und beschloß, es ihm aufzuopfern.“

„Ich nahm die fünf Juden zu mir, die mir aus Deutschland gefolgt waren, und die mich alle liebten, wie ich sie. Wir legten uns zusam-

men an die StraÙe, die Sie passieren mußten, Milord! und Sie wissen vielleicht noch, was Ihnen begegnet ist."

"Ich nahm aus Ihrer Briefftasche zweitausend Pfund, und in Ihrer Börse waren hundert und zehn. Hierauf schrieb ich einen Brief unter uns bekanntem Namen, schickte dem Manne die zwel- tausend und fünfzig Pfund, die er brauchte, und sagte: ich würde es wieder verlangen, so- bald ich wüßte, daß ers hätte."

"Dadurch rettete ich damals den Mann; aber die Amerikaner zahlten auch damals nicht, und der Mann starb vor acht Tagen insolvent.\*)"

"Zum Glück gewann ich an dem nämlichen Tage viertausend Pfund in der Staatslotterie; und hier schicke ich Ihnen, Milord! mit Zin- sen zurück, was ich Ihnen geraubt habe."

"Sie werden tausend Pfund darüber finden: diese geruhen Sie der J\*\*schen Familie in S\*\* zu schenken. Haben Sie die Gnade, sich bei dieser Gelegenheit nach einem armen Juden zu erkundigen, der ehemals von ihr gewartet worden ist."

"Mit dem Ueberreste geh' ich, nebst meinen Glaubensgenossen nach Deutschland zurück, und will noch einmal versuchen, ob man uns da las- sen läßt."

"Ich schwöre Ihnen noch bei dem Gott meis- ner Väter, daß keine von unsern Pistolen ge- laden war, als wir Sie anfielen, Milord! und daß keiner von unsern Hirschfängern aus der Scheide gieng."

"Ersparen Sie sich vergebliche Nachforschung. Wenn Sie diesen Brief erhalten, sind wir schon einige Tage übers Meer. Der Gott meiner Vä- ter erhalte Sie!"

\*) Diese konnten zu können.

Der Herzog ließ sich nach der Familie des Wollenfabrikanten und nach dem Juden erkundigen. Kein Wort im Briefe war erdichtet. Der Herzog schickte der Familie alles, was in dem Briefe des Juden lag, und versorgte sie noch obendrein.

„Hundert Pfund geb' ich, sagte der Herzog oft, wer mir das Gesicht des häßlichen Juden schafft, und tausend, wer mir den häßlichen Juden selber bringt.“

Aus den Bagatellen von  
Anton Wall.

### Der Hund des Armen.

**E**in großer Mann, der in Paris lange auf vornehmen Fuß gelebt hatte, gerieth durch unermwartete Unglücksfälle auf einmal in die tiefste Dürftigkeit.

Er sah sich also genöthiget, sich aus der großen Welt zurückzuziehn und sich in einem entfernten Theile dieser Stadt in die Einsamkeit zu begeben.

Hier hatte er nichts, als was ihm die Almosenkasse der Kirche zuwarf. Er bekam wöchentlich so viel Brod, als für einen Menschen zureicht; dannoch mußte er zuletzt mehr begehren.

Hierauf ließ ihn der Pfarrer vor sich fordern. — Er kam.

„Leben Sie für sich allein?“ fragte der Pfarrer. — Mit wem sollte ich dann noch leben? Ich bin unglücklich, daß ichs bin, das sehen Sie, denn ich bitte ja um Almosen, und bin von der ganzen Welt verlassen.

„Nun, versehte der Pfarrer, wenn Sie als  
lein leben, warum verlangen Sie dann mehr  
Brod, als für Sie allein nöthig ist?“

Der arme Mann gerieth über die Frage in  
große Verlegenheit; und mußte endlich gestehn,  
daß er einen Hund hätte.

Der Pfarrer bat ihn, zu bedenken, daß er  
nur der Austheiler des Brods für Arme wäre:  
es wäre also nothwendig, daß er den Hund  
abschaffe.

„Ach, ehrwürdiger Herr, sagte der Unglück-  
liche mit Thränen in den Augen, wenn ich den  
Hund nicht mehr haben darf, wer wird mich  
dann lieben?“

Der gute Pfarrer empfand inniges Mitleiden,  
griff nach seiner Börse und gab sie ihm mit  
diesen Worten: „da, nehmen Sie das, das ist  
mein, das kann ich ihnen gehen.“

---

### Kartoffel: Lied.

**P**asteten hin, Pasteten her,  
Was kümmern uns Pasteten?  
Die Kümme hier ist auch nicht leer,  
Und schmeckt so gut, als bonne chere.  
Von Fröschen und von Kröten,

Und viel Pastet und Leckerbrod  
Verderben Blut und Magen.  
Die Köche kochen lauter Noth;  
Sie kochen uns viel eher tod;  
Ihr Herren! laßt euch sagen.

Schön röthlich die Kartoffeln sind  
Und weiß, wie Alabaster!

Sie däu'n sich lieblich und geschwind,  
Und sind für Mann und Frau und Kind  
Ein rechtes Magenpflaster.

Claudius.

Ein Hofmarschall,  
wie es ihrer wentge giebt.

„Here Hofmarschall!“ sagte eine würdige Deutsche Fürstin, welche sich lieber einschränken, als Schulden machen wollte, „gehen Sie das Verzeichniß meiner Hofbedienten durch, und bemerken Sie am Rande, welche ich am bequemsten entbehren kann.“

Der Hofmarschall setzte seine Finger in Arbeit, und zeichnete so viel überflüssige Hofbedienten aus, daß die Fürstin, wenn sie alle diese Leute verabschiedete, nicht nur ihre Schulden bezahlen, sondern auch noch alle Jahr ein ansehnliches Kapital für sich erübrigen konnte.

„Gut, sagte sie, alle diese Herren und Damen, welche die wichtige Beschäftigung haben, an meinem Hofe müßig zu gehen, sollen ihrer Dienste entlassen seyn.“

„Das verhüte der Himmel, antwortete der brave Hofmarschall; denn ich habe nur bemerkt, welche Personen Ihrer Durchlaucht entbehrlich sind; aber unter allen diesen Personen ist keine einzige, welche Ihrer, meine gnädigste Fürstin, entbehren könnte!“

„Und wie kann ich in meiner Lage?“

„Sehr wohl, gnädigste Fürstin! denn ich habe zwei Personen übersehn, deren Gehalt das Ges  
halt

halt aller der Unglücklichen aufwiegt, denen Sie die Erlassung bestimmt haben. Sie sind Ihnen so entbehrlich, als irgend eine von den Benannten, und der Unterschied zwischen beiden ist bloß der, daß jene nicht unglücklich sind, wenn sie aus Ihren Diensten — aber nicht aus Ihrer Gnade entlassen werden, diese hingegen ein unvermeidliches Opfer werden, sobald Sie ihnen das eine oder das andere entziehen. Beide Personen schmeicheln sich mit Ihrer auszeichnenden Huld, und es kommt bloß darauf an, diese schweigen zu lassen; damit sie nichts als die Stimme der Gerechtigkeit hören."

„ Und diese Personen wären ?

„ Ich selbst, durchlauchtigste Fürstin, und die Oberhofmeistertinn. — Wir haben uns beide vereint, unterthänigst um unsere Erlassung zu bitten. Wir haben Vermögen genug, um ohne Gehalt zu leben, und unsere Dienste sind Ihnen völlig entbehrlich. Warum sollten wir bleiben, um Andere zu verdrängen, welche mit ihrer Stelle zugleich ihren Unterhalt verlieren würden ? "

### Ein Lied

hinterm Ofen zu singen.

Der Winter ist ein rechter Mann,  
Kernfest und auf die Dauer;  
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,  
Und scheut nicht süß noch sauer.  
War je ein Mann gesund, ist er's;  
Er krankt und kränkelet nimmer;  
Weiß nichts von Nachtschweiß, noch Vapeurs,  
Und schläft im kalten Zimmer.  
Kinderbibliothek. 5. Th. 2

Er zieht sein Hemd im Freien an,  
Und läßt's vorher nicht wärmen;  
Und spottet über Fluß im Zahn,  
Und Kolik in Gebärmern.

Aus Blumen und aus Vogelsang  
Weiß er sich nichts zu machen,  
Haßt warmen Drang und warmen Klang,  
Und alle warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,  
Wenn's Holz im Ofen knittert,  
Und um den Ofen Knecht und Herr  
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht,  
Und Leich' und Seen trachen,  
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht;  
Dann will er todt sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus,  
Bei'm Nordpol an dem Stra ße;  
Doch hat er auch ein Sommerhaus  
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hler,  
Gut Regiment zu führen;  
Und, wenn er durchzieht, stehen wir,  
Und sehn ihn an, und frieren.

Claudius.

### A n e k d o t e

von einer pädagogischen Raze.

**M**an hat dem armen Razengeschlechte so viel  
Böses nachgesagt, daß ich mich recht freue,

einmal etwas zu seinem Lobe bekannt machen zu können.

In meinem Hause lebten noch vor acht Wochen zwei Katzen von sehr ungleicher Gemüthsart. Die eine, schön gezeichnet mit kaffeebraunen Flecken auf schneeweißem Grunde, war die Faulheit und Raschhaftigkeit selbst; die andere, in schlichtem grauen Pelze, ohne alle Verbrämung, ist noch jetzt das Schrecken der Mäuse, und ein Muster treuer, emsiger und guter Katzen. Jene hieß man die Bunte, diese ward ehemals die Graue und wird jetzt die Pädagogische genannt.

Die Bunte hatte ihren Wohnsitz in der Küche aufgeschlagen. Da lag sie, wie eine Staatsdame, hingestreckt auf ihrem Votterbette von Säcken, oder was sich sonst eben zu ihrer Bequemlichkeit darbott, und rührte nicht Hand nicht Fuß, es mußte denn seyn, daß die Köchin sich entfernte und etwas Raschbares zurückließ. Dann war sie stink darüber her; und kam die Köchin zurück, so fand sie leere Töpfe. Mäuse zu fangen, war ihr viel zu mühsam.

Die Graue hingegen war überall wo Mäuse waren, und wußte sie so geschickt zu fangen, daß Haus, Scheune und Garten in kurzer Zeit fast ganz davon befreit wurden. Daß sie daneben etwas, ihr nicht gegebenes, genascht hätte, habe ich nie in Erfahrung gebracht.

Natürlicher Weise liebte jedermann im Hause diese graue und haßte jene bunte Katze. Es ward Gericht gehalten, und einstimmig beschlossen: „Die Bunte, als eine Erzdiebin, und als eine Last des Hauses, sollte sterben!“ Aber da die Zeit herannahete, daß sie Junge zur Welt bringen sollte: so ward die Vollziehung dieses Todesurtheils bis auf weiter ausgesetzt.

Jetzt waren die Jungen da, und nun zeigte sich die Verschiedenheit der Gemüthsarten beider

Ragen in einem noch hellern Lichte. Die unthätliche Mutter schien wenig sich aus ihren Kindern zu machen. Rahm man ihr eins, so ließ sie es geschehen, ohne sich von der Stelle zu bewegen.

Die Graue hingegen, welche mit dieser jungen Brut in gar keinem Familien-Verhältniß stand, war wie vernarrt daretin. Man sah sie gemeintlich in einer gewissen Entfernung den jungen Käzchen gegenüber liegen, die Augen unverwandt und mit einer Art von zärtlicher Freude und Sehnsucht auf sie geheftet. Hatte sie eine Maus gefangen: so ermangelte sie niemals, sie den geliebten Jungen vorzulegen, ungeachtet diese noch keinen Gebrauch davon zu machen wußten. Nicht genug; sie entwandte sogar, wenn die Mutter sich entfernt hatte, zu wiederholten malen ein Junges, schleppte es in einen entlegenen und verborgenen Winkel des Hauses, und litte lieber Hunger und Durst, als daß sie es verlassen hätte. Man hatte Muhe, sie damit auszufundschaften.

Jetzt waren die Jungen alt genug, um der bösen Mutter entbehren zu können. Es ward beschlossen, eine derselben aufzuziehen; die übrigen wurden verschenkt, und die Alte ersäuft.

Von diesem Augenblick an war die Graue von der übrig gebliebenen jungen Raze unzertrennlich. Sie nahm das Lager der Ersäuftten ein, bot ihrem Pflegekinde die Zitzen dar, und ließ so lange daran saugen, bis endlich wirklich Milch erfolgte. Nun ward sie ganz Mutter. Nun verließ sie ihr angenommenes Kind nicht einen Augenblick.

Es war ein rührendes Vergnügen, zu sehen, mit welchem innigen Wohlgefallen sie mit der Kleinen spielte, mit welcher zärtlichen Mutterliebe sie ihrem eignen Kinde die lieblichsten Leckerbissen entzog, und sie ihrem Pflegekinde

gab, und mit welcher ängstlichen Unruhe sie denjenigen beobachtete, der es anrührte, oder von der Erde hob. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich versichere, daß eine menschliche Mutter schwerlich stärker an ihrem leiblichen Kinde hängen kann, als diese Kaze an einem Käzchen hieng, welches sie nicht geboren hatte.

Sobald die Junge laufen konnte, führte ihre mütterliche Freundin und Erzieherinn sie aus, bald auf den Mäusefang, und bald auf die Vogeljagd im Garten, um sie durch ihr Beispiel zu lehren, wie man sich geschickt dabel zu nehmen habe. Oft habe ich mit Vergnügen den Lektionen beigewohnt, die sie ihr im Klettern gab. Sie schien anfangs recht mit Absicht einen der krümmsten Bäume ausgesucht zu haben, um die ersten Uebungen so leicht als möglich zu machen. Einen solchen Baum erkletterte sie dann zuerst mit rückwärts gewandtem Kopfe und unter wiederholtem Miauen, um ihre Schülerinn zur Nachfolge einzuladen. Wenn sie ihre Absicht erreicht hatte, sprang sie plöglich herab, setzte sich an den Fuß des Baumes, und gaffte hinauf, gleichsam als wenn sie beobachten wollte, wie die Kleine ihre Sachen machte. Dabel wurde unter wiederholtem Auf- und Abspringen so viel geschäkert, daß die Junge diese Uebung mehr für ein bloßes Spiel, als für eine Lektion halten mußte.

Noch jetzt, nachdem das Käzchen schon mehrere Monate alt und beinahe erwachsen ist, sind beide unzertrennlich, und ihre gegenseitige Anhänglichkeit aneinander scheint noch gar nicht vermindert zu seyn. Die Alte führt seitdem den wohlverdienten Namen der pädagogischen Kaze, und man zeigt sie neugierigen Reisenden unter den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von Trikkow.

E.

## Der Abend.

Es röthet sich des Hüttchens Dach,  
 Es schwindet allgemach der Tag;  
 Der Abendwolke Silberthau  
 Tränkt meine liebe Blumenau.

Die Heerden ziehen satt und schwer  
 Vom hochbegras'ten Acker her,  
 Und geben gern zum frohen Dank  
 Der vollen Eiter süßen Trank.

Wie schauerlich die weite Flur!  
 Wie dämmerts rund in der Natur!  
 Und, o! mehr glänzt kein Fürstensaal,  
 Als meine Hütt' im Abendstrahl.

Wie golden jedes Hälmchen Stroh!  
 Und hier dies Herz — wie froh, wie froh!  
 O wie so still und sorgenleer!  
 Und seine Lust, wie rein, wie hehr! —

So still, als Wief' und Flur im Hain,  
 Ist meine Seel im Abendschein,  
 Wenn gleich der Sonne Pracht verglüh't,  
 Wenn gleich ihr letzter Strahl entzieht!

Erhalt, o Gott in meiner Brust,  
 Erhalt ihn rein, den Quell der Lust,  
 Stb, daß nicht Tand nicht Eitelkeit,  
 Je frühe selne Lauterkeit! —

Der West in meinen Bäumen lauscht,  
 Daß sich kein Blättchen regt noch rauscht,  
 Und immer blässer wird der Strahl,  
 Und immer stiller wird's im Thal.

In dieser Stille merkt ich ihn,  
 In dieser Stille sink ich hin,  
 Und bet' ihn an, auf dessen Wink  
 Die Still' einst Lebenskraft empfing.

Bald schliessen diese Augen sich,  
 Bald labt der sanfte Schlummer mich;  
 Er labt mich eine kurze Nacht,  
 Bis freudenvoll mein Aug erwacht.

Sey mir gesegnet, sanfte Ruh!  
 Des erstern Schlummers Bild bist du —  
 Ihm folgt nach einer längern Nacht,  
 Des ew'gen Morgens Glanz und Pracht.  
 Karoline Rudolphi.

### Die Obsthändlerinn zu Paris.

Eine Obsthändlerinn zu Paris, Namens Meuthe, nährte sich und ihre zehn Kinder, die sie von achtzehn noch am Leben hatte, von ihrem kleinen Handel und dem geringen Verdienste ihres zwei und sechzigjährigen Mannes.

Die Meuthe hatte eine lediae Schwester von schlechten Sitten, die ihr nicht gut war, weil sie ihr oft Vermahnungen gab. Diese böse Schwester starb, und hinterließ einen fünfjährigen Knaben, vermachte aber ihr ganzes Vermögen, welches in 40,000 Livres bestand, einer wohlhabenden Beckerinn.

Dies schmerzte die Meuthe, und sie sprach hierüber mit einem Advokaten, der ihr aber sagte: daß kein Mittel wider diese Ungerechtigkeit vorhanden wäre. Bei dieser Gelegenheit

hielt sie das Kind ihrer Schwester bei der Hand, umarmte es, und sagte mit bewegter Stimme:

„Nun gut, diesen Nachlaß meiner Schwester wird mir wohl niemand streitig machen: ich nehme ihn also zu mir, weil ich weiß, daß die Beckerinn um seiner los zu werden, ihn bald ins Spital schicken würde.“

Der Advokat stellte ihr vor, daß es ihr bei der Last ihrer eignen zehn Kinder schwer fallen würde, auch dieses zu ernähren.

„Aber, sagte Meuthe; es ist ja nicht seine Schuld, daß er auf die Welt gekommen ist. Er will auch leben, und Gott wird schon helfen.“

Sie nahm den Knaben mit nach Hause und behandelte ihn eben so, wie ihre Kinder.

Diese Geschichte wurde voriges Jahr in einem der Pariser Journal bekannt gemacht, und es fanden sich sogleich viele Menschenfreunde, die durch diese schöne That gerührt, Geldgeschenke an die Verfasser des Journals sandten, um sie der Meuthe zuzustellen. In jeder Nummer des Blattes wurde eines neuen Wohlthäters erwähnt. Allein die glänzendste Belohnung wurde der guten Meuthe den 22. Februar dieses Jahrs zu Theil, wie hier folgt:

Eine gewisse Gesellschaft zu Paris gab an diesem Tage ein prächtiges Fest. Die Versammlung bestand aus mehr als 140 Personen von beiderlei Geschlecht und vom ersten Range.

Nachdem alle versammelt waren, gieng ein Vorhang auf; man erblickte die gute Meuthe auf einem Thron: ihre 10 Kinder standen um sie herum; der verwaifete Knabe saß zu ihren Füßen.

Die ganze interessante Gruppe war auf Kosten der Gesellschaft, welche das Fest gab, gekleidet worden. Ein Mitglied derselben hielt eine rührende

Nebe, worin er das ganze Schauspiel, welches man vor sich hatte, erklärte. Eine der anwesenden Damen setzte der Meuthe eine Bürgerkrone auf, und eine andere überreichte ihr einen Beutel voll Geld. Die Gesellschaft adoptirte das Kind der Schwester der Meuthe, und nahm dessen Erziehung auf sich. Alle Anwesende waren bis zu Thränen gerührt.

Kinder, wenn ich euch mein aufrichtiges Urtheil über diese Geschichte sagen soll: so gestehe ich zwar, daß ich das, was die gute Meuthe that, für ausnehmend schön und großmüthig halte; auch gefällt es mir sehr, daß in dem lustigen Paris noch Menschenfreunde gefunden wurden, welche die gute That der Meuthe rührte, und welche ihr dafür Freude zu machen suchten; aber daß sie das mit so vieler Feierlichkeit und Pomp thaten, daß sie die simple gutmüthige Person, die in der Einfalt ihres Herzens vielleicht sich gar nicht einfallen ließ, daß sie etwas so außerordentlich Schönes und Lobenswürdiges gethan habe, zu einer Theaterheldin machen, sie paradiren ließen, und dadurch die bescheidene, ehrgeizlose Einfalt ihres bis dahin guten Herzens vielleicht auf immer tödteten; das hat mir ganz und gar nicht gefallen wollen; und ich hoffe, es wird euch bei der Lesung dieser Geschichte eben so gegangen seyn.

E.

### Der Wandersmann und der Kolibri.

Ein Mensch, der sich die Welt nie überdrüssig sah,  
 Der hinter Rubien, zu London und Surate,  
 In Lappland, Tripoli und Japon Bräus  
 der hatte,  
 Kam endlich nach Amerika.

Dergleichen lange Fahrt pflegt Schiffer abzumatten;  
 Er warf sich unter einen Baum,  
 Um unter dessen kühlen Schatten  
 Ein wenig auszuruhn; allein er schlummert kaum,  
 Als ihn ein stark Geräusch erwecket,  
 Davon er keinen Grund-entdecket.

Indem er um sich sieht, so fliegt ein Vögelein,  
 Aus dem belaubten Ast, in dessen bunten Flügeln  
 Sich Gold und Iris \*) Farben spiegeln.  
 Der Vogel selbst war wunderklein,  
 Und kaum von Maientäfers Dicke.

Kannst du so rauschen, o du Mücke!  
 Rief hier der Wandersmann. Ja, sprach der  
 Kolibri,  
 Hierüber darfst du dich nicht härmern.  
 Es heißt bei Menschen, wie beim Vieh:  
 Der kleinste macht den größten Lärmen.

Lichtwer.

### Der Löwe und der Wolf.

Am Fuß der wüsten Parther-Felder  
 Schlug König Löw und Meister Bär  
 Den Nichtstuhl auf: das Volk der Wälder  
 Stund nach der Ordnung um sie her.

Die Ruh erschien zuerst und klagte  
 Der Thiere strengem Oberhaupt:  
 Ihr Kind, das Kalb, hab, eh es tagte,  
 Ein unbekannter Dieb geraubt.

\*) Der Regenbogen.

Der Löwe sah umher, zu hören,  
Wem sonst davon was wissend sey.  
Ich, sprach der Wolf, kann heilig schwören,  
Herr König, ich war nicht dabel.

Und wer verklagt dich? sprach der König;  
Verläumber: fiel ihm jener ein,  
Ich bin jetzt krank und esse wenig,  
Und kann es nicht gewesen seyn.

Schweig! rief der Löwe; das Gewissen  
Läßt einen Buben nirgends ruhn;  
Du hast der Kuh ihr Kalb zerrissen,  
Der Bär soll dir desgleichen thun.

So starb der Wolf, und wie man saget,  
Berrieth sein Bauch, was er gethan;  
Wer sich entschuldigt, eh man klaget,  
Der giebt sich selbst zum Thäter an.

Lichtwer.

Ein Kriegslied und ein Friedenslied,  
künftigen Regenten gewidmet.

I. Kriegslied, im Jahr 1778.

'S ist Krieg! 'S ist Krieg! O Gottes Engel  
wehre,

Und rebe du darein!

'S ist leider Krieg — und ich begehre  
Nicht Schuld daran zu seyn!

Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit  
Grämen,

Und blutig, bleich und blaß,

Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,  
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,  
 Verstümmelt und halb todt  
 Im Staub sich vor mir wälzten und mir suchten  
 In ihrer Todesnoth;

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,  
 So glücklich vor dem Krieg,  
 Nun alle elend, alle arme Leute,  
 Wehlagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nothen  
 Freund, Freund und Feind ins Grab  
 Versammelten, und mir zu Ehren trahnten  
 Von einer Leich' herab?

Was hülf mir Kron und Land und Gold und  
 Ehre?

Die könnten mich nicht freun!  
 's ist leider Krieg — und ich begehre  
 Nicht Schuld daran zu sehn!

Claudian.

## II. Friedenslied, im Jahre 1779.

Die Kaiserinn und Friederich,  
 Nach manchem Kampf und Siege,  
 Entzweiten endlich wieder sich,  
 Und rüsteten zum Kriege;

Und zogen muthig aus ins Feld,  
 Und hatten stolze Heere,  
 Schier zu erfechten eine Welt  
 Und „Heldenruhm und Ehre.“ —

Da fühlten beide groß und gut  
 Die Menschenvaterwürde,  
 Und wie viel Elend, wie viel Blut  
 Der Krieg noch kosten würde;

Und dachten, wie doch alles gar  
Vergänglich sey hienieden,  
Und sahen an ihr graues Haar . . . .  
Und machten wieder Frieden.

Das freut mich recht in meinem Sinn!  
Ich bin wohl nur fast wenig;  
Doch rühm' ich drob die Kaiserinn,  
Und rühm den alten König.

Denn das ist recht und wohlgethan,  
Ist gut und fürstlich wieder!  
Und jeder arme Unterthan  
Schöpft neuen Odem wieder.

Uch, „Heldenruhm und Ehr“ ist Bahn!  
Schrei' sich der Schmeichler heiser;  
Die Güte ziemt den großen Mann,  
Nicht eitle Vorbereiter.

Gut seyn, gut seyn, großmüthig seyn,  
Vollherzig zum Erbarmen,  
Ein Vater aller, Groß und Klein,  
Der Reichen und der Armen!

Das machtet selig, machtet reich,  
Wie die Apostel schreiben,  
Ihr guten Fürsten, und wird Euch,  
Nicht unbelohnet bleiben.

So wird Euch Ruhm und Ehr' und Macht  
Die Hüll' und Fülle geben,  
Ein frohlich Herz bei Tag und Nacht  
Und Fried und langes Leben.

Und kömmt die Stunde denn, davon  
Wir frei nicht kommen mögen,  
Euch schlecht und recht, ohn' etne Kron,  
Hin in den Sarg zu legen.

So wird der Tod Euch freundlich seyn,  
 Euch sanft und bald hinrücken,  
 Und es wird euer Leichenstein  
 Im Grabe Euch nicht drücken.

Und wie die Kinder wollen wir,  
 Die Großen mit den Kleinen,  
 Um Euch an Eures Grabes Thür  
 Von ganzem Herzen weinen. —

Nun! segne Gott, von oben an,  
 Die Theil am Frieden nahmen!  
 Gott segne jeden Ehrenmann,  
 Und straf' die Schmeichler! Amen!

Claudius.

---

Auf den Tod der Kaiserinn.

Sie machte Frieden! das ist mein Gedicht.  
 War ihres Volkes Lust und ihres Volkes Segen,  
 Und ging getrost und voller Zuversicht  
 Dem Tod als ihrem Freund entgegen.  
 Ein Welterobrer kann das nicht.  
 Sie machte Frieden; das ist mein Gedicht.

Claudius.

---

Aus dem Rosengarten des Persischen  
 Dichters Sadi.

Ich war in einem Schiffe, und sah einen Kahn,  
 der auf uns zukam.

Als er uns bald erreicht hatte, borst er, und  
 zwei Brüder, die er getragen, sanken ins Wasser.

Ein Ketcher, der bei mir war, versprach hundert Goldstücke dem, der sie retten würde.

Ein Matrose warf sich ins Wasser, und rettete einen davon, der andre ertrank.

Warum, sagt' ich, rettetest du diesen; der andere war ja mehr in Gefahr?

Das ist wahr, antwortete er mir; aber einen konnt ich nur erhalten, und ich wollte diesem hier lieber helfen, als seinem Bruder.

Auf meiner Wallfahrt nach Mekka kam dieser junge Mann meinen Bedürfnissen zuvor; er gab mir eins seiner Kamele, als das meinige völlig ermüdet war, und die ganze übrige Reise lebte ich von seinem Vorrathe.

Sein Bruder, ungestüm und wild, hat mich wie einen Sklaven behandelt, den man wegen Verbrechen züchtigt. —

Der große Gott ist gerecht, sagte ich. Wer Gutes thut, thut sich Gutes; auf den, der Uebels thut, fällt das Uebel selbst zurück.

Der Sultan Malkofas, berühmt durch alle Tugenden, die einen guten und großen König machen, that eine Wallfahrt zum Grabe des Propheten, zur Zeit als sein Bruder Rtsus sich wider ihn empört hatte, und ihm mit seinem Heer entgegenzog.

Nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, sagte er zu seinem Vezier: um was hast du denn Gott gebeten?

Beherrscher der Gläubigen, antwortete dieser, ich bat Gott, er möchte dir Sieg wider deinen Bruder geben.

Dies habe ich nicht von ihm gebeten, antwortete der Sultan; aber höre die Bitte, die ich an ihn gethan habe, und noch thue.

Mein Herr und Gott, wenn mein Bruder des Königreichs, das ich von dir habe, würdiger ist, als ich; wenn er das Glück der Muselmänner machen kann: so gib ihm einen vollkommenen Sieg über mich; laß ihn regieren und mich unterworfen seyn. Bin ich dessen würdiger, so laß mich siegen, laß mich herrschen, und ihn gehorchen.

---

Der Philosoph Demokritus kam an den Hof des Darius, Königs von Persien, um ihn wegen des Verlusts seiner Gemahlin zu trösten.

Anfangs wagte er es nicht, dem Könige vorzustellen, daß die heftigsten und schmerzlichsten Gefühle nach und nach sich verringern und verschwinden.

Endlich einmal versprach er ihm, die Königin wieder ins Leben zurück zu rufen.

Laß, o König, sprach er, in den Reichen, die Asien enthält, und die einen Theil deines großen Gebietes ausmachen, laß in diesen drei Menschen auffuchen, die von den Streichen des Unglücks frei, die glücklich sind.

Ihr Name muß auf dem Grabmale der Königin eingegraben werden, und sogleich wirst du sie schöner, als jemals, und ganz als die deintige wieder sehen.

Man suchte, man durchforschte alle Gegenden; kein vollkommen Glücklicher ward gefunden.

Hieraus nahm Demokritus Gelegenheit, den Schmerz des Darius zu stillen, und ihm zu zeigen, daß

daß Glückseligkeit nicht bloß auf dieses Leben  
eingeschränkt wäre, und daß der ganz Glückliche  
hienieden erst noch müsse geböhren werden.

Kurze.

An die kleine Gräfin Aline von N<sup>\*\*\*</sup>,  
als sie drei Monat alt war.

Den 31sten December 1780.

Aline, liebes Mädchen!  
Dich kummert nicht,  
Was heut in unserm Städtchen  
Man neues spricht.

Ob heller oder trüber  
Der Himmel war;  
Du träumest dich hinüber  
Ins neue Jahr.

Nichts hilft zu deinen Freuden,  
Du gutes Kind!  
Ob Wollen oder Seiden  
Die Windeln sind.

Du lägst in einer Hütte  
Von Lehm und Stroh,  
Nach armer Bauersitte,  
Wohl eben froh.

Du wuchstest und erwachtest  
Beim Finkenschlag,  
Und blicktest auf, und lachtest  
Dem Frühlingstag!

Kinderbibliothek. 5 Th.

D

Dein Hälschen würde gelber  
 Im Sonnenstrahl;  
 Doch fühltest du dich selber  
 Im offnen Thal.

Und würdest nie vermissen  
 Der Höfe Tand,  
 Und brauchtest nie zu küssen  
 Nach Rang und Stand.

Ach! einstens im Geräusche  
 Der großen Welt,  
 Bei täglichem Getäusche  
 Von Ehr und Geld,

Da, wo von ganzem Herzen  
 Man selten lacht,  
 Und Trauren, so wie Scherzen,  
 Zur Kunst gemacht;

Wo, sonder Lust zu hören,  
 Ein jeder fragt,  
 Ein jeder Weisheitslehren,  
 Wie Nährchen, sagt;

Wo mancher Narr dem Thoren  
 Ins Auge blinkt,  
 Der anders sich geboren  
 Als Andere dünkt:

Uline! da behüte  
 Vor Kobeziar  
 Des Lebens reine Blüte  
 Der Himmel dir,

Um nimmer zu vergessen  
 Der Menschheit Loos,  
 Wie du, auch du gessen  
 Im Mutterschooß;

Was Zufall dir gegeben,  
Und was Natur;  
Wie Seelen sich erheben  
Durch Wahrheit nur.

So wirfst du Freude sehn,  
Und immerdar  
Voll süßer Träume gehn  
Ins neue Jahr.

J. G. Jacobi.

Der edelmüthige Landmann.

Eine wahre Geschichte.

In Mecklenburg lebt ein Verwalter oder Meier,  
dort Holländer genannt.

Ehemals wohnte er zu N\* in der Rostockschen Gegend, und besuchte von da aus seinen Schwager, der zu W\* unter dem Herrn von Y\* wohnte.

Eines Abends saßen sie dort in vertraulichen Gesprächen vor der Thür, als ein kleines Mädchen im erbärmlichsten Anzuge vorbei gieng.

Der Holländer bemerkte sie, und sagte zu seinem Schwager: „wie das Kind elend geht! Sogar das Hemd ist zerrissen. Ihr müßt doch auch schlechte Menschen im Dorfe haben; des Kindes Mutter muß ein recht faules untüchtiges Weib seyn.“

Ah, es hat weder Vater noch Mutter mehr, antwortete der Schwager, und es sind noch zwei andre Kinder, die dazu gehören. Seit einem Viertelsjahr gehen die Kinder in der Frey herum; niemand ist, der sich ihrer annimmt.

Wenn sie hungrig werden, setzen sie sich wohl vor der Leute Thüren hin; giebt ihnen dann

Jemand einen Bissen, so nehmen sie mit Dank an, aber bitten mögen sie nicht, dazu sind sie zu ehrgeizig. —

Dies rührte vollends das Herz des guten Mannes.

Es ist unverantwortlich, sagte er, daß die armen Würmchen so verlassen seyn sollen. Sie jammern mich herzlich, und ich muß euch nur gestehen, daß ich Lust habe, für sie zu sorgen und sie zu mir zu nehmen. So viel fällt nebenher immer ab, ein paar solche Kinder satt zu machen.

Nun stellte seine Schwester und ihr Mann ihm alles vor, was sie konnten, um ihm diesen Entschluß auszureden.

Er hätte, sagten sie, ja selbst Kinder; er kenne diese ja nicht; es wäre noch ungewiß, was aus diesen werden würde; wie, wenn sie nun nicht gut geriethen?

Bedenke doch, lieber Bruder, was deine Frau für Last davon haben wird; die Kinder sind in Schmutz und Unreinigkeit versunken u. s. w.

Aber dem guten Manne war sein einmal gefaßter edler Gedanke zu fest im Kopf; er hörte kaum alle Einwürfe, geschweige, daß er darauf antwortete.

Er brach auf, legte sich zu Bette, wohin ihn aber sein Entschluß begleitete, und ihn die ganze Nacht nicht schlafen ließ.

Am andern Morgen ließ er das älteste Mädchen rufen, das damals 12 Jahr alt war.

„Wie ich höre, hast du keine Eitern mehr; und wie ich an deinem Anzuge sehe, so geht es dir wohl nicht gut.“

Ach, es geht uns sehr schlecht. —

„Hast du denn keine Verwandte, die sich deiner annehmen?“ —

Ja, ich hab wohl welche; die können sich aber mit uns nicht abgeben, da wir so arm sind. —

„Nun! möchtest du wohl mit mir reisen, und meine Tochter werden?“ —

Ach, wenn der Herr so gut seyn wollte! —

„Gut! Es bleibt dabei. Aber ich bin zu Pferde hier, ich kann dich und deinen Bruder (ein Kind von 7 Jahren) nicht gleich mit mir nehmen. Deine kleine Schwester aber, die ich gestern sah, (sie war damals 4 Jahr alt) will ich gleich mit auf meinem Pferde fortnehmen. Laß die Kleine zu mir kommen, daß ich ein wenig bekannt mit ihr werde.“ —

Das Kind kam, und ward gleich so voll Vertrauens zu dem freundlichen Manne, daß es freudig mit ihm zog.

Mit dieser süßen Last beladen kam er zu Hause an.

Die Frau fragte ihn: Vater, was ist das für ein Kind? — „Das ist dein Kind, Frau,“ war seine Antwort.

Nun erzählte er ihr kurz die Geschichte, wie er das Mädchen gestern Abend gesehen, ihre Armuth und Verlassenheit gehört, sich ihrer erbarmt, und mitgenommen hätte, um sie seinen eignen Kindern gleich zu halten.

Während der Erzählung hielt sich das Kind fest hinter ihm an seinem Kleide, und weinte.

Die Frau, die eben ein so gutes Herz hatte, als ihr Mann, zog es sanft zu sich; weinte mit dem Kinde, nahm es auf ihren Schooß, und tröstete es mit den Worten: hat dir mein Mann versprochen, dein Vater zu seyn, so will ich deine Mutter werden; weine nicht, mein Töchterchen! —

„Aber, Frau, da sind noch zwei andere Kinder, Schwester und Bruder von diesem Mädchen, denen es eben so geht.“ —

„Nun, wenn du meinst, so reise hin und hole sie.“ —

Des folgenden Tages reiste er also mit seinem Wagen ab, um die andern beiden Waisen gleichfalls zu holen.

„In Gottes Namen fahre hin,“ sagte die gute Frau beim Abschiede, „Gott wird uns wohl Brod für sie geben.“

Über der Herr von D. hatte unterdeß das Vorhaben des Holländers erfahren, und wollte die Kinder nicht mit ihm ziehen lassen.

Er ließ ihn zu sich kommen, und gab ihm einen Verweis, daß er schon, ohne die Erlaubniß des Gutsherrn zu suchen, das jüngste Mädchen fortgenommen hätte. Ihr Vater, (er war ein Schneider gewesen) ihr Vater, sagte der gnädige Herr, ist über 50 Thaler schuldig geblieben; für diese Schuld will ich die Kinder unterthänig \*) machen. —

„Das geb ich nicht zu, gnädiger Herr,“ rief der Holländer; „und wenn es auf weiter nichts, als auf die funfzig Thaler ankommt, so reise ich nach Hause, und hole sie; denn die Kinder liegen mir zu sehr am Herzen.“ —

Er gieng, kam wieder, brachte das Geld, bezahlte die Schuld, und nahm die Kleinen mit sich.

Er pflegte hernach, wenn man ihn um seine Kinder befragte, zuweilen halb lachend zu sagen: „Ich habe zehn, sieben eigne Kinder, und drei habe ich mir gekauft.“ —

„Hier ist, was der ehrliche Holländer im Jahr 1781 über seine angenommene Kinder

\*) Das heißt, zu Leibeignen machen.

sagte: „Gottlob, es hat mich und meine Frau noch nie gereuet. Es sind gute Kinder; ich habe sie wie meine eignen gehalten; auch ist unter ihnen und metnen eignen nie Zank gewesen.“

„So klein sie auch waren, als ich sie zu mir nahm, so wenig haben sie je eine harte Züchtigung nöthig gehabt.“

„Jetzt sind sie alle groß. Die eine dient mir zu H. als Ausheberinn, und führt mir da die Wirthschaft sehr ordentlich. Dies ist die Kleine, die vier Jahr alt war.“

„Den Sohn, einen verständigen jungen Menschen, hab ich bei mir zu K. (wo der Holländer jetzt wohnt); und das älteste Mädchen ist verheirathet. Sie hat einen Fischer zum Mann, und lebt sehr vergnügt.“

„Ich habe ihre Mitgabe besorgt, als wäre sie meine leibliche Tochter gewesen. Sie hat schon zwei Kinder, und ich habe die Freude, daß sie mich Großvater nennen.“

Eben der brave Mann nahm nachher auch seinen Schwager, der nach dem Tode seiner Frau in schlechte Umstände gerathen war, nebst einigen Kindern zu sich.

„Denn, sagte er, als ers erzählte, ich war ihm ja der nächste.“

„Nun sollte man zwar meinen, daß wir selbst alles brauchten, was ich verdiene, und man glaubt auch nicht eher, etwas für andere übrig zu haben, als bis man es versucht hat. Aber wenn man ordentlich und arbeitsam lebt, so bleibt noch immer was übrig, das man abgeben kann.“

Aus öffentlichen Nachrichten.

-----

## Die Tabackspfeife.

„Gott grüß euch, Alter! — Schmeckt das  
Pfeifchen?  
Weißt her! — Ein Blumentopf  
Von rothem Thon, mit goldnen Reifchen! —  
Was wollt ihr für den Kopf?“ —

D Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!  
Er kömmt vom bravsten Mann,  
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen \*)  
Bei Belgrad \*\*) abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!  
Es lebe Prinz Eugen!  
Wie Grummet sah man unsre Leute  
Der Türken Glieder mähn. —

„Ein andermal von euren Thaten;  
Hier, Alter, seyd kein Tropf,  
Nehmt diesen doppelten Dukaten  
Für euern Pfeifenkopf.“

Ich bin ein armer Kerl, und lebe  
Von meinem Gnadensold;  
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe  
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur: einst jagten wir Husaren  
Den Feind nach Herzenslust,

\*) Ein Basha, richtiger Pascha, ist ein hoher Kriegsbediente bei den Türken.

\*\*) Eine Festung in der Europäischen Türkei, bei welcher 1717 die kaiserlichen Truppen unter Anführung des Prinzen Eugen einen großen Sieg über die Türken davon trugen.

Da schoß ein Hund von Janitscharen \*)  
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel,  
Er hält' es auch gethan,  
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel  
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende  
Reicht er mir all sein Geld  
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände,  
Und blieb noch sterbend Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,  
Der dreimal Plünderung litt;  
So dacht ich, und zum Angedenken  
Nahm ich die Pfeife mit,

Ich trug auf allen meinen Zügen  
Sie wie ein Heiligthum,  
Wir mochten weichen oder siegen,  
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife  
Das Bein durch einen Schuß;  
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,  
Und dann nach meinem Fuß.

„Ihr rührt mich, Freund, fast bis zu Zähren.  
O sagt, wie hieß der Mann,  
Damit auch mein Herz ihn verehren  
Und ihn beneiden kann.“

Man hieß ihn nur den tapfern Walther;  
Dort lag sein Gut am Rhein. —  
„Das war mein Ahne, liebes Alter,  
Und jenes Gut ist mein!“

\*) Der beste Theil des türkischen Fußvolks.

„Kommt, Freund, ihr sollt bei mir nun leben;  
Vergesset eure Noth!  
Kommt, trinkt mit mir von Walthers Neben,  
Und eßt von Walthers Brodt.“

Nun, topp! Ihr seyd sein wahrer Erbe!  
Ich ziehe morgen ein,  
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,  
Die Türkenpfeife seyn!

Pfeffel.

### Zwölf brave Söhne.

Folgende Geschichte trug sich im vorigen Jahre zu London zu.

Es lebte daselbst — vermuthlich auch noch jetzt — ein fast hundertjähriger Mann, von Handwerk ein Schneider.

Dieser Mann hat zwölf Söhne, die alle Soldaten sind, und die in dem letzten Amerikanischen Kriege sich alle brav gehalten haben.

Die Vorsehung hatte über ihr Leben gewacht; und neulich kamen sie alle gesund und unversehrt zurück; und sie eilten, ihren alten Vater aufzusuchen.

Als sie bei ihm ankamen, fanden sie ihn in großer Dürftigkeit. Es fehlte ihm sogar an Brod.

„Kein Brod! rief einer der Söhne aus, (es war der jüngste von allen) und er hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben! Das ist nicht recht; ihm muß sogleich geholfen werden!“

Aber wie? erwiederten die andern.

„Wie? Ist denn kein Leihhaus \*) hier?“

\*) In großen Städten pflegt ein Haus zu seyn, wo man

Ein Leihhaus? — Ja; aber was kann uns das helfen, die wir nichts zu versehen haben?

„Wir hätten nichts? Hört nur, Brüder; unser Vater hat viele Jahre lang das Schneiderhandwerk getrieben, und stirbt jetzt Hungers; das beweiset seine Ehrlichkeit zur Genüge. Wir, seine Söhne, haben dem Vaterlande gedient, und keiner darf sagen, daß wir unsre Ehre jemals besleckt haben. Kommt, laßt uns unsre Ehre für ihn versehen! Man wird uns, hoffe ich, doch wol fünfzig Pfund \*) auf ein solches Pfand leihen!“

Die Brüder lächelten anfangs über diesen Einsfall; endlich billigten sie ihn. Einer fertigte solgendes Billet aus, und alle unterschrieben es:

Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der in einem Alter von beinahe hundert Jahren in die äußerste Armuth gerathen ist, alle Soldaten und alle eifrig im Dienste des Königs und des Vaterlandes, bitten die Herren des Leihhauses um die Summe von fünfzig Pfund, ihren armen unglücklichen Vater zu unterstützen. Zur Sicherheit darüber verpfänden wir unsre Ehre und versprechen, besagte Summe nach Verlauf eines Jahres wieder zu bezahlen.

Dieses Billet schickten sie nach dem Leihhause. Man zahlte ihnen die verlangten fünfzig Pfund aus, zerriß das Billet, und versprach, den Asten zu versorgen, so lange er lebte.

S kaum wurde diese Begebenheit bekannt, so liefen Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, den Schneider zu sehn, und keiner kam mit leerer Hand.

Geld geliehen bekommt, wenn man irgend eine Sache von Werth zum Unterpande geben kann.

\*) Dreihundert Thaler.

Der Schneider kam auf diese Art in so gute Umstände, daß er nun im Stande ist, seinen braven Söhnen ein kleines Kapital zur Belohnung ihrer kindlichen Treue zu hinterlassen.

Aus öffentlichen Nachrichten.

— — — — —

Eine seltene Begebenheit am  
8ten November 1783.

Die merkwürdige Geschichte, die ihr hier lesen werdet, ist an dem angezeigten Tage im Osnasbrückischen vorgefallen. Derjenige, welcher Zeuge davon war, meldet sie mit folgenden Worten.

Vor einigen Wochen kam ein Mann, der in dem Dorfe D. eine kleine Bauerstelle bewohnt, in mein Haus, und bat mich, ihm einen Empfehlungsbrief zu schreiben, worin ich bezeugte, daß er ein ehrlicher Mann sey. Ich ließ mich mit ihm in folgendes Gespräch ein.

Ich.

Wem soll ich denn das schreiben?

Er.

Dem Herrn Amtmann zu — — (er nannte einen Ort außer Landes) zu dem ich jetzt gehen wollte, wegen eines gewissen Anliegens.

Ich.

Darf ich dieses Anliegen wissen?

Er.

Warum nicht? — Einer aus unserm Dorfe, der ehrliche — — ist dort ins Gefängniß gelegt worden, von wegen einer Schlägerei, davon er wissen soll, und woran er insgeheim Antheil

genommen zu haben beschuldiget wird. Ich halte den guten Mann für unschuldig, und böse Leute sind es, die ihn verdächtig gemacht haben.

J. h.

Nun?

Er.

Er ist nun schon acht Wochen dort im Lande, wohin er sich Geschäfte halber begeben hatte, im Gefängniß festgehalten; und weil ich den Mann wegen seiner Redlichkeit werth halte, so habe ich ihn während der Zeit einigemal besucht. Er lag leider! in einem kläglichen Diebsgefängnisse. Sein gutes Gewissen gibt ihm wol standhaftesten Muth, aber das ging mir doch sehr zu Herzen, als er so oft um seine Frau seufzte und sich nach seinen beiden krank liegenden Kindern ängstlich sehnte.

J. h.

Setzt euch doch auf den Stuhl da, und fahret fort.

Er.

Er sagte mir, daß er den lieben Gott nur darum bäte, daß er doch seine beiden kleinen Kinder so lange im Leben erhalten möchte, bis er sie noch einmal lebendig sähe. Allein nun habe ich, nach meiner Wiederkunft, die Kinder so elend krank gefunden, daß sie wol nicht einige Tage mehr überleben werden. Seine Frau mag ihm von dem Krankenlager nichts meiden, weil sie fürchtet, daß Gram und Kummer ihren einsamen Mann auch bald zu Grabe bringen würden.

J. h.

Und was denkt ihr nun dabei zu thun?

Er.

Ich habe diese Nacht davor nicht schlafen könn

nen, weil mir das Herz zu sehr beschwert war. Daher habe ich beschlossen hinzugehen, um dort an die Stelle des ehelichen Mannes mich hinsetzen zu lassen, damit er aus der Beklemmung des Herzens komme, seine Kinder noch einmal sehe, und wenn es Gott gefällt, sie zur Erde bestatte. In was für Jammer würde der Mann kommen, wenn er hörte, daß seine Kinder nicht mehr im Leben seyn, und vorher mit einander so vieles gelitten! — Ich will den Herrn Amtmann so lange bitten, bis er ihn an meiner Statt losgibt. Ich wollte Sie nun freundlich bitten, mir einen Brief an den Herrn Amtmann mitzugeben, weil Sie doch mit ihm bekannt sind.

Jch.

Ihr seyd ein braver Mann! Dafür habe ich euch immer gehalten, und diese Geschichte macht euch bei Gott und Menschen Ehre. Sogleich will ich den Brief fertig haben. Zuvor sollt ihr mit mir essen; denn es schmeckt mir besser, wenn ich davon weiter mit euch reden kann.

Er.

Noch eine Bitte: meine Frau habe ich bereubet, daß sie mich hingehen läßt; allein sie weiß nicht, daß ich in einem Diebsbehältnisse sitzen werde. Sollte sie nun hernach davon hören, so wollte ich Sie bitten, es ihr auszureden, weil sie Ihnen am meisten glaubt.

Jch.

Gut, lieber Mann! — Nun, hier ist der Brief. Ich versichere euch, daß ihr an dem Herrn Amtmann einen braven Mann finden werdet. Ihr sagtet zu mir, daß ihr nicht hättet schlafen können, glaubt ihr auch, daß ihr im Gefängnisse Schlaf haben werdet?

Er.

Ja, das glaube ich gewiß eher. Denn meine Frau und Kinder sind gottlob! gesund, und was wird sich der Mann nicht freuen bei seiner lieben Frau und Kindern, wornach er Tag und Nacht sich so lange schon gefhnt hat! Und Gott ist ja bei mir im Gefängnisse.

Ich.

Das wird euch Gott vergelten. Ich habe in dem Briefe geschrieben, daß ich für euch Bürge bin, daß ihr nicht entweicht, bis der — wieder kommt und euch ablöst.

Er.

Sie sollen sehen, daß wir beide ehrlich handeln, und ich danke Ihnen für das Vertrauen.

Ich.

So begleite euch Gott, und gebe euch ferner Muth zu eurer christlichen That!

Großer Gott! wer suchet in niedrigen Hütten solche lautere, ungekünsteite, fromme Empfindlichkeit! Und solchen edlen Sinn findet man da oft.

Die Folge war, daß der Amtmann die Sache des Gefangenen sogleich untersuchte, und nach einigen Tagen kam er aus dem Gefängnisse zu den Seinigen.

---

### Anekdote

vom Schultheiß Wengl.

**Z**ur Zeit der Reformation war die Stadt Solothurn in Ansehung der Religion getheilt;

einige hatten schon die Lehre des Calvin's angenommen, andere waren dem alten römischen katholischen Glaubensbekenntnisse treu geblieben.

Nun waren die Reformirten einst in einem Hause versammelt, um über ihre Angelegenheiten zu rathschlagen. Unterdeß nahmen die andern einige Kanonen aus dem Zeughause, und fingen an auf das Haus, worin jene versammelt waren, zu schießen.

Auf den ersten Knall sprang der katholische Schultheiß *Wengi* herzu, stellte sich vor das zweite zum Losschießen bereitete Stück, und sagte zu seinen Religionsgenossen:

„Wenn ihr Bürgerblut vergießen wollt, so vergießet mein's; eher gebe ich nicht zu, daß ihr diese ehrlichen Leute, die eure und meine Brüder und Mitbürger sind, wenn sie schon anders denken, als wir, zu Grunde richtet.“

Sie ließen darauf ab, und der Aufruhr war gestillt.

---

### Der Zuruf an Jünglinge.

**W**as steht ihr am Wege  
So müßig und träge  
Zur Arbeit und Müh?  
Wer immer nur sinnet,  
Und nimmer beginnet,  
Der endet auch nie.

Drum weg mit dem Zaubern,  
Drum weg mit dem Plaudern,  
Von Jugendgefühl!

Nicht

Nicht bloß mit Empfinden;  
Mit Handeln nur finden  
Wir endlich das Ziel.

Schön ist es, zu lehren  
Die Tugend zu ehren,  
Das Laster zu fliehn;  
Doch schöner, wenn Saaten  
Bald reifender Thaten  
Den Wanderer umblühn;

Wenn Wonne mit Segen  
Auf dornichten Wegen  
Die Reif ihm verkürzt,  
Und Tugend im Kleide  
Der Unschuld, die Freude  
Gedoppelt ihm würzt.

Das soll sie! wir schwören  
Sie ewig zu ehren  
Mit Thaten und Sinn!  
Sie fest zu umfassen,  
Und nimmer zu lassen  
Um keinen Gewinn!

Vollendete blicken  
Herab mit Entzücken  
Auf unsern Entschluß,  
Zu größern Werken  
Die Seele zu stärken  
Durch himmlischen Kuß.

Auf! Hände in Hände,  
Wir wallen behende  
Und enden den Lauf!  
Dann nehmen die Schatten  
Des Himmels die matten  
Vollendeten auf.

## An eine empfindsame Romanenleserin.

Härme dich doch so vergeblich nicht,  
 Armes Mädchen! trockne dir die Zähre  
 Von dem lieben Angesicht!  
 Was dein zartes Herzchen bricht,  
 Ist ja nur Schimäre,  
 Ist ja nur Gedicht!

Einen Mann, der wie dein Held,  
 Grandison, an seiner Sphäre  
 Hoch hinauf zu Engeln hingestellt,  
 Immer sich in seine Tugend hüllt,  
 Findest du — ich wette Kopf und Kragen  
 Nirgends in der ganzen Welt;  
 Und dein Siegwart, dessen Trauerbild,  
 Duster im Geleit der Klagen,  
 Immer dir vor Augen schwebt,  
 Hat auf dieser Erde nie gelebt.

Aber dennoch kannst du nicht genug,  
 Weinen über Leiden,  
 Die er nimmermehr ertrug,  
 Und dich gar nicht satt am Kummer weiden,  
 Der am Ende dich verzehrt! —

Sey klug,  
 Und versäume nicht, was schön und wahr,  
 Uns mit tausend Freuden zu erfüllen,  
 Unbegreiflich, herrlich, wunderbar  
 Hier geschaffen ist, um einer Fabel willen,  
 Die vielleicht ein guter Mann,  
 Sich und seinem lieben Weibe  
 Zur Erbauung, einst ersann,  
 Und alsdann zum Zeitvertreiber  
 Blöder Müßiggänger drucken ließ.

Aber denke dir die Welt auch nicht verkehrt,  
 Wie sie dir ein andres Büchlein, zuckersüß,  
 Von der falschen Seite kennen lehrt:

Freilich ist sie schön und voller Segen  
 Ueberall; allein deswegen  
 Lange noch nicht so ein türkisch Paradies,  
 Wo die Menschen immer nur sich lieben,  
 Immer nur spazieren gehn,  
 Und von überspannter Großmuth angetrieben,  
 Lauter edle Thaten üben,  
 Deren wir hier wenig sehn.  
 Hier verschenken wir nicht so die Wechsel,  
 Wie der Dichter sie verspellt,  
 Dem, wie von der Futterbank der Hechsel,  
 Haufenweise gleich das liebe Geld  
 Nach Belieben aus der Feder fällt,  
 Unterdeß die Taschen leicht und dünne  
 Jedes Lüftchen hebt,  
 Und in seinem Beutel eine Spinne  
 Sorglich ihr Gewebe webt.  
 Aus Ostindien, das flugs mit Sonnen  
 Goldes bei der Hand  
 Scheue Armuth aus Romanen bannt,  
 Kam zu deiner Väter Zeit  
 Wol ein goldnes Bächlein hergeronnen,  
 Und ertränkte Deutsche Redlichkeit;  
 Aber lieber fleißig Flachs gesponnen,  
 Als noch jetzt auf J dien gehofft;  
 Denn, das Bächlein fließt nicht mehr so oft!  
 Auch gewinnst du sicher nie,  
 Oder Wahrheit müßte trügen,  
 Gleich Quaternen in der Lotterie,  
 Wenn sie nicht ein Ungefähr dir zieht;  
 Kannst nicht stets an Silberbächen liegen,  
 Wo dich Blätterschlag und Nachtigallenlied  
 Sanft in süßen Schlummer wiegen;  
 Kannst nicht immer, ohne was zu thun,  
 Froh auf Rosenblättern ruhn.  
 Wer hier Freuden schmecken will, muß anders  
 Thätig seyn, und ohn' Empfindelei,  
 Dicht an jedes angeschlossen,

Der Bestimmung, die ihm ward, getreu,  
Ehrbar leben und das bitichen Leiden,  
Das uns öfters hinterdrein,  
Unsre Mängel schaffen, nicht so scheun.

Wähle dann nun zwischen beiden;  
Der Romanenwelt, die dich betrügt,  
Und der wahren, die mit ihreu Freuden  
Jenen Traum bei weiten überwiegt.  
Wähle weise; freue dich und spare  
Diese Thränen, die einst viele Jahre  
Froh verfloßen sind, und dann —  
Wovor lieber dich dein Gott bewahre! —  
Einst der edle gute Mann,  
Der mit dir durch dieses Leben wallte,  
Seinem Ende nah, die matte, kalte  
Hand, von Todesblässe schon bedeckt.  
Schwer und halb; erstarrt der deinen  
Noch zum letztenmal entgegenstreckt —  
Dann — dann magst du weinen

¶ \* \*

---

Willich,  
oder der gute Haushälter.

In einer großen Handelsstadt lebte ein reicher  
Kaufmann, Namens Willich.

Ob derselbe gleich schon lange gestorben ist, so  
blühet doch sein Andenken noch beständig. Ja  
man stellt ihm zu Ehren jährlich ein eigenes  
Fest an. Damit hat es folgende Bewandniß.

Noch bei seinem Leben stiftete er ein Waisenz-  
haus, worin arme Kinder erzogen und in allem  
Nothwendigen unterrichtet werden. In dem  
Tage nun, wo dieses Haus gestiftet ist, wird

allemaal dem verstorbenen Willich erstlich eine kurze Gedächtnisrede gehalten, worin die Waisenkinder an ihren Wohlethäter erinnert werden: alsdann dürfen sie sich mit allerlei unschuldigen Spälen eröden, und es wird dafür gesorgt, daß sie diesen Tag so vergnügt, wie möglich, zubringen.

Aber ihr wollt gewiß mehr von diesem Willich wissen, der einen so guten Ruhm hinterlassen hat. Hört also von mir, die kurze Lebensgeschichte dieses Mannes, und sucht ihm, so viel wie möglich, in allen Stücken gleich zu werden.

Wenn ihr dann auch gleich kein Waisenhaus stiftet, wie er gethan hat, so werdet ihr doch den Vortheil davon haben, daß ihr gute und glückliche Menschen werdet.

Er war der einzige Sohn seiner Eltern, die ihn von seiner frühesten Kindheit an, zur Ordnung und Sparsamkeit gewöhnten. Insbesondere hielten sie ihn immer dazu an, daß er seine Kleider und Bücher beständig in guter Ordnung halten mußte, und nichts von seinen Sachen muthwillig zu Grunde gehen lassen durfte.

Neben ihm erzog sein Vater noch den Sohn eines armen Anverwandten, und wenn dieser zuweilen seine Sachen besser in Acht nahm, wie der junge Willich, so bekam er gemeinlich für das, was er an Kleidern oder Büchern durch seine Ordnung erspart hatte, ein neues Buch, eine neue Landkarte, oder was er sonst sich wol mochte gewünscht haben, zur Belohnung.

„Karl, so hieß der Vornahme des jungen Willichs, Karl! pflegte sein Vater dann wol zu sagen: gerne machte ich dir jetzt auch so ein Geschenk, wie dein Vetter Fritz bekommen hat;

aber für das Geld, wofür ich es dir hätte kaufen wollen, muß ich dir nun einen neuen Rock anschaffen, weil du den vorigen muthwilliger Weise so sehr mit Dintenflecken beschmutzt hast, daß du ihn nun nicht mehr tragen kannst.“

Dann bereute Karl seine Unordnung, und faßte den Vorsatz, sich zu bessern, welches er auch wirklich that, damit ihn sein Vetter Fritz, dem er sonst sehr gut war, doch nicht an Ordnung und Sparsamkeit übertreffen möchte.

Spare was, so hast du was! pflegte der alte Willich wol zu sagen; aber wenn in dem Augenblick ein Armer vor seine Thür kam, so sagte er: brich den Hungrigen dein Brod! und ging hinaus, und gab ihm gerne nach seinem Vermögen.

Einige Leute, die ihn nicht kannten, hielten ihn wegen seiner großen Sparsamkeit für geizig; die ihn aber kannten, wußten wol, daß er nur deswegen so sparsam war, um desto mehr Gutes zu thun.

Dieses that er aber im Stillen, daß es niemand erfuhr, weil er nicht mit seinen Wohlthaten pralen wollte.

Diese edle Denkungsart des alten redlichen Willich hatte auf Karln einen sehr starken Einfluß, und er nahm dieselbe mit jedem Tage immer mehr in seinen kleinen Handlungen an.

Er bekam wöchentlich etwas Taschengeld zu seinem Vergnügen. Nun war einer unter seinen Mitschülern, ein sehr ordentlicher und fleißiger junger Mensch, welcher seine ganze Freundschaft besaß. Dieser junge Mensch war aber so arm, daß er sich eines der nöthigsten Bücher, welches er in der Schule brauchte, nicht anschaffen konnte, und darüber im Lernen sehr zurück bleibend mußte.

Dies dauerte den guten Karl, wenn er seinen Freund so sitzen sah, und sein Nachbar ihn zuweilen nicht einmal in sein Buch wollte mit einsehen lassen.

Nun war es gerade in der Obstzeit, und der alte Willich bemerkte seit einiger Zeit nicht, daß Karl sich Kirschen, die er sonst so gern aß, gekauft hätte. Er verwunderte sich darüber, sagte ihm aber nichts, bis Kar. zu ihm kam und sagte:

„Lieber Vater, ich habe mir jetzt von meinem Taschengelde einen Gulden erspart; wollten Sie mir wol erlauben, daß ich dafür den jungen Ernst ein Buch kaufen dürfte, das er nothwendig braucht, und sich doch nicht anschaffen kann?“

Er erhielt die Erlaubniß leicht von seinem Vater, welcher sich innerlich über diese gute Gesinnung seines Sohns freute; er kaufte das Buch gleich, ließ es einbinden, und gab es den andern Tag seinem Freunde.

Dieser war vor Freuden auffer sich, umarmte ihn, und dankte ihm auf das zärtlichste für dies angenehme Geschenk.

Nun hatte Karl zwar diesen Sommer keine Kirschen gegessen. Aher dafür hatte er das Vergnügen, seinem Freunde einen Dienst zu erzeigen. Oft hatten ihn seine Mitschüler auch für geizig gehalten, wenn sie sich alle etwas kauften, und ihn auf keine Weise mit dazu bereden konnten. Hätten sie aber seine Absicht gemußt, so würden sie gewiß nicht so unbillig von ihm gerurtheilt haben.

Noch eine Geschichte muß ich euch von Karl erzählen, woraus ihr wieder sehen werdet, daß er seinem Vater ganz nachahmte.

In Willichs Hause herrschte überall Ordnung und Sparsamkeit; Ueberfluß und Ver-

Schwendung suchte man auf alle Weise zu vermeiden. Daher wurden auch nur an allen hohen Festtagen Kuchen gebacken. Nun fügte es sich einmal, daß der alte Willich von einigen seiner Anverwandten besucht wurde, die ihre Kinder mitgebracht hatten. Diesen theilte er den Kuchen aus, und Karl bekam auch sein Stück wie die andern.

Er ging darauf mit seinen jungen Anverwandten in den Garten, wo ein jeder sein Stück Kuchen aß. Nur er ließ von seinem die Hälfte übrig, um es sich bis auf den andern Morgen aufzusparen, weil er wußte, daß dann keiner mehr ausgetheilt wurde.

Die Andern lachten ihn darüber aus. Er sagte aber zu ihnen: „die Hälfte des Kuchen würde mir nicht so gut schmecken, als Morgen, wo ich sonst vielleicht gern welchen hätte, und dann keinen mehr bekommen würde; darum will ichs mir aufheben.“

Den andern Morgen war der letzte Festtag. Die Sonne schien so warm, und Karl stellte sich vor die Thüre hin, um sein Stückchen Kuchen zu verzehren.

Indem sah er einen Knaben in zerrissenen Kleidern traueig die Straße herab kommen, welcher sich darauf, gerade dem Hause gegenüber, auf einen Stein hinsetzte und Brodkrumen aus seiner Tasche suchte, um seinen Hunger damit zu stillen.

„Lieber Gott; dachte Karl, ich esse jetzt Kuchen, und dieser arme Knabe hat am Festtage nicht einmal Brod zu essen!“

Ehe er sich noch lange bedachte, nahm er sein Stück Kuchen, das er sich so sorgfältig aufgespart hatte, ließ hin, und gab es dem armen Knaben. Darauf lief er sogleich wieder ins Haus,

und war so vergnügt, als ob ihm selber sein Kuchen noch so gut geschmeckt hätte.

Seine jungen Anverwandten, die nichts von dieser guten Handlung wußten, lachten ihn über seine Sparsamkeit aus; er schwieg aber, undkehrte sich nicht daran, weil er wohl wußte, wozu es gut war, wenn man mäßig und sparsam ist.

Einmal bekam er von seinem Vater ein außerordentliches Geschenk. Das war nämlich ein kleiner Schrank von Pappe mit vier Schublädchen.

Vor dem untersten standen die Worte: Für die gegenwärtigen Bedürfnisse; vor dem zweiten: Für die zukünftigen Bedürfnisse; vor dem dritten: Für die Armen, und vor dem vierten: Für Vergnügungen.

„Dies Schränkchen, sagte der alte Willich, muß du ja in Acht nehmen, und es als ein großes Kleinod aufbewahren, bis du groß wirst: denn es kann dich einmal zu einem glücklichen und reichen Manne machen. Dies Schränkchen soll dir zum Sinnbilde dienen, daß du immer erst auf das denken muß, was du gegenwärtig nothwendig brauchst; dann auf dasjenige, was du in der Zukunft nöthig haben wirst; und wenn du beides hast, so suche das dritte Schublädchen in deinem Schränkchen vor, und erinnere dich der Armen; wenn du diese bedacht hast, so kannst du auch wohl das vierte Schublädchen ansehen, und dir einmal ein unschuldiges Vergnügen machen.“

Diese Lehren prägten sich tief in das Herz des jungen Willichs ein.

Oft, wenn er etwas Geld bekam, so wollte er es auf die Art, wie ihm sein Vater gesagt hatte, in die Schublädchen vertheilen; weil er aber sowohl alle seine gegenwärtigen als zukünftigen Bedürfnisse für jetzt von seinen Eltern

erhielt; so mußte das erste und zweite Schubladchen noch leer bleiben, in das dritte und vierte aber pflegte er gemeiniglich sein Taschengeld zu vertheilen, so daß er nur die Hälfte zu seinem Vergnügen und die andere für die Armen bestimmte.

So brachte er seine Kinderjahre zu. Er entschloß sich alsdann die Kaufmannschaft zu lernen, und in seinem fünfzehnten Jahre trat er bei einem angesehenen Kaufmanne, der zugleich ein rechtschaffener frommer Mann und ein Freund seines Vaters war, in die Lehre.

Hier bemühet er sich nun alle die Lebensregeln anzuwenden, die sein Vater ihm so oft gegeben hatte. Er hielt beständig auf Ordnung und Keuslichkeit, wodurch er sich sehr beliebt machte.

Auch besaß er sich immer einer gewissenhaften Treue gegen seinen Herrn, und einer wahren und aufrichtigen Frömmigkeit gegen Gott.

Während der Zeit aber starben seine beiden Eltern, welche kurz vorher durch die Schuld eines Andern um ihr ganzes ansehnliches Vermögen gekommen waren, so daß sich der junge Billich nur bloß auf seinen eignen Fleiß verlassen mußte, weil er nichts mehr zu hoffen hatte.

Er trug aber dieses anscheinende Unglück mit vieler Standhaftigkeit, und bei dem Schmerz über den Verlust seiner Eltern vergaß er den Verlust eines großen Vermögens, ob er es gleich damals noch nicht wußte, daß dieser Verlust größtentheils die Quelle seines künftigen Glücks seyn würde, weil dadurch eben seine ganze Thätigkeit desto stärker angefeuert wurde.

An seine Eltern aber erinnerte er sich beständig mit inniger Wehmuth, und noch in seinem hohen Alter hat er oft bei ihrem Andenken Thränen der Dankbarkeit vergossen.

Als seine Lehrjahre vorbei waren, bekam er nun selber seine kleine Einnahme, und sogleich erinnerte er sich wieder an das Schränkchen, das ihm sein Vater gegeben.

Erstlich legte er in das unterste Schublädchen das Geld zu demjenigen, was er just an Kleidern und Wäsche nothwendig brauchte, um anständig zu erscheinen.

Hiebei will ich euch sagen, Kinder, was anständig erscheinen heißt. Ihr wißt, es giebt verschiedene Stände in der Welt, und ein jeder muß einmal seinem Stande gemäß leben. Daher muß sich der Kaufmann nicht wie der Bauer kleiden, sonst kann er unter seines Gleichen nicht mit Anstande erscheinen, und es kömmt so heraus, als ob er ein Sonderling seyn wollte.

Fretlich wäre es besser, wenn dieser Unterschied nicht so groß wäre, und wenn ein jeder sich nur das anschaffen dürfte, was man eigentlich nothwendig braucht. Aber da es nun einmal so ist, so werden wir es wohl nicht abändern, und müssen uns also in die Welt schicken.

Das that der junge Willich ebenfalls. Darum dachte er zuerst darauf, was er jetzt in seinem Stande nothwendig brauchte.

Hätte er es nun, wie viele seiner Bekannte, machen wollen, so wäre die andere Hälfte seiner Einnahme zum Vergnügen angewandt worden, und sowohl das Schublädchen für die Armen, als das für die Zukunft, hätten leer ausgehen müssen.

Ein edler Gedanke aber, der bei ihm immer lebhafter wurde, ließ dies nicht zu.

Er erinnerte sich aus seinen Knabenjahren noch immer des Auftritts mit dem armen Jungen, der seiner Thür gegenüber auf dem Steine saß, und Brodkrumen aus der Tasche suchte.

und dem er nachher noch sein Stück Kuchen gab.

Dabei fiel ihm immer die große Ungleichheit unter den Menschen ein, wie der eine so oft alles im Ueberfluß, und der andere nicht einmal so viel hat, daß er seinen Hunger stillen kann.

Wenn er dieser Betrachtung nachhieng, so konnte er oft bis zu Thränen gerührt werden, und wenn er zuweilen theure und wohlschmeckende Speisen genoß, so konnte er sich des Gedankens nicht erwehren: wer weiß, wie viele jetzt in dieser Stadt sind, die gerne mit der geringsten Kost fürlieb nehmen würden, wenn sie dieselbe nur haben könnten!

Dann stieg oft der Wunsch in seiner Seele auf: könntest du doch nur etwas beitragen, diese traurige Ungleichheit unter den Menschen zu mildern, daß, wenn der eine gleich Reichthum und Ueberfluß hätte, der andere doch wenigstens nicht Mangel litte! —

Das machte ihm aber auch bei seinem guten Herzen oft vielen Kummer, wenn er sah, wie der Reiche das Wenige noch an sich raffte, was der Arme besaß, und damit noch nicht zufrieden war, sondern ihn überdem noch zu Sklaven-Arbeit zwang.

Dann gab er oft dem ersten Armen, den er sah, mehr, als er nach seinen Umständen geben konnte, und dann war es ihm doch immer, als ob er einen Tropfen Wasser in einen leck gewordenen Eimer gösse.

Er fühlte die allgemeine Noth, insbesondere in seiner Vaterstadt, wo ein großer Theil der ärmsten Einwohner ihre Kinder nicht erziehen konnten, so daß dieselben nothwendig verwildern mußten, und jeder Keim zum Guten in ihnen erstickt wurde.

Willich dachte sich dabei alle die traurigen Folgen auf die Zukunft, und je älter er wurde, desto mehr nahm auch diese Empfindung bei ihm zu.

Dadurch bildete sich nach und nach der Gedanke in seiner Seele: ich will streben, will arbeiten, um etwas zu erwerben! — Vielleicht segnet mich Gott, daß ich Andere wieder glücklich machen kann. —

Und nun gab er für jetzt den Armen weniger, weil er doch einsah, daß er dadurch die Wunde nicht heilte, sondern den Schmerz nur auf eine kurze Zeit linderte, der nachher desto stärker wieder ausbrechen würde.

Er richtete also seine gegenwärtigen Ausgaben so gering, wie möglich, ein; was er jetzt den Armen gab, entzog er sich selbst an seinen Bedürfnissen; auf die erlaubtesten Vergnügungen, sobald sie mit Kosten verknüpft waren, that er vors erste gänzlich Verzicht, und dachte jetzt bloß auf das Schußlädchen für die Zukunft.

Nun hielt ihn jedermann, ausser wenigen Freunden, für geizig; er freute sich aber, daß er sich selber von einer bessern Seite kannte, als wovon ihn Andere beurtheilten; und so gieng er immer seinen Gang fort, ohne sich durch die Urtheile der Menschen irre machen zu lassen.

Weil er in den letztern Jahren als Buchhalter eine ansehnliche Einnahme hatte, so ersparte er sich bald so viel, daß er selbst einen kleinen Handel anfangen konnte.

Nun diente ihm das kleine Schränkchen von seinem Vater wieder zur Nistschnur, wornach er sein erworbenes Kapital eintheilte.

Durch eine Heirath bekam er noch etwas Vermögen dazu, und nun legte er den größten Theil seines Geldes in die Schublade für die Zukunft, um noch mehr damit zu erwerben, weil er schon damals in Gedanken mit dem großen Entwurf umgieng, den er nachher wirklich ausführte.

Zu den täglichen Bedürfnissen an Essen, Trinken und Kleidern bestimmte er nicht mehr als nothwendig erfordert wurde, und schränkte sich noch dazu, so viel wie möglich, ein.

Die Armen bekamen weit mehr, als er für sein Vergnügen bestimmt hatte.

Ueberhaupt war die Schublade zum Vergnügen immer die kleinste, und wenn zuweilen die für die Armentasse leer war, so wurde der Mangel aus jener wieder ersetzt.

Denn die kostbaren Vergnügungen vermied er gänzlich; ja er konnte nicht einmal gut bei andern Theil daran nehmen, weil er immer dachte, daß dadurch einem großen Theil von Menschen Unrecht geschähe, die vielleicht während der Zeit im größten Elende schmachten mußten.

Weit lieber aber vergönnte er sich solche Vergnügungen, die die armen Leute auch genießen können, weil sie nichts kosten; und dabei war sein Herz immer ruhiger, weil es ihn dünkte, als ob er in dem Augenblick für seinen Theil etwas zu der größern Gleichheit der Menschen beitrüge, die er so innig wünschte.

Indessen verbesserten sich seine Umstände sehr merklich, weil das Geld, was er für die Zukunft bestimmt hatte, niemals müßig liegen blieb, sondern sich beständig vermehrte, indem er Waaren dafür einkaufte, die er nachher mit rechtmäßigem Vortheil wieder verkaufte.

Niemals aber ließ er sich verleiten, irgend einen unbilligen Vortheil zu nehmen, ob er gleich seinen Gewinnst zu einem sehr guten Endzweck bestimmt hatte. Denn, sagte er, auf die Art nähme ich ja mit der einen Hand, was ich mit der andern geben wollte! —

So wie sich nun seine Reichthümer vermehrten, bekam auch seine Armentasse immer eine Zulage. Die Schublade zum Vergnügen blieb aber noch immer wie sie war, und die zu täglichen Bedürfnissen blieb auch so.

Weil er aber seine Wohlthaten im Stillen erzeugte, und nicht damit pralzte, so wurde er wieder von vielen Menschen für geizig gehalten. — Sein Herz schwoll aber hoch empor vor Freuden, wie er sah, daß sich die Zeit näherte, wo er im Stande seyn würde, die Noth seiner Vaterstadt zu mildern.

Indeß hatte er vier Söhne erzeugt, die er so zu erziehen suchte, wie er von seinem Vater erzogen war. Auch sorgte er, daß er in die Schublade für die Zukunft für einen jeden derselben so viel zurücklegte, als zu seinem künftigen Fortkommen nöthig seyn würde.

Weil er sich nun keine Mühe verbrießen ließ, und überdem im Handel ungemein glücklich war, so mehrten sich seine Reichthümer sehr. Zu dem Endzweck aber, welchen er sich vorgesetzt hatte, reichten dieselben noch lange nicht zu.

Er entschloß sich daher in seinem fünfzigsten Jahre noch eine gefährliche Seereise zu thun, und kehrte mit großem Gewinnst wieder zurück.

Dabei ließ er es nicht bewenden, sondern wagte sich noch einmal mit der größten Gefahr seines Lebens eben so weit, seine Familie und seine Freunde mochten ihn auch davon abrathen, so viel sie wollten.

Nun verdachte ihm das Jedermann, und die Leute sagten: der alte Willich kann nimmer genug kriegen; darum wagt er sich zweimal in Lebensgefahr, damit er nur seinen unerfättlichen Getz befriedigen möge. —

Er kehrte aber glücklich zurück, und machte nun ganz im Stillen die nöthigen Veranstellungen, um seinen Plan auszuführen.

Zuerst bestimmte er für einen jeden von seinen Söhnen eine Summe, die hinlänglich war, daß sie durch eignen Fleiß ebenfalls ein ansehnliches Vermögen damit erwerben konnten.

Darauf ließ er sogleich den Grund zu dem Gebäude legen, worin arme Kinder sollten erzogen werden, und stiftete die wohlthätige Anstalt, wofür nun sein Andenken nach seinem Tode noch von vielen tausend Menschen gesegnet wird.

Winnen einigen Jahren war alles völlig eingerichtet, und noch bei seinem Leben wurde das Haus feierlich eingeweiht.

Plötzlich erschallte nun alles von seinem Lobe, da ihn vorher fast Jedermann getadelt hatte. Er aber blieb dabei eben so ruhig, als er vorher es bei dem Tadel gewesen war. Denn er hatte es einmal so weit gebracht, daß ihm der Beifall Gottes und seines eignen Herzens mehr werth war, als der Beifall anderer Menschen.

Geliebt von seinen Kindern, die er zur Frömmigkeit und Tugend erzogen, und gesegnet von seiner ganzen Vaterstadt, deren Noth er so sehr gemildert hatte, entschlief er endlich mit dem süßen Bewußtseyn seine Pflichten alle redlich erfüllt zu haben.

Wortz.

E p i s t e l.

Epistel  
an meinen Eleyen  
Adrian von A \*

an seinem dreizehnten Geburtstage.

**M**ein Liebling, höre,  
So sehr sich heut  
Dein Herz auch freut,  
Auf eine Lehre  
Von deinem Freund;  
Denn glaub' es immer  
Aufs Wort mir, feind  
Ist Weisheit nimmer  
Der Freude, Freund!  
Drum nimm die Freude  
Da, wo sie liegt,  
Und sey vergnügt;  
Nur unterscheide  
Sehr wohl: obs auch  
Die Jugend leide?

Nie sey der Bauch  
Nur deine Freude:  
Muß just dein Wein,  
Wenn andre hungern,  
Weit her aus Ungern  
Gereiset seyn?  
O, Liebster! nein.  
Mehr als ein Magen,  
Voll allerlei,  
Kann es behagen,  
Ist das Gewissen  
Von Schlangenbissen  
Der Laster frei.  
Was hilfts, sich mästen  
Bei Gallafesten;

Ach! aber, ach!  
 Der Geist bleibt schwach.  
 Dann schütteln Weise  
 Mit Spott den Kopf,  
 Und flüstern leise:  
 Der arme Tropf;  
 Wärest du beglückt,  
 Wenn mit dem Fette  
 Des Staats sich hätte  
 Dein Bauch gespickt,  
 Und wärest an Thaten,  
 Die Geist verrathen,  
 Ein armer Wicht?  
 Ich glaube nicht.

Drum laß dir rathen;  
 Und sey's auch schwer,  
 Pflanz schöne Thaten  
 Rund um dich her.  
 Sey kein Bedrücker!  
 Sey Menschenfreund!  
 Und ein Beglucker,  
 Wo Elend weint.  
 Der Tugend Lohn  
 Ist Seelenruh:  
 Religion  
 Führt dich ihm zu.  
 Wenn die nicht leitet  
 Durch diese Welt  
 Den Weg, der gleitet  
 Gewiß und fällt.  
 Wer sie verläßt am Pilgerstabe,  
 Ach! den verläßt  
 Sie auch am Grabe.  
 O Freund! verehere  
 Religion,  
 Und ihre Lehre!  
 Soll dich der Lohn.

Zu dem sie führt,  
 Und der allein  
 Den Weisen rühret,  
 Am Ziel erfreun:  
 O Freund! Verehere  
 Religion!

Brauch deine Kräfte,  
 Von Selbstnuz frei,  
 Einst im Geschäfte  
 Des Staates treu.  
 Doch dich zu heben —  
 Zu sehr sey nie  
 Das dein Bestreben;  
 Die Thorheit flieh!  
 Durch andre Schwingen,  
 Als nur durch sich,  
 Zur Höhe dringen,  
 Ist lächerlich.

Dem, der im Stillen  
 Den engern Kreis  
 Mit Thaten weiß  
 Ganz auszufüllen,  
 Winkt auch ein Preis;  
 Und wahre Freude  
 Umhüpft den Mann  
 Im Rosenkleide,  
 Der ihn gewann;  
 Macht sein Gewissen  
 An Wonne reich,  
 Ein hartes Rissen  
 Des Lagers weich.

Hebt dich zur Höhe  
 Verdienst hinan:  
 O, Freund! so stehe  
 Als Biedermann

D 2

Auf deiner Höhe:  
 Allein bedenke  
 Sehr ernst: wie schwer  
 Es Jedem ist,  
 Sich um die Bänke  
 Auf hohem Meer  
 Zu drehn mit List.  
 Besonders lenke  
 Mit Klugheit um  
 Des Schmeichlers Ränke,  
 Voll Trug, herum:  
 So steuerst du  
 Bei falschem Schimmer  
 Vorbei, und immer  
 Auf Wahrheit zu.  
 Dies Heiligthum  
 Entweihe nie!  
 O liebe sie  
 Vor Gold und Ruhm!  
 Mit ihrem Lohne,  
 Verleugne sie  
 Selbst vor dem Throne  
 Des Fürsten nie.  
 An dieser Klippe,  
 (Und noch dazu  
 Wol hoch vergöttert)  
 Ist Biedermuth  
 Und Seelenruh,  
 Dies große Gut,  
 Schon oft zerschmettert;  
 Du aber stehe  
 Auf jeder Höhe  
 Unwandbar still;  
 Der Wind umwehe  
 Dich, wie er will!  
 Und Wohlfahrt spresse  
 Durch deine Hand,  
 Und Freude fliesse  
 Von dir aufs Land;

Nicht um den Reib  
Auf dich zu ziehen;  
Durch Eitelkeit,  
Wird dein Bemühen  
So gleich entweicht.

Auch hab ich nie  
Es dir verschwiegen:  
Daß ohne Müh  
Noch nicht erstiegen  
Ein Hügel ist,  
So klein auch ihn  
Das Auge mißt.  
Sie läßt auch kühn  
Sich nicht erstiegen  
Die Unhö' — nein!  
Sie will erstiegen  
Mit Mühe seyn.  
Drum, Liebster! stehe  
Du nie den Fleiß.  
Zwar jenen Preis,  
Der deine Mühe  
So schön zulezt,  
Am Ziel, umgränzt,  
Beneztet Schweiß:  
Doch dieser Preis  
Je mehr benezt,  
Je mehr er glänzt.

Noch kannst du hoffen,  
Noch blieb der Pfad  
Zum Heil dir offen,  
Und guter Rath  
Wird, wenn du ihn  
Befolgst, dich leiten:  
Denn sieh, am Rande  
Des Pfades blüht  
Dir Ehr und Schande

Zu beiden Seiten:  
 Darum laß klug  
 Dich nicht verleiten  
 Durch Selbstbetrug.  
 O, junge Seele!  
 Sey weise — noch  
 Ist's Zeit — und wähle  
 Das Beste doch!  
 Jetzt pflanze Tugend;  
 Denn jezo glüht  
 Das Feuer der Jugend!

Wo Weisheit blüht,  
 Die Flur beneze  
 Dein Schweiß allein!  
 Da sammle Schätze  
 Der Weisheit ein!  
 Und dann — dann gehe  
 Auf die, dein Loos  
 Gewordne, Höhe,  
 Klein oder groß,  
 Mit Freuden los!

O wenn ich dann  
 Auf deiner Höhe  
 Als Biedermann,  
 Von fern dich sehe,  
 Im Kranz der Ehre  
 So würdig stehn:  
 Dann soll die Zähre  
 Der Freud', o Freund,  
 Dir — hier geweint,  
 Mein Gott nur sehn!

Tiedge.

## Baharam.

Ein Königssohn aus Persien  
 War Baharam. Um seinen Erben  
 Nicht durch die Schmeichler zu verderben  
 Ließ König Hormuz in Arabien  
 Durch einen Weisen ihn erziehn.  
 Der gab ihm Adel, nicht sein Blut,  
 Und lehrte seinen kühnen Muth  
 Vor nichts, als vor dem Laster, stehn.

Schon war auf dieser wilden Flur  
 Der Prinz zum Purpur reif geworden,  
 Als er des Vaters Tod erfuhr.  
 Er macht sich auf, verläßt die Horden,  
 Und eilt auf den ererbten Thron.

Doch fern von seinem Vaterlande  
 Erwarteten Gefahr und Bande  
 Zwei Jahre lang den Königssohn.  
 Man glaubt ihn todt. Die Nation  
 Wählt einen andern Autokraten; \*)  
 Prinz Kesra war's.

Der herrschte schon  
 Ein Jahr in Hormuz welken Staaten,  
 Als der befreite Baharam  
 Einst unberthoft nach Kasbin \*\*) kam,  
 Und vor dem Schach \*\*\*) und den Magnaten †)  
 Der Ahnen Reich in Anspruch nahm.

„Kein Krieg soll unser Recht entweihen  
 Sprach er, der Thron sey dem bestimmt,

\*) Selbstherrscher.

\*\*) Ehemalige Residenz des Königs von Persien, die jetzt  
 zu Ispahan residiren.

\*\*\*) Könige.

†) Großen des Reichs.

Der zwischen zwei ergrimten Leuen \*)  
Das Diadem \*\*) vom Kampfplatz nimmt. "

Es ist, verfehlt mit schlauem Wize  
Der König, schon mein Eigenthum.  
Du strebst nach dem, was ich besitze,  
Wohlan, so kämpfe du darum!

„Das will ich!“ rief mit edler Hitze  
Der Prinz, und wählt zum ernstestn Fest  
Den Tag, den Ort, die Ungeheuer,  
Die man von Stund an hungern läßt.

Der Tag erscheint. Das Abenteuer  
Zog eine Welt zum Kennplatz hin,  
Auf dem in königlicher Feier  
Auch Resra sammt dem Hof erschien;  
Versteht sich außer den Stateten,  
Auf einem marmornen Altan.

Beim ersten Schalle der Trompeten  
Zeigt sich ein Herold auf dem Plan,  
Und legt auf einem Purpurfüßen  
Die Krone zu des Prinzen Füßen,  
Der in bescheidenem Gewand,  
Mit einem Dolch an seiner Hüfte,  
Still, wie ein Gott, im Kreise stand.

Jetzt tönt die Losung durch die Lüfte,  
Und plötzlich stürmt das Leuenpaar  
Mit dampfend aufgesperrem Rachen  
Und mit dem Blick der Höllendrachen  
Von beiden Seiten auf ihn dar.  
Das Volk hebt laut.

Mit kühler Seele  
Jagt er dem ersten seinen Stahl.

\*) Löwen.

\*\*) Die königliche Korymbide.

Inß Herz, und schnell, wie Schlag auf Strahl,  
Umklammert er des andern Kehle,  
Bis ihn sein eherner Arm erstickt.  
Dann setzet er die Königskrone  
Sich auf sein Haupt.

Heil, Heil dem Sohne  
Des Hormuz! rief das Volk entzückt.  
Und Risa? — Starr von Schaam und Staunen  
Lag er auf dem Altan gebückt,  
Bis ihn der Jubel der Posaunen  
Und seines Volks Triumphgeschrei  
Aus seinem schweren Traum erweckte.

Er eilt mit festem Schritt herbet,  
„Sey König!“ rief er laut und streckte  
Die Arme nach dem Sieger aus.  
„Ich steige fröhlich von dem Throne,  
Der dir gebührt; dein Heldenstraus \*)  
Erward dir mehr; als meine Krone —  
Mein Herz.“

So sprach der edle Feind;  
Und ward, wie die Annalen \*\*) melden,  
Nicht nur der treuste Knecht des Helden;  
Er ward und blieb sein treuster Freund.

Pfeffel.

\*) Heldenkampf.

\*\*) Jahrbücher.

## Das Chamäleon. 1)

Zwei Wanderer vom Fennerhaufen  
 Begegneten sich vor Athen,  
 Nachdem sie manches Land durchlaufen  
 Und alles in der Welt gesehn,  
 Vielleicht auch nichts gesehn hatten.

Sie warfen, matt vom langen Gehn,  
 Sich längs in einer Ulme Schatten,  
 Und schwatzten viel von Washington, 2)  
 Von Hyder Ali, 3) von Maratten 4)  
 Vom Basilisk 5) und Skorpion,  
 Von Hottentotten, 6) Trokesen 7)  
 Und endlich vom Chamäleon.

Es ist ein sonderbares Wesen,  
 Tief einer aus, halb Fisch, halb Molch; 8)  
 Sein Schwanz ist spizig, wie ein Dolch;

- 1) Eine Art von Eidechsen, welche von der Sonne beschienen, oder auch nach neuern Bemerkungen, wenn sie zum Zorn gereizt werden, die Farbe zu verändern pflegen.
- 2) Wer kennt den Namen des Helden nicht, der den Amerikanern die Freiheit erkochten hat?
- 3) Der berühmte Feind der Engländer in Ostindien, welcher nun gestorben ist.
- 4) Ein Volk in Ostindien.
- 5) Eine fabelhafte Art von Schlangen, von der die Alten vieles, besonders auch dieses erdichtet haben, daß sie durch bloße Blicke vergiften könne.
- 6) Ein rohes Volk in Afrika.
- 7) Eine wilde Nation in Nordamerika.
- 8) Eine Art Eidechsen, welche schwarz und gelb gefärbt sind, und im Sumpfe wohnen.

Im Gang ist gegen ihm die Schnecke  
Ein Windspiel; seine Haut ist grün —

„Halt, Freund, die Haut ist Karmosin!  
Ich sah es lang in einer Hecke,  
Worin die Abendsonne schien.  
Es schnappte Luft, denn andere Speise  
Genießt es niemals 9)“

Es ist grün,  
Ich schwör' es, grün; auf meiner Reise  
Nach Suez 10) fand ich es im Gras.  
„Es ist doch Karmosin!“

Zum Teufel,  
Ihr lügt!

„Ein Schurke sagt mir das!“  
Die Zänker hätten ohne Zweifel  
Sich lahm und blutig demonstriert,  
Hätt' ihr Geschrei nicht einen dritten  
Betagten Mann herbei geführt.

Ihr Herrn, worüber wird gestritten?  
„Freund, über das Chamäleon:  
Könnt ihr uns seine Farbe sagen?“

Ei, warum das nicht, lieber Sohn?  
„Wir hätten bald uns drum geschlagen;  
Mein Nachbar meint, es wäre grün,  
Und ich behauptete, karmosin.“

9) Das glaubte man nämlich von diesem Thiere, bevor man bessere Beobachtungen darüber angestellt hatte. Jetzt weiß man, daß es von kleinen Insekten lebt; aber auch wohl zwei Monate lang ohne alle Nahrungsmittel aushalten kann.

10) Eine Stadt in Aegypten, wovon die Erdenge zwischen Asien und Afrika den Namen führt.

Ha! lasset besser euch belehren,  
 Das Thier ist weder roth noch grün;  
 Schwarz ist es, schwarz, das kann ich schwören  
 Ich habe gestern eins gekauft.  
 Und es beim Licht genau besehen.

Die beiden Streiter wollten gehen.  
 Wenn ihr's nicht sehen wollt, so lauft;  
 Ich hab' es hier zum größten Glücke  
 In meinem Schnupstuch, sprach der Greis.  
 „Weiß her!“ Er zog es aus der Ficke,  
 Und siehe da — das Thier war weiß!

Pfeffel.

So oft ihr, meine jungen Freunde, über Religiönsfachen streiten höret, so erinnert auch an diese Fabel.

So wie das Chamäleon unter gewissen Umständen die Farbe verändert, so erhält auch die Religion jedesmal ein anderes Ansehen in den Augen der Menschen, je nachdem derjenige, welcher sie betrachtet, entweder in Konstantinopel, oder in Moskau, oder in Hamburg, oder in Berlin, oder in München geboren und erzogen worden ist.

Jeder sieht sie aus einem andern Gesichtspunkte und in einem andern Lichte, als sein Nebenmann.

Was Wunder, daß jeder etwas an ihr zu bemerken glaubt! Thöricht handeln diejenigen, die ihre eigne Art zu sehen für die einzige wahre halten, sich deswegen allein selig preisen, und alle andere Menschen, die über Religionsfachen nicht gerade eben so, wie sie denken, zu verdammen wagen.

Es fällt mir hlerbet ein Märchen ein, welches ich euch mit den Worten eines Dichters \*) erzählen will:

Einmals kam ein Todter aus Mainz an die Pforte des Himmels, Poltert' und rief: macht auf! Da schaute der heilige Petrus Aus der geöffneten Thür, und fragte: wer bist du?

„Ich bin ein katholischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!“

Setze dich dort auf die Bank, rief Petrus wieder verschließend.

Hierauf kam ein Todter aus Genf an die Pforte des Himmels,

Poltert' und rief: macht auf! Wer bist du? fragte der Jünger.

„Ich? ein kalvinischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!“

Dort auf die Bank! rief Petrus Da kam auch ein Todter aus Hamburg,

Poltert' und rief: macht auf! Wer bist du? fragte der Jünger.

„Ich? ein lutherischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!“

Dort auf die Bank! rief Petrus. Nun saßen sie, schauten bewundernd

Sonne und Mond' und Stern' in harmonischem Tanz, und vernahmen

Harfentön' und Gesäng', und arhmeten Düfte des Himmels.

Und ihr Herz ward entzückt zum hellen Gesange: wir glauben

All' an einen Gott! Da mit einmal sprangen die Flügel

\*) Dof.

Rauschend auf, daß umher des Himmels Glanz  
 durch den Aether  
 leuchtete; Petrus erschien, und sprach mit  
 freundlichem Lächeln:  
 Habt ihr euch nun besonnen, ihr thörichtesten  
 Kinder? So kommt denn!

---

Salomo.

Eine Fabel.

**U**n einem großen Jubelfest,  
 Da Salomo des Armen Thronen  
 zu trocken, das Verdienst zu krönen,  
 Gehör gab, und vom Nord und West  
 sich alles Volk zum König nahte,  
 trat auch der frommste Mann im Staate,  
 ein edler Greis vor seinen Thron,  
 und sprach:

„Darf ich mich unterstehen,  
 um eine Gnade dich zu flehen:  
 so bitt' ich dich für einen Sohn  
 von deinem Bruder Absalon,  
 der krank, verlassen und verachtet  
 in einem tiefen Kerker schmachtet:  
 du weißt, ich bin sein Freund.“

Dein Flehn  
 las ich in deiner schönen Seele;  
 kaum sah ich dich im Vorfaal stehn,  
 so gab ich ahndend die Befehle  
 ihn zu befreien, sprach Davids Sohn.

und sprach es noch, so stürzte schon,  
 des Gottgesalbten Hand zu küssen,  
 der Jüngling sich zu seinen Füßen.

Ihr Klügler, die ihr das Gebet  
 Als ungereimt und eitel schmäht,  
 Weil Menschen Gottes Schluß nicht wenden;  
 Wie, wenn der Geber Jehova  
 Von Ewigkeit die Menschen sah  
 Mit freien ausgestreckten Händen  
 Zu seiner Güte Thron sich nah;  
 Wie, wenn er dann schon seinen Plan  
 Darnach entwarf, und das gewährte,  
 Was seiner Weisheit Zweck nicht störte:  
 So bleibt sein Schluß ja ewig stehn,  
 Und wäre doch nicht der gewesen,  
 Hätt' er des Tugendhaften Flehn  
 Nicht in der Zukunft Buch gelesen.

Pfeffel.

Lied eines alten Juden.

**W**er bist du dann, der Meer und Land  
 Despotisch fei'n nennt, dessen Hand  
 Mich in die Sklavenkette schließt?  
 Wer bist du dann, du stolzer Christ!

Gehör' ich nicht so gut, wie du,  
 Dem großen weisen Gärtner zu,  
 Der lieblich Blumen aller Art  
 Gepflanzt hat, und aufbewahrt?

Ein Wink von ihm, und Blumen blühn!  
 Ein Wink, und Blumen welken hin.  
 Ihr Duft verweht, die Stätt' ist leer,  
 Und niemand denket ihrer mehr.

Doch nur verpflanzt, blühen wir,  
 Zwar nicht, wie sonst, des Gartens Hier;  
 Doch blühn wir, weit umher gemischt,  
 Von seines Mundes Hauch erfrischt.

Und der du, gleich uns, Erbe bist,  
Du wünschest uns, du stolzer Christ,  
Von unser beider Vaterland  
Mit Stumpf und Stiele weggebannt?

Nicht meinethalben klag' ich Greis!  
Mein Bart und Haar sind silberweiß;  
Bald bin ich meiner Bande los,  
Und ruh in Vater Abrahams Schooß!

Nur unsrer Jugend jammert mich!  
O niemals niemals drängt sie sich  
Bis zu der Weisheit Altar vor;  
Ihr schließt ihr ja des Tempels Thor.

Für euch nur ist, was Künstlers Hand,  
Und was des Denkers Geist erfand;  
Uns wehrt ihr Ackerbau und Zunft,  
Und selbst die Schule der Vernunft!

Wohl tadelt ihr den Julian, \*)  
Doch hat er mehr, als ihr, gethan?  
Ihr raubt uns, was das Herz entflammt;  
Und habt zum Reichthum uns verdammt!

Und wenn, wie ihr, vom Geiz verführt,  
Ein Jude je zum Schurken wird;  
Wenn er, von Dummheit groß gesäugt,  
Je eine niedre Seele zeugt;

Da rufen Mann und Weib und Kind:  
Weg mit dem jüdischen Gesind!  
Und fluchet laut und spuckt uns an,  
Und höhnt mich armen alten Mann!

Ist das die Lehre, die ihr lehrt,  
Wozu ihr uns so gern bekehrt?  
Ihr prahlt mit eures Herrn Gebot,  
Der Liebe lehrte bis zum Tod!

Uxinger.

Der

\*) Der Kaiser Julian ließ, um das Christenthum zu  
vertilgen, den Christenkindern die Schulen schließen.

## Der Frühling.

Mit Veränderungen, Abkürzungen und  
erklärenden Anmerkungen.

Empfangt mich, kühlende Schatten! ihr hohen  
belaubten Gewölbe,  
Dererasten Betrachtung geweiht; 1) empfangt mich  
und haucht mir ein Lied ein  
Zum Ruhm der verjüngten Natur! — Und ihr,  
o lachende Wiesen,  
Voll labirinthischer Bäche! 2) bethaute, bluz  
michte Thäler!  
Mit eurem Wolgeruch will ich Zufriedenheit aths  
men. Euch will ich  
Bestelgen, ihr düstigen Hügel! und will in  
goldene Saiten  
Die Freude singen, die rund um mich her aus  
der glücklichen Flur lacht.  
Aurora soll meinen Gesang, es soll ihn Hesper  
us hören. 3)

Auf rosetfarbnem Gewölk, mit jungen Blumen  
umgürtet,  
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. Da  
ward sein belebender Odem  
Durch alle Naturen gefühlt. Da rollte der Schnee  
von den Bergen;  
Dem Ufer entschwohlen die Ströme, die Wolken  
zergingen in Regen,

- 1) Ihr dicht erwachsenen Bäume, unter denen es sich  
so schön nachdenken läßt.
- 2) Voll krummer, durcheinanderlaufender Bäche.
- 3) Ich will vom Morgen bis zum Abend singen. Hesper  
perus ist der Abendstern.

Die Wiese schlug Wellen, 1) der Landmann erschrock.  
 — Er hauchte noch einmal:  
 Da flogen die Nebel, und gaben der Erde den  
 lachenden Aether, 2)  
 Der Boden trank wieder die Fluth, 3) die  
 Ströme wälzten sich wieder  
 In ihren beschilften Gestaden. Zwar streute der  
 weiche Winter  
 Bei nächtlicher Wiederkehr oft noch von seinen  
 geschüttelten Schwingen  
 Reif, Schneegeföber und Frost, und rief den  
 unbändigen Stürmen:  
 Die Stürme kamen mit donnernder Stimm' aus  
 den Höhlen des Nordpols,  
 Verheerten heulende Wälder, durchwühlten die  
 Meere von Grund auf.  
 Er aber hauchte noch einmal den allbelebenden  
 Odem:  
 Die Luft ward sanfter; ein Teppich, mit wilder  
 Kühnheit aus Stauden  
 Und Blumen und Staaten gewebt, bekleidete  
 Thäler und Hügel.  
 Nun fielen Schatten vom Buchbaum herab; 4)  
 harmonische Lieder  
 Erfüllten den dämmernden Hain. Die Sonne  
 beschaute die Bäche;  
 Die Bäche führten Funken, 5) Gerüche flossen  
 im Luftraum.

1) Die Wiese war überschwemmt, so daß jede Welle darauf schlagen könnten.

2) Und man konnte auf der Erde den blauen Himmel wieder sehen.

3) Die Erde sog das ausgetretene Wasser ein.

4) Die Buchen kriegten Laub, so daß sie wieder Schatten geben konnten.

5) Indem die Sonne auf die Bäche strahlte, schiens, als wenn sie aus lauter Funken bestünden.

Und jeden schlafenden Nachbar erweckte die Flöte  
der Hirten.

Ihr, deren leidende Seele, wie wollichte  
Nächte des Winters,  
Kein Strahl der Freude besucht, verseufzet in  
Kummer und Schwermuth  
Die flüchtigen Tage nicht mehr! Es mag die  
sklavische Ruhmsucht,  
Die glühende Rachgier, der Geiz und die bleiche  
Mitsgunst sich härmen:  
Ihr seyd zur Freude geschaffen; der Schmerz  
schimpft Jugend und Unschuld.  
Trinkt Freude! für euch ist die Freude. Sie wallt  
und tönert in Lüften,  
Und grünt und rieselt im Thal. — Und ihr,  
Freundinnen des Lenzen,  
Ihr blühenden Schönen! o fliehet den athems-  
raubenden Ausbruch  
Von goldenen Kerkeru der Städte! Kommt!  
Echo lacht euch entgegen,  
Und Zefir erwartet sein Spiel mit euern gerins-  
gelten Locken,  
Indem ihr durch Thäler und Haine tanzt, oder,  
gelagert am Bache  
Violeu pflücket zum Strauß vorn an den uns-  
sträflichen Busen.

Hier, wo der gelehnte Fels mit immer grü-  
nenden Tannen  
Bewachsen, den bläulichen Strom zur Hälfte  
mit Schatten bedeckt,  
Hier will ich ins Grüne mich setzen. — O welch  
ein Gelächter der Freude  
Belebt rund um mich das Land! \*) Friedfertige  
Dörfer und Heerden,

\*) Alles um mich her, belebte und leblose Geschöpfe,  
scheinen vor übermäßiger Freude laut zu lachen.

Und Hügel, und Wälder! Wo soll mein irrendes  
 Auge sich ausruhn?  
 Hier unter der grünen Saat, die sich in  
 schmälern den Beeten,  
 Mit bunten Blumen durchwirkt, in weiter Fern-  
 ne verlieret?  
 Dort unter den Tischen, befrängt mit Rosen-  
 hecken und Schlehdorn? —  
 Auf einmal reißet mein Auge der allgewaltige  
 Belt 1) fort,  
 Ein blauer Abgrund voll tanzender Wellen!  
 Die strahlende Sonne  
 Wirft einen Himmel voll Sterne darauf; die  
 Riesen des Wassers 2)  
 Durchtaumeln, aufs neue belebt, die unabseh-  
 bare Fläche. —

Steh, ländliche Muse, den Ager voll finstere  
 Rosse! Sie werfen  
 Den Nacken empor, und stampfen mit freudig  
 wiehernder Stimme.  
 Der Fichtenwald wiehert zurück. Gefleckte Röhre  
 durchwaten,  
 Geführt vom ernstesten Stier, des Maierhofs  
 buschichte Sümpfe.  
 Ein Gang von Espen und Weiden führt zu ihm,  
 und hinter ihm hebt sich  
 Ein Nebengebirg' empor mit Thirsusstäben 3)  
 bepflanzt;  
 Ein Theil ist mit Schimmer umweht, in Flohe  
 4) der andere gehüllet.

1) Das Meer.

2) Die großen Fische.

3) Diejenigen, welche das Bacchusfest feierten, trugen  
 Stäbe mit Ephenlaub umwunden Ein solcher Stab  
 hieß Thirsus. Hier werden die Weinstöcke so ge-  
 nannt.

In 4) Schatten.

Jetzt fliehet die Wolke: der Schimmer eilt stas-  
felweis über den andern.

Die Lerche besteiget die Luft. Der Klang des  
wirbelnden Liedes  
Ergötzt den ackernden Lantmann: er horcht gen  
Himmel; dann lehnt er  
Sich über den wühlenden Pflug, wirft braune  
Wellen auf's Erdreich,  
Verfolgt von Krähen und Elstern. Der Sämann  
schreitet gemessen,  
Sieft goldnen Regen ihm nach. — O streute  
der fleißige Landwirth  
Für sich den Saamen doch aus! Wenn ihn sein  
Weinstock doch tränkte!  
Zu seinem Munde die Zweige mit saftigen  
Früchten sich beugten!  
Allein der gefräßige Krieg, von zähneblekendem  
Hunger  
Und rasenden Horden begleitet, verheeret oft  
Arbeit und Hoffnung.  
Gleich Hagel vom Sturm geschleudert zerschlägt  
er die nährenden Halme,  
Reißt Stab und Rebe zu Boden; entzündet  
Dörfer und Wälder  
Zur Luft — Wo bin ich? Es blitzen die fernen  
Gebirge von Waffen.  
Es wälzen sich Wolken von Feuer aus offenen,  
ehernen Rachen,  
Und donnern und werfen mit Keulen umher:  
zerrissene Menschen  
Bedecken den blutigen Sand. Des Himmels all-  
sehendes Auge  
Verhüllt sich, die Grausamkeit scheuend, in blaue  
Finsterniß. \*) — Stehe  
Den blühenden Jüngling! Er lehnt sein Haupt  
an seinen Gefährten,

\*) In Pulverdampf.

Und hält das strömende Blut und seine fliehens  
 de Seele  
 Hoch auf, und hoffet, die Braut noch wieder  
 zu sehen, und zitternd  
 Von ihren Lippen den Lohn der langen Treue  
 zu ärndten.  
 Ein Schwerdt zerspaltet ihn jetzt. — Sie wird  
 in Thränen zerrinnen;  
 In ihr wird ein Lehrer der Nachwelt, ein heiliger  
 Weiser erblassen. 1)

Ihr, denen unsklavische Völker das Heft 2)  
 und die Schätze der Erde  
 Vertrauten, ach! tödtet ihr sie mit ihren eige-  
 nen Waffen?  
 Ihr Väter der Menschen, begehrt ihr noch mehr  
 glückselige Kinder?  
 So kauft sie doch ohne das Blut der Erstge-  
 bohrenen! — Hört mich,  
 Ihr Fürsten, daß Gott euch höre! Gebt seine  
 Sichel dem Schnitter,  
 Dem Pflüger die Kofse zurück. Spannt eure Ses-  
 gel dem Ost auf, 3)  
 Und ärndtet den Reichthum der Inseln im Meer.  
 Pflanzt menschliche Gärten; 4)  
 Setzt kluge Wächter hinein; belohnt mit Ansehn  
 und Ehre  
 Die, deren nächtliche Lampe den ganzen Erds-  
 ball erleuchtet.

1) Sie wird nun nicht hebrathen und keinen Sohn ge-  
 bähren, der vielleicht ein Weiser, ein Lehrer der Nach-  
 welt geworden wäre.

2) Das Regiment.

3) Treibe Schifffahrt nach Westindien.

4) Legt Pflanzörter an.

Forscht nach in den Hütten, ob nicht, entfernt von  
den Schwellen der Großen,  
Ein Weiser sich selber dort lebt, und schau' ihn  
dem Volke zum Richter:  
Er schlag' im Pallaste den Frevel, und helfe der  
weinenden Unschuld.

Komm, Muse! laß uns im Thale die Wohnung  
und häusliche Wirtschaft  
Des Landmanns betrachten. Ein ehrwürdiger  
Baum, worunter sein Abherr  
Drei Alter durchlebte, beschattet ein Haus von  
Reben umtrocken,  
Durch Dornen und Hecken beschützt. Im Hofe  
dehnt sich ein Teich aus,  
Worin, mit Wolken umwälzt, ein zweiter Him-  
mel mich aufnimmt, \*)  
Wann jener sich über mir ausspannt: ein uners-  
meßlicher Abgrund!  
Die Henne jammert am Ufer mit strupfichten  
Federn und locket  
Die jüngst gebrüteten Entchen: sie stiehn der  
Pflegerinn Stimme;  
Durchplätschern die Fluth, und schnattern im  
Schilf. Langhalsige Gänse  
Verjagen von ihrer Zucht mit hochgeschwungenen  
Flügeln  
Den zottigten Hund: nun beginnen ihr Spiel  
die gelbharichten Kläder  
Verstecken im Wasser den Kopf, und hangen mit  
rudernden Füßen  
Im Gleichgewichte. — Dort läuft ein kleines  
geschäftiges Mädchen,  
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von  
weitschreitenden Hünern.  
Run steht es, und täuscht sie leichtfertig mit  
eitlem Burfe; begießt sie

\*) Worin ich des Himmels Widerschein sehe.

Nun plötzlich mit Körnern, und sieht sie vom  
 Rücken sich essen und zanken.  
 Dort lauscht in dunkler Höhle das weiße Kas  
 ninchen und drehet  
 Die rothen Augen umher. Aus seinem Gezelte  
 geht lachend  
 Das gelbe Täubchen, und kratzt mit röthlichen  
 Füßen den Nacken,  
 Und rupft mit dem Schnabel die Brust, und  
 untergräbet den Flügel,  
 Und eilt zum Gatten aufs Dach. —  
 Jetzt schwingen sie lachend die Flügel und säus  
 seln über den Garten.  
 Ich folge, wohin ihr mich führt, ihr zärtlichen  
 Tauben! ich folge.

Wie schimmert der blühende Garten! wie düsa  
 ten die Lauben! wie gaukelt  
 In Wolken von Blüten der fröhliche Zephir! Er  
 führt sie gen Himmel,  
 Und regnet mit ihnen herab. Hier hat der  
 verwegne Schiffer  
 Die wilden Gewächse der Mohren nicht hinged  
 pflanzt; \*) seltene Disteln  
 Durchblicken die Fenster hier nicht. \*\*) Das  
 nüzende Schöne vergnügt  
 Den Landmann, und erwa ein Kranz. Dies lange  
 Gewölbe von Rußkrauch  
 Zeigt oben voll laufender Wolken den Himmel  
 und hinten Gefilde  
 Voll Seen und buschichter Thäler, umringt mit  
 geschwellenen Bergen.

\*) In diesem Garten steht man keine ausländische Ge  
 wächse.

\*\*) Es stehen hier keine sachelichte Gewächse in Treibe  
 häufers.

Mein Auge durchirret den Auftritt noch einmal,  
 und muß ihn verlassen:  
 Der nähere ziehet mich an sich. —  
 O Lulypaue! wer hat die  
 Mit allen Farben der Sonne den offenen Busen  
 gefüllet?  
 Ich nennte dich Fürstinn der Blumen, wosern  
 nicht die göttliche Rose  
 Die tausendblättrige schöne Gestalt, die Farbe  
 der Liebe,  
 Den hohen bedorneten Thron, und den ewigen  
 Wohlgeruch hätte.  
 Hier lacht sie bereits durch die Knospe mich an  
 die gepriesene Rose.  
 Hier streckt die Meienblume die Silberglöckchen  
 durch Blätter;  
 Hier reicht mir die blaue Jacinthe den Kelch  
 voll süßer Gerüche;  
 Hier strömt der hohen Viole balsamischer Aus-  
 fluß; hier streut sie  
 Die goldnen Stralen umher. Die Nachtviole  
 läßt immer  
 Die stolzeren Blumen den Duft verhauchen: sie  
 schließet bedächtig  
 Ihn ein, und hoffet am Abend den ganzen Tag  
 zu beschämen.  
 Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht, wie  
 ehrfüchtige Helden  
 Ein Kreis von Bewunderen sporn; die tugends  
 hast wegen der Tugend,  
 Im stillen Schatten verborgen, Gerüche der Güt-  
 tigkeit austreun.

Seht hin, wie brüestet der Pfau sich dort  
 am funkelnden Bette!  
 Die braunen Aurlifelgeschlechter, bestreut mit  
 glänzendem Staube,

Stehn gleich den dichten Gestirnen: aus Eifers  
 sucht geht er darneben,  
 Und öffnet den grünlischen Kreis voll Regenbo-  
 gen und wendet  
 Den farbewechselnden Hals. Die Schmetter-  
 linge voll Wollust,  
 Und unentschlossen im Wählen, umflattern die  
 Blumen, und eilen  
 Auf bunten Flügeln zurück; und suchen wieder  
 die Blüthe  
 Der Kirschenreifer, die jüngst der Herr des Gar-  
 tens durchsägte  
 Schlehstämmen eingepropft hatte, die jetzt sich  
 über die Kinder,  
 Von ihnen gesäug't, verwundern. — Das Bild  
 der Amuth, die Hausfrau,  
 In jener Laube voll Reben, pflanzt Stauden und  
 Blumen auf Leinwand. \*)  
 Die Freude lächelt aus ihr. Ein Kind, der  
 Grazien Liebling,  
 Verhindert sie schmeichelnd, am Halse mit zart-  
 ten Armen ihr hangend;  
 Ein anderes tändelt im Klee: sinnt nach, und  
 sammelt Gedanken.

O, dreimal seliges Volk, das keine Sorge  
 beschwert,  
 Kein Neid versuchet, kein Stolz! Dein Leben  
 stiehet verborgen,  
 Wie klare Bäche durch Blumen, dahin. Laß  
 andre dem Pöbel,  
 Der Dächer und Baume besteigt, in Siegeswas-  
 gen zur Schau seyn,  
 Gezogen von Elephanten; laß andre sich lebend  
 in Marmor  
 Bewundern, oder in Erz, von knienden Skla-  
 ven umgeben;

\*) Macht Stikereien.

Nur der ist ein Liebling des Himmels, der, fern  
 vom Getümmel der Thoren  
 Am Bache schlummert, erwacht und wirkt.  
 Ihm malet die Sonne  
 Den Ost mit Purpur, ihm hauchet die Wiese,  
 die Nachtigal singt ihm;  
 Ihm folget die Reue nicht nach, nicht durch die  
 wallenden Saaten,  
 Nicht unter die Heerden im Thal, nicht an sein  
 Traubengeländer!  
 Mit Arbeit würzt er die Kost; sein Blut ist  
 leicht wie der Aether;  
 Sein Schlaf verfliehet mit der Dämmerung, ein  
 Morgenlüftgen erweckt ihn.

Ach wär auch mir es vergönnt; in euch, ihr  
 holden Gesilde,  
 Gestreckt in wankende Schatten, am Ufer schwarz-  
 hafter Bäche  
 Hinfort mir selber zu leben, mir selber und An-  
 dern! Soll gänzlich,  
 Wie eine Blume, mein Leben, erstickt von Uns-  
 kraut, verblühen? —  
 Allein, was quält mich die Zukunft? Weg, ihr  
 vergeblichen Sorgen!  
 Laßt mich der Freuden genießen, die jetzt der  
 Himmel mir gönnet;  
 Laßt mich das fröhliche Landvolk in dicke Haine  
 verfolgen,  
 Und mit der Nachtigall singen, und mich beim  
 seufzenden Gleißbach  
 An Jesirs Tönen ergöhen. Ihr dichten Lauben,  
 von Händen  
 Der Mutter der Dinge geflochten! ihr dunkeln  
 einsamen Gänge,  
 Die ihr das Denken erhellet, Irngärten voller  
 Entzückung,

O seyb mir gegrüßt! Was für ein Gemische von  
 Freud'n und Ruhe  
 Und sanften schmelzenden Leiden durchdringet in  
 euch die Seele!  
 Durchs hohe Laubdach der Schatten, das strei-  
 chende Lüfte bewegen,  
 Blick hin und wieder die Sonne, und überguls-  
 det die Blätter.  
 Die holbe Dämmerung durchgleiten Gerüche von  
 Blüten der Hecken;  
 Die Flügel der Westwinde düften. In überir-  
 discher Höhle \*)  
 Von krausen Büschen gezeugt, sitzt zwischen Blus-  
 men der Geishirt,  
 Bläst auf der hellen Schalmei, hält ein, und  
 höret die Lieder  
 Hier laut in Buchen ertönen, dort schwach,  
 und endlich verloren;  
 Bläst und hält wiederum ein. Tief unter ihm  
 klettern die Ziegen  
 An jähen Wänden von Stein, und reißen an  
 bitterm Gesträuche.

Mit leichten Füßen streift jetzt ein Herr ges-  
 fleckter Hindinnen  
 Und Hirsche, mit Nesten gekrönt, durch grüne  
 rauschende Stauden;  
 Setzt über Klüfte, Gewässer und Rohr. Mos-  
 räste vermissen  
 Die Spur der fliegenden Last. \*\*) Gereizt vom  
 Frühling zur Freude,  
 Durchstreichen muthige Nisse den Wald mit flats-  
 ternden Mienen;

\*) Unter einem Laubdache.

\*\*) Diese schweren Thiere haben einen so leichten Lauf,  
 daß man sogar im weichen Moraste ihre Fußstritte  
 nicht sehen kann.

Der Boden zittert und tönt; es frohen die  
 Zweige der Aibern;  
 Ihr Schweiß empört sich vermindert; sie schnaus  
 ben vor innerer Hitze,  
 Und brechen, vom Ufer sich stürzend, die Fluth  
 der Strome zur Kühlung  
 Dann fliegen sie über das Thal auf hohe Fels  
 sen, und schauen  
 Fern über den niedrigen Hain auß Feld durch  
 segelnde Dünste, \*)  
 Und wiehern aus Wolken herab. —  
 Aus ausgehöhltem Gebirge fällt dort mit will-  
 dem Getümmel  
 Ein Fluß ins buschigte Thal, reißt mit sich  
 Stücke von Felsen,  
 Durchrauscht entblößete Wurzeln der untergras  
 benen Bäume,  
 Die über fließende Hügel von Schaum sich  
 bücken und wanken.  
 Die grünen Grotten des Waldes ertönen und  
 klagen darüber;  
 Es kuzt ob solchem Getöse das Wild, und  
 Sich nahende Vögel verlassen, im Singen ge-  
 hindert, die Gegend,  
 Und suchen ruhige Stellen. Ich folge dem lies  
 ben Gesindel.

Alles sanft, unruhiges Flüsschen! Still, äch-  
 zende Zehr' im Laube!  
 Ich will ihr frohes Konzert, ihr Flöten und  
 Trillern belauschen.  
 Die ganze Gegend wird Schall. Der Fink, der  
 röthliche Hänfling  
 Pfeift hell aus Wipfeln der Erlen. Ein Herr  
 von bunten Stieglitzen

\*) Durch Wolken.

Hüpfte hin und wieder auf Strauch, beschaut die  
 blühende Distel;  
 Ihr Lied hüpfte süßlich wie sie. Vom Ulmbaum  
 flötet die Amsel  
 In hohlen Tönen den Bass. Nur die geflügelte  
 Stimme  
 Die kleine Nachtigall, weicht aus Ruhmsucht in  
 einsame Gründe,  
 Durch dicke Wipfel umwölbt, der Traurigkeit  
 ewige Wohnung,  
 Und macht die schreckbare Wüste zum Lustgefilde  
 des Waldes.  
 Dort tränkt ein finsterner Teich rings um sich  
 Weidengebüsche;  
 Auf Nesten wiegt sie sich da, lockt laut, und  
 schmettert und wirbelt,  
 Daß Grund und Einöde klingen. —

Allein, was kollert und girrt mir hier zur  
 Seite vom Eichstamm,  
 Der halb vermodert und zweiglos von keinem  
 Geflügel bewohnt wird?  
 Täuscht mich der Einbildung Spiel? Sieh!  
 plötzlich flattert ein Läubchen  
 Aus einem Astloch empor, mit wandelbarem  
 Gefieder. \*)  
 Dieß zeugte den dumpfigen Schall im Bauche  
 des Eichbaums. Es gleitet  
 Mit ausgebreiteten Flügeln ins Thal, sucht  
 nikkend im Schatten,  
 Und schaut sich vorsichtig um mit dürren Nests  
 fern im Munde.

Wer lehrt die Bürger der Zweige voll Kunst  
 sich Nester zu wölben,

\*) Mit Federn, welche die Farben verändern, je nachdem  
 das Licht darauf fällt.

Und sie vor Vormiß und Raub, voll süßen Rums  
 merk, zu sichern?  
 Welch ein verborgener Hauch füllt ihre Herzen  
 mit Liebe?  
 Durch dich ist alles, was gut ist, unendlich  
 wunderbar Wesen,  
 Beherrscher und Vater der Welt! du bist so  
 herrlich im Vogel,  
 Der hier im Dornenstrauch hüpfet, als in der  
 Bestie des Himmels.  
 In einer kriechenden Raupe, wie in dem flams-  
 menden Cherub.  
 See sonder Ufer und Grund! \*) Aus dir quillt  
 alles; du selber  
 Hast keinen Zufluß in dich. Die Feuermeere der  
 Sterne  
 Sind Widerscheine von Pünktchen des Lichts,  
 in welchem du leuchtest —  
 Du drohst den Stürmen: sie schweigen; berührst  
 die Berge; sie rauchen.  
 Das Heulen aufrührischer Meere, die zwischen  
 beschäumten Felsen  
 Den Sand des Grundes entblößen, ist deiner  
 Herrlichkeit Loblied.  
 Der Donner, mit Flammen beflügelt, verküns-  
 digt mit brüllender Stimme  
 Die hohen Thaten von dir. Vor Ehrfurcht zit-  
 tern die Haine,  
 Und wiederhallen dein Lob. In tausend harmos-  
 nischen Tönen,  
 Von dem Verstande gehört, verbreiten Heere  
 Gestirne  
 Die Größe deiner Gewalt und Huld von Pole  
 zu Pole.  
 Doch wer berechnet die Menge von deinen Wuns-  
 dern? Wer schwingt sich

§ Unermeßliches und unergründliches Wesen!

Durch deine Tiefen, o Schöpfer! Vertraut euch  
 den Flügeln der Winde,  
 Ruht auf den Pfeilen des Blizes, durchstreichet  
 den glänzenden Abarund  
 Der Gottheit, ihr endlichen Geister, durch tausend  
 Alter des Weltbaus:  
 Ihr werdet dennoch zuletzt kein Pünktchen näher  
 dem Grunde,  
 Als bei dem Ausfluge seyn. Verstummt denn,  
 bebende Saiten;  
 So preiß ihr würd'ger den Herrn — — —

Ein Fluß von lieblichem Dufte, den Zephir mit  
 säuselnden Schwingen  
 Von nahgelegener Wiese herbei weht, nöthigt  
 mich zu ihr.  
 Da will ich am schwitzenden Rohr, in ihrem  
 Blumenschooß ruhend,  
 Mit starken Zügen ihn einziehn. Kommt zu mir  
 Freunde der Weisheit,  
 Mein Spalding und Hirze, durch die jüngste  
 hin der Winter mir grünte. \*)  
 Von deren Lippen die Freude zu meinem Busen  
 herabströmt,  
 Kommt, legt euch zu mir, und macht die Gegend  
 zur himmlischen Wohnung!  
 Laßt uns der Kinder der Flora \*\*) Gestalt und  
 Schönheit bewundern,  
 Und spotten, mit ihnen geschmückt, des trägen  
 Pöbels im Purpur!  
 Besingt die Schönheit der Jugend; laßt eures  
 Mundes Gespräche

Mir

\*) Die ihr mir neulich den Winter so angenehm, als den  
 Frühling machtet.

\*\*) Der Blumen. Flora war die Göttinn der Blumen.  
 men.

Mir seyn, wie Düste von Rosen. Hier ist der  
 Grazien Lustplatz:  
 Kunstlose Gärten durchirrt hier die Ruh; hier  
 rieselt Entzückung  
 Mit hellen Bächen heran. Den grünen Kleebo-  
 den schmücken  
 Zerstreute Wälder von Blumen. Ein Meer von  
 holden Gerüchen  
 Wallt unsichtbar über der Flur in großen taus-  
 melnden Wogen,  
 Von lauen Winden durchwühlt. Es ist durch  
 tausend Bewohner  
 Die bunte Gegend belebt. Hochbeinig wadet im  
 Wasser  
 Dort zwischen Kräutern der Storch, und blickt  
 begierig nach Nahrung.  
 Dort gaukelt der Ribitz und schreit ums Haupt  
 des müßigen Knaben,  
 Der seinem Neste sich naht. Jetzt trabt er vor  
 ihm zum Ufer,  
 Als hätt' er das Fliegen vergessen, reizt ihn  
 durch Hinken zur Folge,  
 Und lockt ihn endlich ins Feld. Zerstreut Heere  
 von Bienen  
 Durchsäufeln die Lüfte: sie fallen auf Klee und  
 blühende Stauden,  
 Und hängen glänzend daran, wie Thau vom  
 Mondschein vergoldet;  
 Dann eilen sie wieder zur Stadt, die ihnen im  
 Winkel des Angers  
 Der Landmann aus Körben erbaut. Ein Bildniß  
 emsiger Welsen,  
 Die sich der Heimath entziehen, der Menschheit  
 Gefilde durchsuchen,  
 Und dann heimkehren zur Zelle mit süßer Beute  
 beladen,  
 Uns Honig der Weisheit zu liefern. Ein See  
 stehender Wellen

Rauscht in der Mitte der Au, drauß steigt ein  
 Etland zur Höhe,  
 Mit Bäumen und Hecken gekrönt, das, wie  
 vom Boden entrissen,  
 Scheint gegen die Fluten zu schwimmen. In  
 einer holden Verwirrung  
 Prangt drauf Hambuttengesträuch voll feuriger  
 Sternchen, der Quitschbaum,\*)  
 Holunder, raucher Waldholder, und sich umarmende  
 Palmen.  
 Daß Reißblatt schmiegt sich an Zweige der wil-  
 den Rosengebüsche:  
 Wie Schwestern küssen einander die jungen  
 Blüten und hauchen  
 Mit süßem Athem sich an. Der blühende Hage-  
 dorn am Ufer  
 Bückt sich hinüber aus Stolz, und sieht vers-  
 wundernd im Wasser  
 Den weißen und röthlichen Schmuck.

O Schauplatz, der du die Freude  
 Ins Herzens Innerstes malst, ach! daß die  
 trockene Wärme,  
 Die, seit der Winter von uns entflohn, kein  
 Regen gemildert,  
 Dich sammt Gefilden und Gärten, die nach Ers-  
 reichung sich sehnen,  
 Doch nicht der Erde beraubte und seiner Hoff-  
 nung den Landmann!  
 Erquickte sie, gnädiger Himmel, und überschütte  
 von oben  
 Mit deiner Güte die Erde: — — — Er kömmt  
 er kömmt in den Wolken,

\*) Der Quitschbaum oder Ebererschbaum ist  
 derjenige, welcher die rothen Vogelbeeren trägt, wo-  
 mit man Krammersvögel fängt.

Der Segen! hort kaumelt er her, und wird sich  
 in Strömen ergießen!  
 Schon streicht der Westwind warm, schwärmt in  
 den Blättern der Bäume  
 Und wirbelt die Saaten, wie Strudel. Die Sonn'  
 eilt hinter den Vorhang  
 Von baumvoll, ähnlichen Dunst; es stirbt der  
 Schimmer des Himmels  
 Gemach, und Schatten und Nacht läuft über  
 Thäler und Hügel.  
 Gefräuselt durch silberne Zirkel, die sich vers  
 größernd verschwinden,  
 Verräth die Fläche des Wassers den noch nicht  
 sichtbaren Regen — — —  
 Jetzt fällt er häufiger nieder, sich wie Gewebe  
 durchkreuzend.  
 Raum schützt des Erlebaums Zelt mich vor den  
 rauschenden Güssen.  
 Das Volk, das kürzlich aus Wolken die Gegend  
 mit Liedern erfüllte,  
 Schweigt, und verbirgt sich in Büsche. Im Lindens  
 thal drängt sich in Kreisen,  
 Vom Dach der Zweige bedeckt, die Wollenheerde  
 um Stämme.  
 Feld, Luft und Höhen sind öde; nur Schwalben  
 schießen in Schaaren  
 Im Regen, die Leiche beschauend. — — —  
 Die Augenlieder, die jetzt  
 Das Auge des Weltkreises decken \*), die Dünste  
 erheben sich plötzlich.  
 Nun funkelt die Bühne des Himmels, nun sieht  
 man hangende M.ere  
 In hellen Tropfen zerrinnen und aus den Lüf  
 ten verschwinden.  
 Es lachen die Gründe voll Blumen, und alles  
 freut sich, ob flöße

\*) Die Wolken, welche jetzt die Sonne verhüllen.

Der Himmel selber zur Erde. Jedoch schon  
 Beladene Wolken vom Abend, und hemmen das  
 Licht und ergießen  
 Sich wieder in Seen, und säugen die durstigen  
 Felder, wie Brüste — —  
 Auch die vergießen sich endlich. Ein güldner  
 Regen von Strahlen  
 Füllt jezo wieder die Luft. Der grüne Haupts-  
 schmuck der Felsen,  
 Voll von den Saaten der Wolken \*), spielt  
 blendend gegen der Sonne.  
 Ein Regenbogen umgürtet den Himmel, und  
 sieht sich im Meere.  
 Verjüngt, voll Schimmer und lächelnd, voll  
 lichter Streifen und Kränze  
 Sehn die Gefilde mich an. Tauch' in die Fars-  
 ben Aurorens,  
 Mal' mir die Landschaft, o du! aus dessen ewig-  
 gen Liedern  
 Der Aare Ufer mir düften \*\*) und vor dem  
 Angesicht prangen.  
 Der sich die Pfeller des Himmels, die Alpen,  
 die er besungen,  
 Zu Ehrensäulen gemacht — Wie blitzt die streis-  
 figte Wiese  
 Von demantähnlichen Tropfen! Wie lieblich  
 regnen sie seitwärts  
 Von glänzenden Blumengebüschen und blühenden  
 Kronen der Sträucher!  
 Die Kräuter sind wieder erfrischt, und hauchen  
 stärkere Gerüche;  
 Der ganze Himmel ist Duft. Getränkte Halmen  
 erheben

\*) Voll Regen.

\*\*) Haller.

Troh ihre Häupter, und scheinen die Huld des  
Himmels zu preisen.

Grünt nun, ihr holden Gefilde! ihr Wiesen  
und schattigte Wälder,  
Grünt! seyd die Freude des Volks, dient meiner  
Unschuld hinführo  
Zum Schirm, wenn Bosheit und Stolz aus Schlöss-  
fern und Städten mich treiben!  
Mir wehe Jestre aus euch durch Blumen und  
Hecken noch öfter  
Ruh und Erquickung ins Herz. Laßt mich den  
Vater des Weltbaus,  
(Der Segen über euch breitet im Stralenteufe  
der Sonne,  
Im Thau und Regen,) noch ferner in eurer  
Schönheit verehren,  
Und melden, voll heiligen Grauns, sein Lob  
antwortenden Sternen.  
Und wann, nach seinem Geheiß, mein Ziel des  
Lebens herannahet,  
Dann sey mir endlich in euch die letzte Ruhe  
verstattet!

Kleist.

Am Neujahrsabend.

An Zulchen.

Da schlägt die Stunde, wo der Jofe  
Geschäft'gen Hand, die Dam', ins Gallatleid  
Geschürzt, entschlüpft, und gleich der Sonne  
nun am Hofe  
Die Feuerstralen um sich streut.

Auch du trittst nun in deiner Robe  
Geschmückt einher; doch keinem Schmucke gut.

Stehst du, in dich versenkt, im Saal, und  
denkst: ich lobe  
Mir meinen Flaß und schwarzen Hut!

Ich auch; denn freier Athem holen  
Kann man darin, und Eures Saales Licht  
Kömmt dennoch bei den Glanz der Himmels,  
Sivandolen,  
Die mir durchs Fenster leuchten, nicht.

Geh, liebes Zülchen, geh und spiele  
Nur deine Roll'; ich will nun auch zur Kur.  
Mein Gallakleid, fragst du? sind kindliche Ges  
fühle,  
Und meine Fürstin? heißt, Natur.

Isl. vom Hagen.

### Der Mann einzig in seiner Art.

Es lebte ein Mann in Frankreich, dem die  
Wohlthätigkeit zur andern Natur geworden war.  
Er suchte die Unglücklichen mit eben dem Eifer  
auf, mit dem man Glücklichen entgegen eilt;  
und das Wenige, das er besaß, war zugleich  
das Eigenthum des Dürstigen.

Oft reisete er bloß in der edeln Absicht, Men  
schen zu suchen, die seiner Hülfe bedürften.

In Marseille fand er einst einen jungen Mann  
von sechs und zwanzig Jahren, der sich durch  
seine sanfte und rührende Gesichtsbildung von  
den übrigen Galeerenstrafen, deren Gesellschaft  
er vermehrte, gar sehr unterschied.

„Mein Freund, du weinst?“ so rebete er  
ihn mit einem Ton an, der das Gepräge des  
innigsten Mitleids hatte.

„Bist du einiger Hülfe bedürftig? Ich kann dir zwar leider nur wenig anbieten, aber dies wenige ist völlig dein.“ —

Ach, mein Herr, ich sehe nicht um Geld; ich habe genug, um mein jammervolles Leben durchzubringen. O! nicht mein, nicht mein Unterhalt liegt mir am Herzen! — Hier strömten seine Thränen häufiger.

„Sollt es nicht möglich seyn dich zu trösten, dein Elend zu erleichtern?“ —

O, mein Herr, sie lindern es bereits durch die Nahrung, die Sie für mich durchdringt; Sie sind der erste, der sich um meinen Jammer bekümmert; haben Sie Gottes Lohn dafür!

„Mein Freund, rede aufrichtig mit mir; entdecke mir dein Herz, vielleicht finde ich Mittel deinen Kummer zu mildern.“

Das Mitleid, das Sie gegen mich äußern, verdient mein ganzes Zutrauen; hören Sie mich an, Sie sollen alles wissen, mein Herr.

Ich bin der Sohn eines Pächters aus \*\*\*, eines braven rechtschaffenen Mannes.

Einst ließ ich mich durch das Beispiel einiger Freunde verleiten, in dem Gebiet eines Herrn zu jagen, der in unserer Nachbarschaft wohnte.

Wir hatten das Unglück, einen seiner Leute, der sich unserm Vorhaben widersetzte, beinahe zu tödten. Kurz, die Obrigkeit bemächtigte sich meiner, man warf mich ins Gefängniß, und ich kam wieder heraus, um zu sechsjähriger Galeerenarbeit verdammt zu werden.

Meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er diese Nachricht erhielt, und mein weniges

Vermögen ging über den Prozeß zu Grunde. Man wandte alle Mittel an, um mich dieser schimpflichen Strafe zu entzuehn; aber vergebens!

Um meine Verzweiflung aufs höchste zu treiben, erfahre ich vor einigen Augenblicken, daß mein Weib und meine drei Kinder, vor Gram und Elend umkommen, weil meine Arme ihnen fehlen, um ihr Leben durchzubringen.

O! wie wollte ich arbeiten, wenn ich bei ihnen wäre! Nun müssen sie Hungers sterben!

Sein Schluchzen ersticke seine Stimme. —

„Du hast gefehlt, sagte ihm der sehr gerührte Mann; aber du bist wahrlich unglücklich. Jetzt ist der Augenblick nicht da, dir deinen Fehler vorzuhalten; ich will glauben, daß du ihn bereust. Laß uns also lieber von deiner gegenwärtigen Lage reden; sie durchschneidet mir das Herz.“

„Hast du mir nicht gesagt, du müßtest nur noch zwei Jahre lang deine Strafe aushalten?“ —

Ja, mein Herr! noch zwei Jahre, noch zwei Jahrhunderte von Quaalen; o ich werde ihr Ende nicht erleben, werd's gewiß nicht erleben! Mein armes Weib! meine armen Kinder! Was wird aus ihnen werden?

„Sage mir, wenn sich jemand anböte, deine Ketten zu übernehmen, würde man dir die Freiheit schenken?“ — \*)

Auf der Stelle, mein Herr; aber wer auf der Erde ist der Mensch; der sich ohne Schuld

\*) Die Geschichte ist aus den Zeiten Ludwigs des Dreizehnten; da herrschte noch nicht so viel Ordnung in den öffentlichen Anstalten. Heut zu Tage würde man in eine solche Stellvertretung nicht einwilligen.

dem Elende so preis gäbe? Alle Schätze der Welt — — —

Der Reisende läßt ihn nicht ausreden; er eilt zu dem Offizier, dem die Aufsicht über die Galeerenflaven anvertrauet ist.

„Mein Herr, lassen Sie diesen jungen Mann frei; lassen Sie ihm seine Ketten abnehmen; hier sind meine Hände, ich will sie tragen, will die zwei Jahre seine Strafe für ihn aushalten.“

Der Offizier erstaunte, machte ihm einige Einwendungen.

„Ich weiß alles, mein Herr; weiß, daß ich mich in den Augen der Menschen entehre; aber Gott allein bestimmt die wahre Ehre, sein Urtheil und das Urtheil meines Herzens wird für mich sprechen.“

„Dieser junge Mann ist seinem Weibe und seinen Kindern nöthig, und zwei Jahre sind bald verlossen.“

Ganz auffer sich, betäubt fällt der Galeerensflave seinem Wohlthäter zu Füßen, küßt sie, benezt sie mit seinen Thränen. —

„Nein, mein Herr, nein! So groß auch meine Zärtlichkeit für meine Familie ist, so will ich sie doch nicht auf diese Bedingung wieder sehn.“

Der Edle ließ ihm, ohne ihn anzuhören, die Ketten abnehmen, und legte sie sich selbst mit Entzücken an.

„Geh, mein Freund! ich werde glücklicher seyn, als du, ich versichere dich; diese Ketten werden mir leicht scheinen.“ —

Aber, mein Herr, was kann Sie dazu vermögen? — — —

„Natur und Religion. Noch einmal, esse, daß du wieder zu deinem Weibe und zu deinen Kindern kömmt, um ihr Leben zu retten.“

Dieser unnachahmliche Mann blieb die ganze Zeit über auf den Galeeren; suchte sich in der Dunkelheit zu verbergen, floh die Leute, die ihn sehn und kennen wollten, brachte den Tag mit der Erfüllung seiner mühseligen Verrichtung zu; war der Lehrer des Mitleids, der Selbstverleugnung, der Wohlthätigkeit, der Trost, die Stütze, der Vater der Galeerensklaven; brachte deren viele zur Reue und zur Tugend zurück.

Wer dies Muster so großer Tugenden war? Kinder, ein Geistlicher, ohne Ahnen, ohne Glücksgüter, der keine Ehrenstelle bekleidete, und dem Frankreich und die Welt eine Menge eben so nützlicher, als bewundernswürdiger Anstalten zu verdanken hat.

Er stiftete das große Findelhaus in Paris, wovon ihr schon werdet gehört haben, und so ward er jährlich der Erhalter von fast zehn tausend Seelen.

Diesem großen Manne haben Arme und Kranke ohne Unterschied der Religion die wesentlichste Unterstützung, die je die Menschenliebe erfand, bis auf den heutigen Tag zu danken; die Gesellschaft der barmherzigen Schwestern, die als Krankenpflegerinnen in alle Häuser gehn; und das Hospital (P<sup>h</sup>ôtel de Dieu) worin Kranke von allen Nationen aufgenommen werden.

Wie dieser edle Sterbliche hieß, der zwei Jahr die Galeerenkette trug, um einen Gatten seiner Gattinn, einen Vater seinen Kindern wieder zu schenken? Vinzent de Paul.

Als man bei dem Pabst, Benedikt XIV. um die Heiligsprechung Vinzent de Paul

anhielt: fragte er, ob er auch Wunder gethan hätte? Man antwortete auf seine Frage mit der rührenden Anekdote des Galeerenflaven.

Da rief er aus: erigantur illi altaria: Man baue ihm Altäre!

Nach dem Französischen des  
Herrn d'Arnaud.

### Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehn, als mancher, der sein Erbgut in Paris oder Neapel verzehret hat.

Er erzählte gern allerhand kleine Geschichten, die er sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Das besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — „Ei, sing der alte Witt an, und schmunzelte; wär' ich denn wirklich so klug?“

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt, Und weil ich es auch gern würde. —

„Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.“

Was, wie es die Narren machen?

„Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, als die.“

Als zum Exempel?

„Als zum Exempel, Herr Till: so lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres grämliches Männchen, Herr Beit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen — und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckt er ganz fister in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?“

Wie? einen tieffinnigen Kopf.

„Ja, warum nicht gar! einen Narren!“

„Hut, dacht' ich da bei mir selbst, denn der Titel stand mir gar nicht an; — wie der Herr Beit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. In sich selbst hineinschauen, das taugt nicht: sieh den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfui! Sprich lieber mit Andern!“ —

„Nun, was dünkt Ihn, Herr Till? hatt' ich da Recht?“

Et ja wol! Allerdings!

„Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink. Der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum: und den, Herr Till — wie meint Er wol, daß die Leute den wieder hießen?“

Einen lustigen Kopf.

„Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hut! dacht' ich da wieder, das ist doch drolligt! Wie mußst du's denn da machen, um Flug zu heißen?“ —

„Weder ganz, wie der Herr Beit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der Eine,

und dann kiehst du hübsch bedächtlich in dich hinein, wie der Andere. Erst sprichst du laus mit den Leuten, wie der Herr Fluk, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Weit.“

„Sieht Er, Herr Till! so hab' ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.“

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte.

„Et was! fing der alte Witt an, und schützelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau! Er muß darnach aus seyn!“

Das bin ich ja schon lange; aber was hilfts? — immer kommt ein Streich über den andern! Pünfstig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hause.

„Ach, nicht doch! Nicht doch! Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt“

Was? wie ich's Gesicht trage?

„Ja, Herr Flau; wie Er's Gesicht trägt. Ich wills ihm erklären.“

„Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus bauete, so lag einst die ganze StraÙe voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Erik, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war.“

„Plump! lag er da, brach das Bein, und hinkt noch heutiges Tages daran. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?“

Et, die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

„Ja, sieht Er? aber auch nicht alljuniedrig.  
— Denn nicht lange darnach kam noch ein an-  
derer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr  
Schöll. Der mußte entweder Verse oder Haus-  
sorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz  
trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden,  
als ob er hineinsinken wollte.“

„Krack! riß ein Seil, der Balken herunter,  
und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor  
Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht,  
ward krank, und mußte ganze Wochen aushal-  
ten.“

„Merkt er nun wol, was ich meine, Herr  
Flau? wie man's Gesicht tragen muß?“ —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte.

„Ja freilich! daß man weder zu feck in die  
Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. —  
Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben  
und unten, und nach beiden Seiten umhers  
wirft: so kommt man in der Welt schon vors  
wärts, und mit dem Unglück hats so leicht  
nichts zu sagen.“

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt  
ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu  
einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen.

„Niel, fing er an, wird dabel nicht heraus-  
kommen; das sehe ich vorher: aber es renne  
mir so von selbst in die Hände. Da will ichs  
doch mitnehmen.“

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an.

„Und, wie viel meint Er denn wol, lieber  
Herr Wills, das Er braucht?“

„Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hun-  
dert Thälerchen etwa.“

„Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm  
geben. Recht gern! — und damit Er sieht, daß

ich Ihm gut bin, so will ich Ihm oben ein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine Tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.“

Aber wie, lieber Herr Witt? Oben ein?

„Es ist nichts. Es ist ein bloßes Hirsörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen. Der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die brachte ihn zum Thore hinaus.“

Ei, das wäre! Die hieß? —

„Wenn man ihn manchmal fragte: wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein fünfzig Thalerchen etwa. Was will das machen?“

„Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was! sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünf.“

„Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Witt, das er wollte?“

Ich? — ich hat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

„Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch etnen andern Nachbar: das war der Kornhändler, Herr Lomm. Der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. Was dünkt Ihm dazu?“

Ei, um's Himmels Willen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß?

„Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Lomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganze hundert Reichsthaler!“

„Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Lomm? — Ach sagte er wieder: ich habe viel verloren, viel Geld! Ganze fünfzig Reichsthaler!“

„Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?“

Ei, das versteht sich. Die letzte!

„Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Lomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen und der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar.“

„Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohne; ich habe mir beides gemerkt: und da sprech ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, bald wie der Herr Lomm.“

Mein, bei meiner Ehre! Ich halt's mit Herrn Lomm. Das Haus und das Waarenlager ges fallen mir.

„Er wollte also?“

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt!  
Ganze hundert Reichsthaler!

Steht

„Steht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht.“

„Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.“

Engel.

## Auguste.

### Eine wahre Geschichte,

junger Frauenzimmern zur Warnung erzählt.

Auguste war sechs Jahr alt, als ihr Vater starb. Er war geheimer Legationsrath gewesen, hatte eine eigene Equipage gehalten, hatte vierzehnjährig eine große Fete gegeben, war alle zwei Jahr ins Bad gereist, und hinterließ von einem Vermögen, das in dreißigtausend bestanden hatte, noch achttausend und einen artigen Garten in der Vorstadt.

Auguste war sein einziges Kind, und ihre Mutter war eine der rechtschaffensten Damen, die man in Residenzen se gesehn hat. Sie betrauerte einsam den Tod ihres Gemahls, verkaufte die Equipage; schränkte sich so sehr ein als möglich, und beschloß, ganz allein für die Erziehung ihrer Tochter zu leben.

Auguste war von ihrer Mutter selbst gesäugt worden — sie hatte nie eine eigenstünige oder heimtückische Wärterinn gehabt — sie hatte nie anders als nach guten und zärtlichen Grundsätzen handeln sehn, und sie war selbst beständig nach eben den Grundsätzen behandelt worden — sie hatte nie erfahren, daß man anders

Kinderbibliothek. 5 Th.

Ⓔ

denken könne, als man spräche — und, was nicht ganz unwichtig ist, es war ihr unbekannt, daß es Schimpfwörter in der Welt gäbe.

Auf einen so unverdorbenen Boden pflanzte Augustens Mutter ihre Lehren, und es war kein Wunder, daß diese Lehren Wurzeln faßten, und mit der Zeit unerschütterlich wurden.

Der Hauptinhalt von den Lehren der Mutter war:

„Die Tugend eines Mädchens bestehe nicht in äußerlicher Ziererei, sondern in ihrer innern Unschuld, und die Reize eines Mädchens nicht in ihrer Schönheit, sondern in ihrer Bescheidenheit und Sittsamkeit.“

Sie wiederholte ihr, ein prachtvoller Anzug gefalle weniger, als ein modischer, und ein modischer weniger, als ein reinlicher und geschmackvoller; aber mehr als jeder Anzug, gefalle ein unbestäubtes Wohnzimmer und eine blinkende Küche.

Auguste bekam einen kleinen Verweis, wann sie aus Unvorsichtigkeit ein Glas, oder ein Stück Porzellan zerbrach; aber sie mußte zwei oder mehr Tage ganz allein in einem Winkel des Vorsaals speisen, wenn sie einen pöbelhaften Ausdruck von sich hören ließ. Ihre Mutter verstand darunter jeden Ausdruck, der nicht sittlich war, er mochte übrigens von dem Pöbel \*) geborgt seyn, der zu Fuße geht, oder von dem, der mit eigner Equipage fährt.

\*) Merkt euch, junge Leser! daß das Wort Pöbel nicht Leute von niedrigem Stande, sondern Leute von niedriger Denkungsart und von schlechten Sitten bedeutet. Es kann daher in allen Ständen, vom Bauer bis zum Könige, Pöbel geben.

Auguste wurde bestraft, wann sie einer Magd verächtlich begegnete; aber sie wurde eben so hart bestraft, wenn sie sich zu einer Magd setzte, um mit ihr zu plaudern.

Auguste war acht Jahr alt, und eines Sonntags im Winter stand ein kleines Mädchen barsfuß vor ihrer Thür, und bat um eine Gabe.

„Aber, mein Gott! friert dich dann nicht?“ sagte Auguste, und rang die kleinen Hände.

„Et, ja wohl friert mich,“ sagte das Mädchen, und klapperte mit den Zähnen.

„Da!“ sagte Auguste, zog die mit Silber gestickten Pantoffelschuh aus, und gab sie dem armen Mädchen.

Das Mädchen fiel fast vor ihr auf die Knie, nahm die Schuh in die Hand, und lief mit Jubelgeschrei davon.

Auguste lief mit Jubelgeschrei und in Strümpfen zu ihrer Mutter, und bat sich die Alltags pantoffelschuh aus, die nicht gestickt waren.

Ihre Mutter gab selten einem Bettler, aber desto öfter gab sie Hausarmen, von denen sie hörte. Alle solche Wohlthaten flossen durch Augustens Hände. Die Mutter wollte haben, daß Auguste mit dem menschlichen Elende bekannt würde, und daß sich gewöhnte ein Vergnügen an heitern Gesichtern zu finden, die sie selbst heiter gemacht hätte.

Auguste hatte eine Sparbüchse, aus der sie nach Gefallen nehmen konnte. Sie gab den armen Eltern, was sie ihnen im Namen ihrer Mutter zu bringen hatte, und sie steckte den Kindern der armen Eltern etwas aus ihrer Sparbüchse zu. Diese war fast immer leer, die Mutter mochte so viel Einkünfte dazuschlagen, als sie wollte.

Einmal näherte der Geburtstag der Mutter, und Augustens Sparbuchse war erschöpft. Sie trat an ihre Kommode, zog das Fach auf, worin nach der Reihe ihre schönen Puppen lagen, nahm eine nach der andern heraus, legte sie wehmüthig wieder hinein, und schloß zu.

Einige Augenblicke darauf kam sie wieder, musterte die Puppen noch einmal, nahm die schlechteste, legte sie hin, nahm die schönere, und ergriff nach langer Wahl endlich die allers Schönste. Sie küßte die Puppe, und lief hinaus zur Magd.

„Da, Köschchen!“ sagte sie; „geschwind lauf und verkaufe sie. — Ich will die Mama zu ihrem Geburtstage anbinden. — Aber lauf ja geschwind, damit ich nur die Puppe nicht mehr sehe.“ — Ich weiß schon, was die Mama gern hatte.“

Die Magd mußte die Puppe doch noch einmal hergeben; Auguste küßte sie, nahm von ihr Abschied, und lief fort.

Die Magd trug die Puppe zur Mutter: diese kaufte sie, und schickte Augusten ein Goldstück.

Auguste nahm es, bat um Erlaubniß, eine Freundin zu besuchen, und ließ sich von dieser die Kleinigkeiten einkaufen, die sie für ihre Mutter bestimmt hatte.

Als der Tag da war, überreichte sie ihr Geschenke, und bat ihre Mutter, daß sie vorlieb nehmen möchte.

„Ei, du hast ja wol recht viel Geld gehabt?“ sagte die Mutter.

„Ja,“ stotterte das Kind, „ich habe — ich — ich habe Geld gehabt.“

„Du mußt gewaltig gespart haben,“ fing die Mutter wieder an. „Ich freue mich recht über deine Geschenke.“

„Ist das wahr, liebe Mama?“ sagte Auguste freudig.

„Aber du gibst mir doch alles gerne?“

„Ach, liebe Mama,“ sagte das Mädchen, „setz ihr um den Leib und weinte; „ich habe ja mein Fülchen verkauft!“

Die Mutter küßte sie, und riß sich von ihr los, ging in ein Nebenzimmer, und zerfloß in Thränen.

Sie feierte nie ihren Geburtstag wieder, ohne an das verkaufte Fülchen zu denken: und man kann sich vorstellen, wie sehr sie durch diesen und noch mehrere dergleichen Züge ermuntert wurde, alle mögliche Sorgfalt auf die Bildung einer so hoffnungsvollen jungen Seele zu wenden.

Wer hätte einem solchen Kinde, bei einer solchen Erziehung nicht das alücklichste Leben prophezeit? Aber — merkt euch diese Wahrheit ihr jungen Leser und Leserinnen! — zu einem glücklichen Fortkommen in dieser Welt ist es nicht genug, gut und unschuldig zu seyn: man muß auch allen Schein des Bösen zu vermeiden suchen: sonst kann man bei dem reinsten Herzen und bei dem rechtschaffensten Wandel doch sehr unglücklich werden.

Das werdet ihr aus der Folge dieser Geschichte lernen können.

Auguste wurde in allen weiblichen Künsten unterrichtet, und in ihrem dreizehnten Jahre fing sie schon an, unter der Aufsicht ihrer Mutter, der Wirthschaft vorzustehn.

Sie nahm daneben zu an körperlicher Schönheit, so, daß sie in jeder Betrachtung ein sehr angenehmes und vortrefliches Frauzimmer wurde.

Bis hieher hatte Auguste nur wenig männliche Bekanntschaften gemacht, und selbst diese

bestanden bloß in entfernten oder nähern Anverwandten. Sie machte nur einen kleinen Kreis von Freundinnen glücklich, in welchem Friede, Vertraulichkeit und Freude herrschten. Sie hätte für jede dieser Freundinnen ihr Leben hingegenben, und sie wurde von allen gleichfalls auf das zärtlichste geliebt.

Es war kein Wunder, daß die gute Legationrätthin nach und nach ein wenig eitel auf ihre Tochter wurde. Die Lobeserhebungen, die man ihr wegen Augustens Erziehung machte — das glänzende Glück, das jedermann Augusten für die Zukunft versprach — die Wünsche, die man allenthalben that, daß ihre Mutter sie aus ihrer Einsamkeit in die große Welt führen möchte, übertäubten endlich die mactere Frau.

Sie beschloß, ihre Einsamkeit dem Glücke ihrer Tochter aufzuopfern; fing an zum zweitens mal in der großen Welt zu erscheinen, und führte Augusten in dieselbe ein. O hätte sie doch vorausgesehn, was für traurige Folgen dieser unweise Schritt nach sich ziehen würde!

Kaum hatte Auguste sich gezeigt, als Aller Augen auf sie gerichtet waren. Alles ertönte von Lobsprüchen ihrer Schönheit, ihres Verstandes und ihres Herzens.

Die ehrliche Mutter wünschte sich Glück, daß sie dem Rathe ihrer Bekannten gefolgt war; und Auguste freute sich, daß ihr Anblick rund umher Leben und Wohlseyn zu verbreiten schien.

Sie besaß ein gewisses natürliches Gefühl vom Schicklichen, welches ihr bei jeder Gelegenheit anzeigte, wie sie sich zu verhalten hätte. Sie erwiehen kaum zum drittenmale in diesen großen Zirkeln, als selbst die verständigsten Mütter sie insgeheim ihren Töchtern als ein Muster eines artigen ungezwungenen Betragens vorstellten.

Auguste wurde in kurzer Zeit als eins der vollkommensten Frauenzimmer bekannt, die man jemals gesehen hatte. Selbst einige Hoffräuleins beklagierten, daß Legationsraths Mädchen müßte sich recht gut in die Arts einer Dame zu finden.

Man fing an, sich häufig um Augustens Hand zu bewerben. Zwei bis drei junge Männer von Verdiensten, welche in jeder Betrachtung Augustens würdig zu seyn schienen, erhoben vorzüglich ihre Augen auf sie. Allein theils konnte Auguste sich nicht überwinden, einer Freiheit zu entsagen, deren sie mit so vielem Ansehn genoß, theils schmeichelte sich vielleicht die Mutter, daß ihrer Tochter ein glänzenderes Loos bevorstünde, als die Hand eines Bürgerlichen.

Auguste wurde ein und zwanzig Jahr alt, und war im Besitze der allgemeinen Verehrung und eines unbescholtenen Rufes, als einer ihrer Verwandten sich verheirathete, und einen Ball gab. Auguste und ihre Mutter waren dabei, und machten ein halbes Duzend neue Bekanntschaften.

Den dritten Tag darauf ließ sich der junge Graf von S\* melden. Er hatte auf dem Balle mit Augusten getanzt, hatte eine Schleife aufgehoben, die Augusten entfallen war, und brachte diese Schleife zurück.

Der Graf war ein liebenswürdiger junger Kavaller. Sein Betragen empfahl ihn bei Mutter und Tochter. Man bat ihn complimentsweise, seine Besuche zu wiederholen, und er wiederholte sie sehr oft.

Einige Zeit darauf bat er um die Erlaubniß, seinen Cousin, den Baron von M\*, einzuführen. Man gab ihm die Erlaubniß mit Vergnügen; und der Baron von M\* führte kurz darauf

den Kammerjunker von F\*, und dieser wieder den jungen Kanonikus von L\* ein.

Auf diese Art versammelte sich unvermerkt binnen einem Jahre um Augusten ein Hofstaat, der aus den ersten Jünglingen der Residenz bestand. Um Zutritt im Hause zu haben, brauchte man endlich weiter nichts, als von jemanden eingeführt zu werden, der schon Zutritt hatte: und noch gerade gab es festgesetzte Tage und Stunden, an welchen im Hause der Legationsrätthin eine Art von öffentlicher Assemblée war. Man sprach, man sang, man las vor, man unterhielt sich mit unschuldigen Spielen, an denen jedermann Theil nehmen konnte.

Das Betragen von Mutter und Tochter hielt jeden jungen Herrn in Ehrfurcht: und lange nachher haben noch einige derselben gestanden, daß sie diesem Hause vieles von ihrer Bildung zu danken hätten.

Auguste führte unterdeß das ganze Haus besessen, und sie führte es mit der pünktlichsten Ordnung; die immer noch Zeit zu gesellschaftlichen Vergnügungen oder zum einsamen Leben übrig läßt.

Ihr Betragen im Kreise so vieler Jünglinge war das allervorsichtigste. Sie nahm nie ein Geschenk, das man irgend Geschenk nennen konnte; sie führte nie Korrespondenz, sie gab nie ein heimliches Rendezvous. Es war etwas außerordentliches, wenn sie mit müßigen Händen unter ihren Verehrern saß, oder wenn ihre Mutter sich von ihr entfernte. Sie war im Stande, den Bedienten zu rufen, und ihm eine Beschäftigung im Zimmer zu geben, wenn sie ja zufälliger Weise mit einem ihrer Freunde allein war.

Alle diese Freunde wurden auf den nämlichen Fuß behandelt. Wäre Augustens Haus ein Kloster

gewesen, und hätte sie mit ihren Freunden bloß durch das Gitter des Sprachsaals gesprochen: ihr Betragen hätte nicht schuldbloser, und ihr Wandel nicht unbeflecker seyn können.

Demungeachtet erhob sich nach und nach die Lästung gegen Augusten.

„Wenn das Mädchen, sagte die eine ihrer Beurtheilerinnen, öffentlich so frei mit jungen Mannspersonen umgeht, was muß nicht erst im Geheim vorgehn!“

„Es ist unmöglich, daß die brave Mutter alles weiß!“ sagte eine andere.

„Dem guten unerfahrenen Mädchen muß man es zu gute halten, aber die Mutter verdient keine Verzeihung;“ sagte eine dritte.

„Man muß alles mit dem Mantel der Liebe bedecken;“ sagte eine vierte, und schickte so gleich fort, um die Neuigkeit von Augustens schlechter Aufführung ein paar guten Freundinen melden zu lassen.

Anfangs nannte man es bloß möglich, daß im Hause der Legationsrätthin Geheimnisse vorkämen: in kurzer Zeit wurde es wahrscheinlich, und endlich war es gewiß. Die Verläumdung schlich erst leise an den Tolketten von Ohr zu Ohr, und sprach dann laut auf den Wachtparaden, in den Bedientenstuben und in den Visitenälen. Und niemand hörte die Geschichten, die man auf Augustens Rechnung erzählte, mit innigerm Vergnügen, niemand glaubte sie herzlicher, niemand breitete sie mit größerem Eifer aus, als wer in Augustens Lage am wenigsten Auguste gewesen wäre.

Ein junger Mensch aus einem mächtigen Hause, der vor kurzem Dienste unter der Garde genommen hatte, hörte von der zweideutigen Auguste. Er war gewohnt, die eine Hälfte seiner müßig-

gen Stunden dem Faraotische, und die andere dem Umgange mit gewissen Frauenzimmern zu schenken, die man nur im höchsten Nothfalle bei ihrem rechten schändlichen Namen nennt. Er sah Augusten im Schauspielhause, fand sie über alle Vorstellung bezaubernd, und ließ sich ihr und ihrer Mutter vorstellen.

Eines Tages überfiel er Augusten zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde. Sie war allein, er wurde nach einigen Minuten unverschämt, und wollte sie küssen. Sie schrie, und stieß ihn zurück. Er stand nicht in volligem Gleichgewichte, taumelte an die Ecke eines Schankes, und bekam ein blaues Auge. Der Bediente trat diesen Augenblick herein, und Auguste entwichte in ein Nebenzimmer.

Des Tages darauf zog er auf die Wache, und seine Kameraden fragten: ob er auf den Augen gegangen wäre? Er erzählte jedem, der ihn fragte, unverholen seine Geschichte, und des Abends mußte die ganze Residenz, daß ein Lieutenant von der Garde sich bei Augusten ein blaues Auge geholt hätte.

Die ganze Residenz lachte; aber nicht auf Unkosten des schuldigen Offiziers, (ungeachtet dieser auch in einem sehr schlechten Lichte dabei erschien) sondern auf Unkosten der unschuldigen Auguste.

„Wenn man nicht selbst Gelegenheit giebt, so unterseht sich niemand so etwas;“ sagte die Eine, und suchte sich in die Brust zu werfen.

„Ich will nicht richten,“ sagte die Andere, und rauschte mit dem Fächer, aber der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.“

„Gerechter Himmel! es geht doch hier zu, wie in Sodom und Gomorra,“ sagte die Dritte, und nahm eine Prise Tabak, um sich von ihrem Schrecken zu erholen.

Von dieser Zeit an bekamen Augustens Freundsinnen von ihren Müttern Befehl, sich von Augustens Umgänge zurück zu ziehen. Keines dieser Mädchen konnte in ihrem Herzen unschuldiger seyn, als Auguste: demungeachtet wurde Auguste nun für eine Person erklärt, mit der sie ehrenwegen keinen Umgang haben dürften.

Die Legationsrätthin und ihre Tochter ahneten nachgerade die Ursache dieser Entfernung: aber die Mütter beruhigte sich damit, daß in ihrem Hause nichts Böses vorgehe, und die Tochter war sich bewußt, daß sie auf ihre Unschuld trohen konnte. Aber beide hätten bedenken sollen, daß in den Augen der Welt das noch nicht hinreichend sey.

Ohngefähr ein halbes Jahr nach der Begebenheit mit dem blauen Auge hatte der Held dieser Begebenheit einen ganzen Abend am Spieltische gegessen.

„Nun, Lieutenant! wie ist's gegangen?“ fragte einer von den Zuschauern, als man vom Spielen aufstand.

„Je nun, ich muß halt zufrieden seyn;“ antwortete jener, und strich sein Geld ein; „ich bin so mit einem blauen Auge davon gekommen.“

„Hahaha! das passiert dem Lieutenant immer;“ fing ein ungeheurer dicker Rittmeister an, und lachte, daß die Fenster schütterten.

„Es freut mich, Herr Rittmeister,“ sagte der Lieutenant, „daß ich Ihnen Gelegenheit zu einer Motton verschaffe. — Aber was zum Henker könnt' ich dann dazu, daß Auguste nicht vor dem Bedienten sicher war?“

„Pfui, Herr Kamerad!“ fing ein Dragonersoffizier an, der neben dem Rittmeister saß, und der im Hause der Legationsrätthin bekannt war.

„Mein Herr! warum pfulen Sie dann, wenn man fragen darf?“ sagte der von der Garde.

„Weil das schlecht gesprochen war, Herr Kamerad.“

„Herr Kamerad hin, Herr Kamerad her! Ich bin unter der Garde, mein Herr! und ich möchte vor allen Dingen wissen, was ein Dragoner schlecht gesprochen nennt?“

„Herr! ein Dragoner hält jeden für nichts, würdig, der ein rechtschaffenes Mädchen beschimpft.“

„Mein Engelen! ich will Sie Ihre Mama und Ihre Fräuleins Schwestern nicht kennen lehren: aber seyn Sie so gut, und lehren Sie mich dafür nicht die rechtschaffenen Mädchen kennen.“

„Herr! mäßigen Sie sich, oder wir sprechen uns.“

„Ja, mein Herr Ritter! das wollen wir, das wollen wir!“

„Kinderchen! ihr müßt euch, hol' mich der — die Hälse brechen, wenn ihr brave Kerls seyn wollt,“ sagte der dicke Rittmeister, stürzte ein Glas Burgunder hinein, und erbot sich zum Sekundanten.

Des Tags darauf erhielt der Gardeoffizier eine Aufforderung. Man stellte sich, man schlug sich auf Pistolen; der Lieutenant von der Garde kam unversehrt nach Hause, und der Dragoner war durch den rechten Arm geschossen.

Niemand wurde dabei härter gestraft, als die schuldblose, an nichts Arges denkende Auguste, die nun zum Märchen und zum Spott der ganzen Residenz wurde. Selbst die besten Leute zuckten die Achseln über ein Mädchen, um das sich zwei Offiziere geschlagen hatten.

Die jungen Kavaliere entfernten sich nach und nach aus dem Hause der Legationsrätthin. Einige thaten dies, weil sie für ihren eigenen guten Namen besorgt waren, andere, weil sie nicht Schuld daran seyn wollten, daß Augustens guter Name noch mehr angefochten würde.

Die gute Mutter betrauerte ihre Unvorsichtigkeit. Auguste jammerte über den Verlust ihrer Freunde und Freundinnen: tröstete sich indeß mit ihrer Unschuld, zerstreute sich durch Arbeit und durch Bücher und hoffte auf die Zukunft. Allein diese Zukunft ließ lange auf sich warten.

Ausser ihrem Hause wurden Mutter und Tochter mit Kälte und wol gar mit Ekel aufgenommen. Sie waren genöthiget, alle alte Verbindungen abzubrechen, der großen Welt völlig zu entsagen, und in der tiefsten Einsamkeit zu leben.

So wurde Auguste fünf und zwanzig Jahr alt, und sie war noch in ihrer Mutter Hause: sie wurde sogar dreißig Jahr alt, und ihr Schicksal hatte sich noch nicht geändert. Während dieser Zeit nagte der geheime Kummer an der Gesundheit der Mutter, und noch mehr an den Nerven der Tochter.

Endlich nach vielen fruchtlosen Unterhandlungen, zu denen sich die gute Legationsrätthin mit der Zeit hatte herablassen müssen, meldete sich ein junger Mann von Verdiensten, der in einer benachbarten Stadt ein hübsches Amt erhalten hatte, und in der Residenz ziemlich unbekannt war. Auguste gab ihm ihre Hand, und ihre Mutter, die bloß die Versorgung ihrer Tochter abgewartet zu haben schien, starb vier Wochen nach der Hochzeit.

Nicht lange darauf reifete der junge zufriedene Gemahl in die Residenz, und kam auf eine Kaffeehaus, um mit einem Freunde zu sprechen, den er da zu treffen hoffte. Er setzte sich ganz

stille nicht weit von einem Tische, an welchem man Punsch trank, und hörte zu, was gesprochen wurde.

„Wißt ihr dann was Neues?“ fing Einer aus der Punschgesellschaft an; „die lockere Auguste soll ja geheiratet haben.“

„Die Legationsrathstochter,“ sagte der Andere. „O das ist ja schon was Altes. — Je nun, es wird sich zeigen, ob aus einem lieblichen Mädchen noch ein gutes Weib werden kann.“

„Das ist wahr,“ sagte ein Dritter, „die Auguste hat ihre jungen Jahre redlich genossen.“

„Sie soll leben!“ sagte der Vierte, und stieß mit dem Glase an. „Wer hat sie dann genommen?“

„Ich habe den Namen gewußt,“ sagte der Zweite wieder. Er muß ein guter ehrlicher Kerl seyn. Er soll auch leben!“

Der ehrliche Mann, dessen Gesundheit getrunken wurde, schlich sich ganz leise fort, und hatte seit diesem Augenblicke keine zufriedene Stunde mehr.

Er kehrte zurück: Auguste kam ihm freudig entgegen, und erstarre, als er den Arm ausreckte, um sie von sich entfernt zu halten. Sie fragte zärtlich, was ihm fehlte? und bekam keine Antwort. Sie zog sich demüthig zurück, und glaubte, daß er etwa eine Verdrießlichkeit gehabt hätte.

Allein sein Betragen änderte sich nicht. Er verrichtete täglich seine Geschäfte, gieng dann aus dem Hause, und kam sehr spät heim. Er hätte Augusten weniger gemartert, wenn er ihr die bittersten Vorwürfe gemacht hätte.

Sie konnte endlich dieses schmählliche Still-schweigen nicht länger dulden. Sie erwartete ihn eines Abends, fiel ihm zu Füßen, umfaßte

weinenb seine Knie, und beschwor ihn, daß er ihr sagen möchte, was sie begangen hätte.

„Lassen sie mich, Madam!“ sagte er kalt. „Hätte man zu einer gewissen Zeit Ihren ehemaligen Wandel gewußt, so wären Sie heute nicht in diesem Hause.“

Sie ließ seine Knie los, sank zu Boden, wurde ohne Empfindung zu Bette geschafft, und lag zwei Tage darauf in einem hitzigen Fieber, das sie dem Tode nahe brachte. Sie wurde mit Mühe wieder hergestellt, aber der Friede ihres Lebens war dahin.

Sie jammerte in unaussprechlichen Leiden, und verfiel endlich in eine Auszehrung. Ihr Gemahl sorgte auf das zärtlichste für ihre Erhaltung, allein er entzog sich auf das hartsnäckigste ihrem Anblick und ihren Rechtfertigungen. Sie hatte keine Freundin, an deren Busen sie ihren Jammer ausschütten konnte: sie war über alle Beschreibung elend.

Eines Tages, als Jahrmarkt in der Stadt war, ließ sich eine Schuhmacherin bei ihr melden, deren Name ihr ganz unbekannt war. Sie ließ das Weib hereinführen, und setzte sich im Bette auf.

„Madam, sagte das Weib, wissen sie noch, daß sie einmal als Kind einem armen Bettelmädchen Ihre gestickten Pantoffelschuh von den Füßen schenkten? Ich wollte die Schuh einem Schuhmacher verkaufen, und das Geld meiner armen kranken Mutter bringen.“

„Der Mann hieß mich eine Spitzbübün, erkundigte sich in Ihrem Hause, und hörte, daß ich ehrlich war. Er gab mir Geld, und ging mir heimlich nach. Meine Mutter starb in dem

Augenblicke, da er herein trat. Ich schrie und jammerte: er nahm mich in sein Haus."

"Die guten Leute hatten nur eine einzige Tochter: sie erzogen mich mit ihr, wie ihr einziges Kind."

"Die Tochter wuchs auf, und wurde ein bildschönes Mädchen. Wer sie sah, verliebte sich in sie, und man hieß sie nur die schöne Schusters-tochter. Sie hatte lauter vornehme Liebhaber, sie ließ sich von ihnen in die Komödie führen, sie sprach mit ihnen an der Hausthür, sie ging Abends mit ihnen auf der Straße spazieren."

"Es währte nicht lange, so sagten die Leute, sie lebte ein bißchen locker. Das war nun freilich nicht wahr: aber, liebe Madam, man muß unter den Leuten leben, also muß man sich auch bekümmern, was sie von etnem reden."

"Wie gings am Ende? Die vornehmen Liebhaber blieben weg, und die schöne Schusters-tochter war so im Geschrei, daß sie am Ende froh war, da sie einen jungen Meister krigte, der aus der Fremde kam."

Allein hintenher erfuhr der Mann bald das; bald jenes; und da gabs freilich keine gute Ehe. Das arme Weib härmte sich zu Tode, und vor einem Jahre hatte ich Hochzeit mit ihrem Wittwer. Ich habe beständig im Stillen vor mich hingelebt, und mein Mann trägt mich auf den Händen.

"Und heute, Madam! bin ich hier zum Jahresmarkte, und da hat mir mein Mann ein paar Schuhe mitgegeben, und läßt bitten, Sie möchten vorlieb nehmen, und möchten sie nur manchmal ansehen, wenn sie auch zum Anziehen zu schlecht wären."

"Wir denken alle Tage an Sie, und wünschen Ihnen tausend Segen, Denn, ohne Sie,  
Madam,

der Soldat hinzu, daß sich bald vergüten läßt  
— und da ist nun meine Freundin!“

Das Mädchen sprang vor dem Karren her,  
ergriff die ausgestreckte Hand ihres Geliebten,  
und sagte ihm mit einem holden zärtlichen Lächeln:  
sie habe einen trefflichen Zimmermann gefunden,  
der ihr versprochen habe, ihm ein Bein zu machen,  
das nicht brechen sollte; morgen sollte es fertig seyn, und dann könnten sie ihre  
Reise fortsetzen.

Der Soldat dankte ihr mit einem herzlichem  
Handdruck.

„Ihr müßt sehr müde seyn, meine Liebe;“  
sagte der Marquis.

Man wird so leicht nicht müde, mein Herr,  
wenn man für seine Freunde arbeitet, versetzte  
das Mädchen.

Der Soldat küßte ihr mit einer galanten und  
zärtlichen Miene die Hand.

„Wenn ein Mädchen einem Manne einmal  
gut ist, so, sehen Sie wol, sagte der Marquis  
zu mir, ist's nicht ein Bein mehr oder weniger,  
das sie bewegen kann, ihre Gesinnungen zu  
ändern.“

Auch waren es nicht seine Beine, sagte Fan-  
chon, die auf mein Herz einigen Eindruck machten.

„Diese beiden guten Leute, sagte hierauf der  
Marquis zu mir, haben zusammen nur drei  
Beine, und wir haben vier; wenn's Ihnen nicht  
zuwider ist, so sollen sie unser Fuhrwerk ha-  
ben, und wir wollen ihnen zu Fuß bis ins  
Dorf nachfolgen, und dann sehen, was noch  
weiter für sie zu thun ist.“

Nie in meinem Leben habe ich mit größerem  
Vergnügen in einen Vorschlag gewilliget.

Der Soldat fing an Schwierigkeiten zu machen,  
sich in's Vis à Vis \*) zu setzen. Aber der Mar-  
quis sagte: kommt, kommt, Freund, ich bin ein

\*) Eine Kutsche für zwei Personen, die einander gegen-  
über sitzen.

Oberster, und ihr müßt mir gehorchen. Setzt euch ohne Umstände hinein.

„Laßt uns hinein, mein guter Freund, sagte das Mädchen, da doch diese Herren so sehr darauf bestehen, uns diese Ehre zu erweisen.“

Ein Mädchen, wie ihr, würde die schönste Karosse in Frankreich zieren, sagte der Marquis. Wie würde ich mich freuen, wenn's in meiner Macht stünde, euch glücklich zu machen!

„Dafür lassen sie mich sorgen, mein Herr Oberst,“ versetzte der Soldat.

Ich bin schon so glücklich, wie eine Königin, sagte Fanchon. Fort fuhr die Chaise, und der Marquis und ich folgten nach.

Da wir im Wirthshause anlangten, wohin wir dem Postnechte zu fahren befohlen hatten, trafen wir den Soldaten und seine Fanchon an.

Ich fragte den erstern: sagt mir doch, wie gedenkt ihr euch und eure Frau zu nähren?

„Wer Mittel gefunden hat, fünf Jahre lang vom Soldatensolde zu leben, versetzte er, der wird seine übrige Lebenszeit über sich leicht helfen können.“

„Ich kann ziemlich wohl auf der Violine spielen, setzte er hinzu; und vielleicht gibts in Frankreich keinen Flecken von der Größe, wo so viele Hochzeiten vorfielen, als in dem, wo wir uns niederlassen wollen. Es wird mir also nie an Arbeit fehlen.“

„Und ich, sagte Fanchon, kann Haarnetze und seidene Börsen weben, und Strümpfe sticken. Außerdem hat mein Oheim zweihundert Livres in Händen, die mir zugehören.“

„Und ich, sagte der Soldat, habe fünfzehn Livres in meiner Tasche; und überdies zwei Louisd'or einem armen Bauern geliehen, damit er die Abgaben entrichten konnte; die er mir wieder bezahlen wird, wenn er kann.“

„Sie sehen, mein Herr, sagte Fanchon zu mir, daß wir eben nicht so arm sind. — Köne

nen wir nicht glücklich seyn, mein guter Freund? (indem sie sich mit einem zärtlichen Blicke an ihren Geliebten wandte) Das müßte gewiß durch unsere eigene Schuld geschehen.“

Wenn du nicht glücklich wärest, meine süße Freundin, sagte der Soldat sehr eifrig, so würde ich sehr zu bedauern seyn!

Nie fühlte ich eine entzückendere Aufwallung. — Dem Marquis zitterte eine Thräne im Auge. — „Bei meiner Treue, sagte er zu mir, dies ist eine weinerliche Komödie!“

Dann wandte er sich an Fanchon:

„Komm hierher, mein Kind! Bis ihr eure zweihundert Livres bezahlt bekommt, und bis mein Freund hier seine zwei Louisd'or wieder erhält, nimm dies von mir an;“ und gab ihr eine Börse voll Gold in die Hand.

„Ich hoffe, ihr werdet euren Mann beständig lieben, und von ihm beständig geliebt werden. Meldet mir von Zeit zu Zeit, wie es euch geht, und womit ich euch dienen kann.“

„Der Himmel segne euch Beide, fuhr er fort; und möge der nie wissen, was Glückes Uglkeit ist, der es versucht die eurige zu stören.“

„Ich will mich bemühen, für euch, mein Mitsoldat, irgend ein einträglicheres Geschäft, als das Violinspielen, auszufinden. Indessen bleibet hier, bis eine Kutsche kömmt, die euch Beide heute Abend nach Paris bringen soll.“

„Mein Bedienter soll euch eine Wohnung verschaffen, und den besten Wundarzt für hölzerne Beine, der nur zu finden ist. Wenn ihr austaffirt seyd, so besucht mich, ehe ihr heim reiset.“

„Lebt wohl, mein Bledermann! Seyd gegen Fanchon gütig; sie scheint eurer Liebe werth zu seyn!“

„Lebt wohl, Fanchon! Es wird mir eine Freude seyn, wenn ich künftig erfahre, daß ihr euren Du Bis noch eben so sehr liebt, als jetzt.“

Und damit drückte er ihnen Beiden die Hand; schob mich vor sich in die Chaise, und fort fuhren wir.

Aus Moores Abriss des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Frankreich, der Schweiz und Deutschland.

Lied der Schwestern  
an ihres Bruders Geburtstage.

Freundlich fällt der Sonne Licht  
Auf des Mannes Angesicht,  
Dessen Auge sonder Arg  
Nie geheime Lücke barg.

Der aus treuer Wahl die Hand  
Als ein unverletzlich Pfand,  
Jeder guten Seele beut,  
Keinem trotz und keinen scheut.

Wo er geht mit festem Schritt,  
Sehn die guten Seelen mit,  
Denn er wandelt recht und frei,  
Alle Tugend wohnt ihm bei.

Tugend macht bei dem ihr Zelt,  
Welcher Wort und Bündniß hält;  
Und in ihrem milden Scheln  
Ziehen Gottes Engel ein.

Nur die Falschen hassen ihn:  
Wenn er eifert, muß entfliehn,  
Wer auf Lippen Honig trägt,  
Aber Groll im Busen hegt.

Lobt, ihr Männer, lobt den Mann,  
Preißt ihn selig: denn er kann  
Zeugen fordern, sicher stehn,  
Und getrost gen Himmel sehn.

Dieses Loblied singen wir  
Liebevoll, o Bruder, dir:

Freundlich fällt der Sonne Licht  
Auf dein treues Angesicht.

Offen ist es, wahr und gut:  
Unser Aller Auge ruht  
Gern auf deinem! Seltsig ist,  
Welche dich als Schwester küßt!

J. G. Jacobi.

### Der Maulwurf.

Eine Fantase.

Da liegst du nun zu meinen Füßen, ehrllicher  
Maulwurf, und ich stütze mich auf mein Grab-  
scheid, und betrachte dich. —

Du hast mir diesen Sommer über mit deinem  
kletaen Rüssel und mit deinen vier unansehn-  
lichen Pfoten so viel Sorge gemacht! Und jetzt  
ist zwischen dir und einem Feldherrn, der fünf-  
zig Städte verwüstet hat, und der nun auf dem  
Paradebette liegt, nicht der geringste Unters-  
chied: ich müßte denn das für Unterschied neh-  
men, daß du ein todter Maulwurf bist, und  
er ein todter Feldherr.

Du bist in deinem Berufe gestorben; denn ich  
erschlug dich in dem Augenblicke, da du wühltest.  
Aber die Bergleute, die uns das Gold suchen,  
für welches wir unsern Thee, unsern Kaffee und  
unsere Nervenkrankheiten kaufen, und die be-  
waffneten Tagelöhner, die dem Schach von Per-  
sien, den sie nie gesehn haben, ein Dorf ero-  
bern, das ihm nach keinem Rechte gehört, ster-  
ben auch in ihrem Berufe.

Unterdessen kenne ich unter meinen Brüdern  
einige Könige der Völker, die ihr Leben beim  
Becher aufgaben, und einige Priester die in den  
Armen der Wollust starben. Deine kleine abge-  
schiedene Seele hat einen Trost mehr, als diese.

Warum es aber in der unermeßlichen Reihe  
der Dinge einen solchen Beruf gibt, wie der

deinige — warum ich nicht leben kann, ohne daß mir mein Garten seine Früchte bringt, und warum du nicht leben kannst, ohne daß du meinen Garten verwüdest — das weiß ich nicht.

Einige meiner Brüder, die man Weltweisen nennt, glauben etwas davon errathen zu können. Aber viel wird es doch auch nicht seyn, was sie davon begreifen. Denn sie kennen doch auch nur den hunderttausendsten Theil von einem Pünktchen der großen unermesslichen Schöpfung, und sein Zusammenhang mit den übrigen Theilen ist ihnen fast so unbekannt, als dir der Plan von einem brittischen Linienschiffe, oder von dem Speisesaal eines Domherrn.

Aber es wird die Zeit kommen, da meine Brüder, die Weltweisen, und wir andern Brüder alle, und — freue dich, Maulwurfsseele! — vielleicht auch du, von dem großen Plane der Schöpfung mehr übersehen werden. —

Ich weiß recht wohl, ehrlicher Maulwurf, daß du nicht nach den Wurzeln meiner Blumen und meiner Kräuter wühltest, sondern nach den Regenwürmern, die mir diese Wurzeln abfraßen. Du führtest Krieg mit meinen Feinden, und ich hätte dir danken sollen. Aber du kömst mir vor, wie meine Brüder, die Richter und Sachwalter. Sie bringen uns um unser Hab' und Gut, während sie uns dasselbe vertheidigen. Ich konnte dich unmöglich länger wühlen lassen.

Deine kleinen Augen konnten zwar nicht so viel Licht ertragen, als die meinigen, und du sahst vielleicht nicht so weit, als ich. Dein kleiner Verstand war zwar nicht fähig zusammen zu rechnen, daß vier eben so viel sey, als zwei und zwei, noch zu untersuchen, was eine gute und was eine böse Handlung sey.

Allein du hattest viel feinere Geruchsnerven, als ich, und du besahest ein viel leiser Gehör. Dein Rüssel war künstlicher gebaut, als die schönste Flöten- oder Uhr des reichsten Finanzpäch-

ters; \*) und deine Pfoten waren zu deinem Besruse zweckmäßiger eingerichtet, als unsere besten ökonomischen Werkzeuge zu dem Gebrauche, zu dem man sie erfunden hat. Ueberdem besahest du Empfindung und Leben, so gut als ich, du liebtest dein Daseyn und verabscheuest deine Zerstörung.

Ich würde demjenigen von meinen Brüdern schelten, der in meinem Angesicht eine Flöten-Uhr zerstörte, wenn sie auch meinem Feinde gehörte. Demungeachtet habe ich dich erschlagen, armer Maulwurf! Aber wie du, nach den Gesetzen deines Daseyns, Regenwürmer zerstörtest, welche auch lebten und ihr Leben liebten: so habe ich, nach den Gesetzen meines Daseyns, dich zerstört.

Der dich, den Regenwurm um mich geschaffen hat, ist der Urheber dieser Gesetze, und weiß allein, warum die empfindenden Geschöpfe seines Erdbodens so beschaffen seyn sollten, daß immer eins der Mörder des andern werden mußte.

Unterdeß, ich habe dich erschlagen, aber ich habe dich nicht gemartert. In dem Augenblicke, da die Schmerzen deiner Zerstörung anfangen, verlorst du das Vermögen sie zu empfinden. Ich habe die Gesetze als ein barmherziger Richter an dir vollzogen.

Die Dinge in der Welt hängen so wunderbar zusammen, ehrlicher Maulwurf! daß ich jetzt zum Exempel aus Neugierde wissen möchte, was der Schlag, mit dem ich dich tödrete, vielleicht für eine Veränderung in der Geschichte des Erdbodens machen wird. Irgend etwas Gutes wird über kurz oder lang zuverlässig daraus erfolgen — denn in der großen Stadt Gottes zweckt alles, was geschieht, am Ende auf etwas Gutes ab — aber, was mag es nun eigentlich seyn, was daraus erfolgen wird?

Ich will einmal träumen.

Dort auf jenem Beete steht eine ganz junge

\*) Ein Mann, der von dem Landesherren gewisse Staats Einkünfte gepachtet hat.

Nachtsiolenpflanze. Sie würde künftigen Frühling sehr wohlriechende Blumen tragen. Ein zartes Mädchen pflückte sie, setzte sie in Wasser, und nahm sie in ihr Kämmerchen. Der starke Duft, der das Kämmerchen am Abend durchwallte, fiel dem zarten Mädchen auf die Nerven; es fühlte sich ungewöhnlich schläfrig und entschlief, den Kopf aufs Klavier gelegt.

Der Sturm der bald darauf entstand, schlug das Fenster auf, welches noch nicht recht eingehängt war. Das Fenster stieß den Vorhang in das noch brennende Licht — der Vorhang brannte an und entzündete das Haus, und im Sturm fielen einige Straßen, sogar das Archiv des Staats, in die Asche — hundert Jahr darnach entstand ein Krieg wegen einer wichtigen Urkunde, die mit verbrannt war, und zwanzig Provinzen wurden während dieses Krieges verwüstet.

Dies ganze Unheil ist nun verhindert.

Denn du hättest in acht Tagen den Regenwurm gefressen, der in neun Tagen aus seinem Loch kriechen, das junge Pflänzchen mit der Wurzel ausreißen, und zu sich in die Erde hinabziehen wird.

Das Pflänzchen wächst nun nicht, und das zarte Mädchen wird von dem starken Wohlgeruch desselben in seinem Kämmerchen nicht betäubt werden.

Komm her, ehrlicher Maulwurf! Ich will dich hier neben meinem schönsten Rosenstocke begraben. Vielleicht übers Jahr duften einige Theilchen deiner Hülle aus der lieblichsten Rose hervor; und wer weiß, treffen sich in tausend Jahren Theilchen von dieser Hülle und von der Hülle deines Mörders neben einander, es sey nun in dem Brautkranze einer Bäuerin, oder in dem Demantdegen eines Monarchen.

Aus den Bagatellen von  
Anton Wall.  
(Abgeändert.)

Neolus und Fobus. \*)

Dem Sonnengotte rühmt einmal  
 Herr Neolus, versehen mit kräftigen Beweisen,  
 Gar weidlich seine Macht. So pflegt sich, nur  
 zur Quaal  
 Des größern Narren, ein Narr zu preisen;  
 Allein der Weise lacht. Der schöne Gott des  
 Lichts  
 blieb ganz gelassen, unverändert  
 In seiner Ruh, antwortet nichts,  
 Und lächelt nur. „Laß sehn!“ spricht Neolus;  
 „dort schlendert  
 Ein Wanderer; laß sehn, was du vermagst!  
 So spottend du jetzt meiner lachst,  
 Den Mantel raß ich ihm vom Rücken;  
 Dir wird es nicht, ich wette drauf;  
 Den Mantel ihm zu nehmen, glücken.“

Nun bietet Neolus all' seine Kräfte auf;  
 Und hu! ein fürchterliches Säusen,  
 Fast in der halben Welt, beginnt;  
 Eurmhohe Meereswogen brausen,  
 Und Wolken jagt der Wirbelwind  
 Empor aus aufgewühltem Staube;  
 Und bebend seufzet die Natur,  
 Und ängstlich birgt im schwachen Laube  
 Sich jedes Blümchen auf der Flur.  
 Die Weid' und Pappel, die nur leise  
 Im Spiel der Winde flüsteren,  
 Drehn rauschend sich in einem Kreise.  
 Es stehn die scheuen Vögelchen,  
 Verlassen die bestürmten Nester.  
 Die Eich' im Wald' allein steht kühn und flüstert  
 Spott  
 Auf den vermeßnen Windegott;

\*) Neolus ist in der alten Fabellehre der Gott der Winde, und Fobus der Gott des Lichts, oder die Sonne.

Und unser Wanderer schnallt seinen Mantel  
 fester,  
 Herrn Aeolus zu Trotz und Spott!

Nun schweigt der Sturm; die Nacht am  
 Himmel schwindet;  
 Sanft scheint die Sonn' herab und warm,  
 Zu warm dem Wanderer, drum bindet  
 Er seinen Mantel ab, und nimmt ihn unter  
 Arm;

Und seht! Herr Aeolus verschwindet.  
 O lacht! Beschämt schleicht er nach Haus.  
 Und forderte nicht mehr den Gott der Sonn'  
 heraus.

Liedge.

---

### Der wilde Apfelbaum.

In dem hohlen Stamme eines wilden Apfels  
 baumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder.  
 Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs,  
 und der Baum ward so stolz darauf, daß er  
 alle andre Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: „Glender  
 Stolz auf geliebene Süßigkeit! Ist deine Frucht  
 darum weniger herbe? In diese treibe den Ho-  
 nig hinauf, wenn du es vermagst; und dann  
 erst wird dich der Mensch segnen!“

Lessing.

---

Mantel

nacht am  
et;  
rm,

unteren

us.  
e Sonn?

oge.

Apfels  
nieder.  
Honigs,  
daß er

Glender  
e Frucht  
den Ho  
nd dann

ing.





W 6044(5)

VD 18

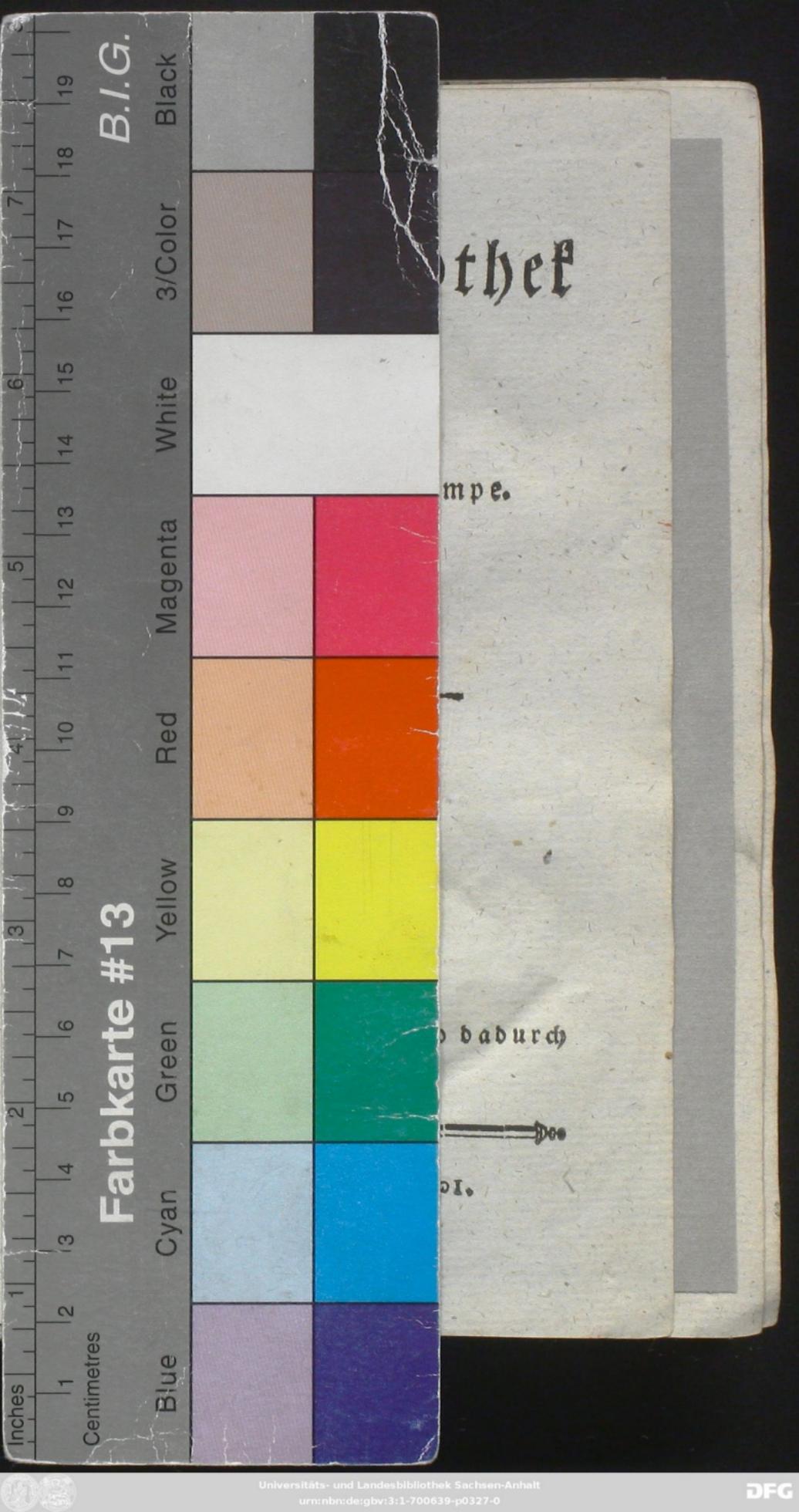
ULB Halle

3

005 474 760







B.I.G.

Farbkarte #13

Inches

Centimetres

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

theſ

mpe.

dadurch

pi.

